Wissenschaftliches System

der


Mimik und Physiognomik

von

Dr. Theodor Piderit.

Mit 94 photolithographischen Abbildungen.

Detmold.
Klingenberg'sche Buchhandlung.
1867.



Wissenschaftliches System

der

Mimik und Physiognomik.

Wissenschaftliches System

der

Mimik und Physiognomik

von

Dr. Theodor Piderit.

Mit 94 photolithographischen Abbildungen.

Detmold.
Klingenberg'sche Buchhandlung.
1867.


PATRE SVO
A CAROLO DARWIN
LEGATVM ACCEPIT
FRANCISCVS DARWIN
Harry Soane. 1888.

Seinem Vater

dem

Geh. Hofrath Dr. Karl Piderit

in Detmold

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Seit mehreren Jahren hat der Verf. die Mimik und Physiognomik zum Gegenstande seiner Studien gemacht und danach gestrebt, diese dunkeln Gebiete der Physiologie einer wissenschaftlichen Behandlungsweise zugänglich zu machen.

Die Arbeit war eine schwierigere, als es Manchem vielleicht scheinen mag, theils weil es sich dabei um eine außerordentliche Fülle complicirter Erscheinungen und verwickelter Fragen handelte, theils weil der Verf. dabei gänzlich auf sich selbst angewiesen war, denn das darauf bezügliche literarische Material ist eben so dürftig wie unbrauchbar.

Von wissenschaftlicher Seite sind diese beiden Doctrinen von jeher auffallend vernachlässigt worden; man hat nur sehr wenige und größtentheils sehr oberfläch-

liche Versuche gemacht, die Probleme derselben aufzuklären, und da diese Versuche fehlgeschlagen sind, so hat man sich allmählig gewöhnt, Mimik und Physiognomik als unzugängliche — als unwürdige Objecte der Forschung anzusehen; man hat sie in die Rumpelkammer der Wissenschaft geworfen — zu der Chiromantie, Handschriftendeutelei, Phrenologie und dergl., und wer es unternimmt, sich mit solchen übel berüchtigten Gegenständen zu befassen, muß darauf gefaßt sein, daß ein Theil des Makels, welcher an jenen haftet, auf ihn selbst zurückfällt. Schriften über Mimik und Physiognomik ist man von vorn herein geneigt, für wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Spielereien zu halten; das gelehrte Publicum schiebt sie achselzuckend bei Seite und würdigt sie keiner ernsten Prüfung, der große Haufen greift wohl danach, aber nicht sowohl um sie zu lesen, als um „Bilder zu besehen", um eine flüchtige Neugierde an den Illustrationen zu befriedigen, welche man in solchen Büchern zu finden erwartet.

Schon im Jahre 1858 wurde eine Arbeit des Verf. über Mimik und Physiognomik plublicirt (Grundsätze der Mimik und Physiognomik. Braunschweig, bei F. Vieweg und Sohn), in welcher die leitenden Ideen niedergelegt wurden, denen er auch bei dieser neuen Ausarbeitung gefolgt ist. Zu einer ausführlicheren und

populäreren Darstellungsweise fehlte die nöthige Muße; da er sich damals in Südamerika aufhielt, und es ihm deshalb nicht möglich war, die Anfertigung der Illustrationen zu beaufsichtigen, sind diese zum Theil nur mangelhaft ausgeführt worden, so daß sie häufig mehr verwirrend als erläuternd und beweisend sind.

Die Critiken, welche über diese Schrift erschienen, fielen sämmtlich günstig aus, obgleich die verschiedensten Standpunkte dabei geltend gemacht wurden (vergl. Wiener medic. Wochenschrift, März 1859; Deutsches Museum vom 6. Oktober 1859; Kölnische Zeitung vom 14. März 1859; Göttinger gelehrte Anzeigen vom 26. März 1859; Frorieps Notizen 1860, Bd. III., Nr. 20; Grundriß der Physiologie des Menschen von K. Vierordt, 1864, S. 474; Deutsche Vierteljahrsschrift Januar—März, Nr. 113, Art. von O. M. R. Dr. R. Volz). Einer weiteren Verbreitung der Schrift stand jedoch nicht nur die äußerst knappe, aphoristische und schmucklose Darstellungsweise im Wege, sondern auch der Umstand, daß darin zwei verschiedene Gegenstände behandelt waren, für welche ein gleich lebhaftes Interesse vom Publicum kaum zu erwarten war. In dem ersten Theile wurde der Versuch gemacht, die Grundzüge einer physiologischen Psychologie zu entwerfen, der zweite Theil war der Mimik und Physiognomik gewid=

met. Verf. hat nun die psychologischen Fragen zum Gegenstande einer besondern Abhandlung gemacht (Gehirn und Geist. Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung, 1863), und in der vorliegenden Arbeit sich darauf beschränkt, sein System der Mimik und Physiognomik ausführlicher zu bearbeiten und durchzuführen. Uebrigens ist von dieser neuen Ausarbeitung der Abschnitt über die Augen bereits 1861 in Bd. XVIII. der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie erschienen.

Es zerfällt diese Arbeit in einen mimischen und in einen physiognomischen Theil. In dem ersten Theile wird untersucht, wie und warum bei gewissen Leidenschaften und Stimmungen gewisse Gesichtsmuskeln in Zuckung und Spannung gerathen, in dem zweiten wird gezeigt, wie diese vorübergehenden, diese mimischen Züge durch häufige Wiederholung zu bleibenden, zu physiognomischen Zügen werden.

Da die Mimik in innigster Beziehung zur Physiognomik steht, so sind schon in dem ersten Theile die physiognomischen Resultate, welche sich aus den mimischen Untersuchungen ergeben, angeführt, und zwar mit verändertem Druck. Diese kurzen physiognomischen Bemerkungen, welche in dem mimischen Theile nur Nebensätze bilden, erscheinen dann in dem physiognomischen

Theile als Hauptsätze, und finden dort ihre nähere Erläuterung und Ausführung.

Daß die Mimik und Physiognomik in zwei getrennten Theilen abgehandelt wird, geschieht vorzüglich im Interesse der Künstler. Für ihre Zwecke genügt das Studium der Mimik, und um ihnen dieses zu erleichtern, sind die Regeln der Mimik in einem selbstständigen Ganzen zusammengefaßt.

Möge der Leser die Mängel dieser Arbeit mit ihren Schwierigkeiten entschuldigen. Da sie in die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens hinübergreift, so wird sie von den verschiedensten Seiten beurtheilt, mit den verschiedensten Maßen gemessen werden. Der Psycholog, der Physiolog, der Anatom, der Künstler, der Physiognomiker — Jeder wird mit andern Ansprüchen diese Schrift prüfen, und was Diesem zu kurz, wird Jenem vielleicht überflüssig erscheinen. Möge man aber berücksichtigen, daß die Untersuchung der mimischen Gesichtsbewegungen der Hauptzweck dieser Arbeit ist, und daß deshalb die übrigen Wissenschaften nur in so weit berücksichtigt werden können, wie sie in Beziehung zur Mimik stehn.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

M i m i k.

I.

Einleitung.

Die mimischen Gesichtsbewegungen bilden die stumme Sprache des Geistes. Die Wortsprachen der Völker sind verschiedenartig und wechselnd, die Mienensprache aber ist aller Orten und zu allen Zeiten ein und dieselbe geblieben. Auf dem Gesichte der amerikanischen Rothhaut wie des befrackten Europäers, des Sclaven wie des Königs, des Kindes wie des Greises ist der Ausdruck des Schreckens, des Zorns, der Entzückung u. s. w. immer derselbe, und daß diese Mienensprache sich zu allen Zeiten gleich geblieben ist, das zeigen uns die Bilder vergangener Jahrhunderte, die Statuen und Monumente des Alterthums.

Diese Sprache ist so deutlich und so verständlich, daß selbst Säuglinge den Ausdruck der Trauer oder des Unmuths auf dem Antlitze der Mutter erkennen, wenngleich diese ihn zu verbergen und zu unterdrücken sucht; sogar Thiere, wie Hunde und Elephanten, wissen die Stimmung ihres Herrn in seinem Gesichte zu lesen. Und wie sehr sich das Auge durch tägliche Uebung für jede noch so unbedeutende Verände-

rung des Gesichtsausdrucks schärft, das wird Jeder an sich selber beobachtet haben. Wenn wir z. B. Jemanden anreden, und dieser sieht uns nicht ins Auge, sondern blickt daneben, so erkennen wir sofort, daß er zerstreut oder unruhig ist; und doch besteht der ganze Unterschied seines Gesichtsausdrucks nur darin, daß die Pupille vielleicht um einen kleinen Theil einer Linie zur Seite gewendet wird.

Jedermann versteht und übt diese stumme Sprache des Geistes, aber — man lernt sie empirisch, ohne sich um ihre Grammatik zu kümmern. Dem Studium der Wortsprachen haben sich zu allen Zeiten bedeutende Geister mit Eifer gewidmet, und Tausende von Bänden sind darüber geschrieben worden, das Studium der Mienensprache — dieser ewigen Sprache der Menschheit — hat man vernachlässigt.

Am nächsten lag diese Arbeit den Physiologen. Aber die meisten gehn darüber hinweg mit der Bemerkung, daß sich für die mimischen Muskelbewegungen keine Regeln aufstellen lassen. Andere begnügen sich mit einigen abgerissenen Bemerkungen und oberflächlichen Andeutungen, welche aber größtentheils ebenso unbegründet wie unbrauchbar sind, weil sie theils auf falschen Voraussetzungen beruhen, theils im Widerspruch mit den Thatsachen stehen. Joh. Müller (Physiologie des Menschen, Bd. II. S. 92) sagt: „Die Beziehungen der Gesichtsmuskeln zu besonderen Leidenschaften sind gänzlich unbekannt." Ebenso Lotze (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Artikel: Instinct. S. 196): „Von der bestimmten Art der Veränderung in den Gesichtszügen bei Freude, Trauer und anderen Affecten läßt sich für unseren Verstand weder Zweck, noch Grund angeben." — Andeutungen über den Grund der mimischen Muskelbewegungen finden sich bei Ch. Bell

(Essays on the anatomy of expression. S. 108). Er geht von der Ansicht aus, daß angenehme Eindrücke eine Erschlaffung des Muskelsystems, unangenehme Eindrücke hingegen eine Spannung der Muskeln veranlassen, und daß deshalb die Gesichtsmuskeln um so heftiger bewegt werden, je unangenehmer der Geist afficirt ist; doch diese Ansicht wird durch die Erfahrung widerlegt, da durch angenehme Geisteserregungen (Musik, Farben, Freude, Hoffnung) die Spannung der Gesichtsmuskeln nicht vermindert, sondern im Gegentheil gewöhnlich vermehrt wird. Wäre aber auch die Voraussetzung richtig, so wird doch keineswegs dadurch aufgeklärt, weshalb bei verschiedenen Leidenschaften einige Gesichtsmuskeln mehr gespannt werden als andere, weshalb z. B. im Zorn die Stirnhaut vertical und nicht horizontal gefaltet wird. — Oken, welcher die Knochen und Muskeln des Kopfes als transformirte Extremitäten betrachtet, meint: „daß das Mienenspiel nichts sei als eine Wiederholung der Gliederbewegung, hervorgebracht durch geistige Zustände (Oken's Naturgeschichte, Bd. II. S. 244). Wenn z. B. ein Thier zum Sprung sich anschickt, so spannen sich nicht nur die Muskeln der Hinterbeine, sondern auch die diesen Muskeln entsprechenden Muskeln des Unterkiefers, — es öffnet sich der Mund und es blecken die Zähne. Beim Ergreifen mit den Vorderfüßen oder Händen ziehen sich die entsprechenden Muskeln des Oberkiefers zusammen, und es hebt sich daher die Oberlippe. Wenn sich beim freundlichen Empfange die Arme öffnen, so heben sich auch die Mundwinkel nach hinten, und es entsteht das Lächeln." Das von Oken angedeutete System ist in seinen Voraussetzungen wie in seinen Schlußfolgerungen gleich unhaltbar. Ganz ähnlichen Ideen huldigt Huschke in seinen: Mimices et physiognomices

fragment. physiol. Jen. 1821 und er hat diese Doctor-Dissertation offenbar unter dem Einflusse seines Lehrers Oken geschrieben. Auch er meint, daß der Kopf ein metamorphosirter Rumpf sei und erklärt die Bedeutung der Kopfmuskeln aus der Bedeutung der analogen Rumpfmuskeln. Auf diese Weise kommt er zu dem Schlusse, daß der Mundmuskel dem Aftermuskel gleichbedeutend sei. Dann sagt er S. 15: „In der Furcht sucht Thier und Mensch in sich zusammenzukriechen, und dabei werden die Beugemuskeln des Körpers in Thätigkeit gesetzt. Dasselbe Muskelspiel wiederholt sich im Gesichte, die Augenbrauen werden zusammengekniffen, die Nase heruntergezogen u. s. w. u. s. w. — E. Harleß (Lehrbuch der plastischen Anatomie) stellt die Ansicht auf: „daß die Gesichtsmuskeln dazu dienen, die Gesichtshaut in Spannung zu versetzen, und daß durch verschiedene Grade der Spannung verschiedene Grade von Empfindung in der Gesichtshaut hervorgerufen werden; daß ferner unangenehme Vorstellungen zu Muskelbewegungen treiben, welche unangenehme Hautgefühle erzeugen" (a. a. O. S. 132). Aber wenn durch Vorstellungen, und hauptsächlich durch leidenschaftliche, wirklich das Bedürfniß entstände, in der Haut verschiedene Grade von Empfindung hervorzurufen (eine Behauptung, welche schwerlich bewiesen und gerechtfertigt werden möchte), warum wird dies Bedürfniß nicht lieber und leichter durch Streicheln, Jucken oder Kratzen mit den Fingern befriedigt, als durch Spannung der Gesichtsmuskeln? Die von Harleß aufgestellte Ansicht ist aber nicht nur unwahrscheinlich, sie ist auch nutzlos, denn für eine systematische Eintheilung und Erklärung der mimischen Bewegungen gewährt sie nicht den geringsten Anhaltspunkt, es wird dadurch ebensowenig wie durch die Bell'sche Ansicht aufgeklärt, weshalb bei gewissen Geistes-

zuständen einzelne Gesichtsmuskeln gespannt werden, während andere in Ruhe bleiben, weshalb z. B. im Zorn verticale und keine horizontale Falten auf der Stirn erscheinen.

Die Werke von Baumgärtner (Krankenphysiognomik. 1839) und von Morison (Physiognomik der Geisteskrankheiten. 1853) behandeln zwar andere Fragen als die hier in Rede stehenden, sind aber in so fern erwähnenswerth, als die sorgfältig ausgeführten Illustrationen für das Studium der Mimik nicht ohne Interesse sind.

Duchenne de Boulogne beschränkt sich in seinem Werke: Mecanisme de la physionomie humaine, welches 1862 erschienen ist und 180 Frs. kostet, darauf, in Photographien die Gesichtsausdrücke wiederzugeben, welche er durch electrische Reizung eines oder mehrerer Gesichtsmuskeln hervorbringt. Da aber nicht durch innere, sondern durch äußere Einflüsse, nicht durch eignen, sondern durch fremden Willen diese Muskelbewegungen hervorgerufen werden, so können solche künstliche Grimassen wenig dazu beitragen, den Zusammenhang aufzuklären, welcher zwischen gewissen Geisteszuständen und den Bewegungen gewisser Gesichtsmuskeln besteht.

Ende des Jahres 1865 ist ein Manuscript aus der Nachlassenschaft des Prof. Gratiolet bei Hetzel in Paris gedruckt worden, unter dem Titel: De la physionomie et des mouvements d'expression. Es werden darin aber physiognomische Fragen nicht behandelt, sondern nur darzustellen gesucht, auf welche Weise körperliche sowohl wie geistige Affectionen sich theils durch veränderte Functionen des Organismus, theils durch Muskelbewegungen äußern. Gratiolet benutzt zur Erklärung der mimischen Muskelbewegungen ähnliche Grundsätze

wie die, welche vom Verf. bereits im Jahre 1858 aufgestellt wurden*). Während aber Gratiolet seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Bewegungen der Extremitäten und des Rumpfes richtet (ähnlich, doch aus andern Gesichtspunkten, wie es Engel in seiner Mimik für Schauspieler gethan hat), widmet er nur einen kleinen Theil seiner Schrift den mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln, und hier sind seine Bemerkungen so unbestimmt und unvollständig, daß es, mit den von ihm aufgeführten und geschilderten Merkmalen, einem Künstler schwerlich gelingen dürfte, gewisse Leidenschaften oder Stimmungen richtig darzustellen.

Uebrigens ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß man in neuester Zeit dem lange vernachlässigten Studium der Mimik ein lebhafteres Interesse zuzuwenden scheint. Während in den älteren Lehrbüchern der Physiologie die Mimik nicht einmal erwähnt wurde, findet sie in dem Werke von Vierordt (Grundriß der Physiologie. Dritte Auflage. S. 372) bereits die gebührende Beachtung, indem die damit in Beziehung stehenden wissenschaftlichen Fragen und Aufgaben erörtert, und die darauf bezüglichen Ansichten und Arbeiten zusammengestellt werden.

Einen ausführlichen und anziehenden Artikel über Mimik und Physiognomik bringt Nr. 113 der deutschen Vierteljahrs=

---

*) Da Gratiolet die früheren Arbeiten des Verf. nicht erwähnt hat, so erlaubt sich dieser, das Recht der Priorität für seine Ansichten geltend zu machen, und zu erwähnen, daß er im Jahre 1859 in Paris (in Gegenwart der Herren Claude Bernard, Brown Séquard, Rayer u. A.) der Société de biologie einen Vortrag gehalten hat, worin er sein System darlegte und seine Methode erklärte. Dieser Vortrag wurde in Nr. 46 der Gazette médicale abgedruckt, und hätte von Herrn Gratiolet um so eher bemerkt werden können, als er durch beigefügte sehr frappirende Illustrationen in die Augen fallen mußte.

schrift (Jan.—März 1866) von O. M. R. Dr. R. Volz. Er erklärt sich mit dem früher vom Verf. aufgestellten Systeme einverstanden, und schließt mit den beherzigenswerthen Worten: „Das Studium der Mimik verspricht uns den Schlüssel zu einer Thätigkeit unsrer Seele, und stellt einem Theile der Aesthetik gesetzliche Grundlagen in Aussicht, um sie aus dem Reiche der Gefühle auf das Gebiet der Naturwissenschaften zu übertragen.“ Verf. erlaubt sich nur, gegen die darin enthaltene Bemerkung zu protestiren, daß seine frühere Arbeit eine Ausführung der von Joh. Müller gegebenen Andeutungen sei.

Einen andern Artikel über Mimik und Physiognomik hat Prof. Damerow in der Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie (B. XVII. 1860) veröffentlicht, nachdem er kurz vorher des Verf. erste Arbeit in demselben Blatte eingehend besprochen hatte. Es werden in diesem Artikel vorzugsweise psychiatrische Fragen behandelt; was über mimische Gesichtsbewegungen gesagt wird, beschränkt sich auf den im Eingange aufgestellten und dann mehrfach wiederholten Satz: „Das Lachen ist der Ausdruck des angenehmen Gefühlseindrucks mit den allgemeinen mimischen Bewegungen der Expansion, Extension, Exaltation; das Weinen der Ausdruck des unangenehmen Gefühlseindrucks mit dem mimischen Reflex der Contraction, Flexion, Depression, und endlich drittens das Lachen und Weinen zugleich, der Ausdruck der aus angenehmen und unangenehmen gemischten, zusammengesetzten Gefühlseindrücke, mit mimisch gemischten Bewegungen, oscillatorischen, convulsivischen.“ Auf eine speciellere Untersuchung verschiedener Gesichtsausdrücke bei verschiedenen Geisteszuständen wird jedoch nicht eingegangen.

Die mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln haben

nun aber, außer dem allgemein wissenschaftlichen, noch ein besonderes practisches Interesse, und zwar für die Künstler. Man sollte deshalb vermuthen, daß Maler und Bildhauer, deren höchste Aufgabe es ist, den menschlichen Gesichtsausdruck schön und naturgetreu darzustellen, zu allen Zeiten danach gestrebt haben müßten, die Sprache der Leidenschaften in den Mienen des menschlichen Antlitzes gründlich zu studiren. Aber nur einer, der Maler Lebrun, hat den Versuch gemacht, einige Grundsätze für die Erklärung und Darstellung des Mienenspiels aufzustellen, in seiner kleinen Schrift: Methode pour apprendre a dessiner les passions (Amsterdam 1702). In seiner psychologischen Einleitung behauptet er, daß es zwei Gattungen von Leidenschaften gebe, — einfache und zusammengesetzte. Erstere sollen ihren Ursprung in dem Begehrungsvermögen — dem appetit concupiscible — haben, und er rechnet dazu die Liebe, den Haß, das Verlangen, die Freude und die Traurigkeit, letztere sollen ihren Ursprung in dem Verabscheuungstriebe — dem appetit irascible — haben, und er zählt dazu die Furcht, die Kühnheit, die Hoffnung, die Verzweiflung und den Zorn. Sollte diese Probe den appetit concupiscible des Lesers reizen, mehr von diesem eigenthümlichen psychologischen System zu genießen, so wird er sich den Appetit vergehen lassen müssen, denn Herr Lebrun hat sich die Mühe gespart, seine Eintheilung zu begründen, oder weiter auszuführen. Er behauptet dann aber ferner, daß die verschiedenen Leidenschaften hauptsächlich an den Augenbrauen zum Ausdruck kommen, und zwar aus dem Grunde, weil bekanntlich die Seele in der Zirbeldrüse sitze. Da nun von allen Gesichtsmuskeln die Augenbrauenmuskeln der Zirbeldrüse am nächsten lägen, so sei es ganz natürlich, daß diese

auch unter dem unmittelbarsten Einflusse der Seelendrüse ständen. Die Erklärung der Bewegungen, welche durch leidenschaftliche Zustände in den übrigen Gesichtsmuskeln verursacht werden, macht er sich sehr leicht, indem er versichert, daß alle Gesichtsmuskeln sich immer in derselben Richtung bewegen wie die Augenbrauenmuskeln. Er sagt: „bei angenehmen Eindrücken werden die Augenbrauen in die Höhe gezogen, bei sehr starken angenehmen Eindrücken werden zugleich die Mundwinkel gehoben; wenn dagegen die Augenbrauen heruntergezogen werden, so senken sich auch die Mundwinkel." Es ist kaum der Mühe werth, diese falschen Behauptungen zu widerlegen. In der Freude zieht man selten die Augenbrauen in die Höhe, wohl aber im Zustande der Verwunderung, des Schreckens und Entsetzens, und in diesem Zustande wird Niemand gehobene Mundwinkel, d. h. einen lächelnden Ausdruck zeigen. Ebenso wenig senken sich die Mundwinkel, wenn im Zustande des Zorns die Augenbrauen heruntergezogen werden. Uebrigens widerlegt sich Lebrun in seiner Schrift selbst durch seine Zeichnungen, von denen einige nicht übel sind, mit seiner Theorie aber ganz und gar nicht übereinstimmen.

Da den Künstlern die Gesetze der Mienensprache nicht bekannt sind, so sind sie darauf angewiesen, durch aufmerksame Beobachtung der Menschen das Material für ihre Darstellungen zu sammeln. Leonardo da Vinci (des berühmten florentinischen Malers Leonardo da Vinci höchst nützlicher Tractat von der Malerei, Nürnberg, 1724) drückt sich darüber folgender Maaßen aus: „Ihr kennet aus eurem Sinn wahrhaften Zorn oder andere Zufälle der Gemüthsbewegungen, als Lachen, Weinen, Empfindung des Schmerzens, die Furcht und dergleichen nicht nach einem Modell machen. Es wird aber nicht

undienlich sein, wenn ihr eine Schreibtafel bei euch traget, um mit einem silbernen Griffel dergleichen Bewegungen, ingleichen auch die actiones der Umstehenden und ihre Eintheilung künstlich darein zu verzeichnen. Dieses wird euch lernen, Historien zusammenzusetzen, nnd wenn ihr euer Büchlein voll habt, leget solches beiseits und verwahret es wohl zu eurem Vorhaben. Ein guter Maler soll zwei Dinge sonderlich fleißig in acht nehmen, nemlich den menschlichen Körper wohl zu umreißen und die lebhafte Ausdrückung der Affecten zu merken, die man in den Sinn gefaßt hat; welches zwei Stücke von großer Wichtigkeit sein." Eine andre Stelle lautet: „Seid bei jeder Gelegenheit, als beim Spazierengehen, begierig, die Stellung und Geberden derjenigen Personen anzusehen, und genau zu beobachten, welche vertraulich mit einander reden und lachen, die sich mit einander zanken und schlagen; den Begriff, so ihr euch davon gemacht, zeichnet geschwind und in wenig Strichen in ein Büchlein." Dasselbe sagen, mit andern Worten, alle Künstler noch heute. Die Mangelhaftigkeit eines solchen Studiums leuchtet aber ein. Die Gelegenheiten, Menschen im Zustande des Affectes zu beobachten, sind selten und sehr flüchtig, und deshalb werden immer nur wenige, besonders begabte Künstler im Stande sein, die Sprache der Leidenschaften richtig aufzufassen und nachzuahmen. Von den älteren Künstlern ist es vorzüglich Hogarth, von den neueren Kaulbach, welche am glücklichsten und treuesten die mannigfaltigen und feinen Nüancen des Mienenspiels dargestellt haben. Kaulbach hat in seinen Illustrationen zu „Reineke der Fuchs" den schlagendsten Beweis gegeben, wie richtig er die Mienensprache in ihren Grundzügen erfaßt hat, indem er selbst thierischen Gesichtern durch wenige characteristische Linien das Gepräge menschlicher

Leidenschaften zu geben wußte. Wie mangelhaft aber im Allgemeinen der mimische Ausdruck von den Künstlern dargestellt wird, davon wird sich Jeder überzeugen, der mit Aufmerksamkeit eine Bildergalerie durchmustert. Oft sieht man da, selbst auf Bildern namhafter Künstler, Gestalten, welche durch die Haltung des Rumpfes, durch die Bewegungen der Arme und Beine einen bestimmten Affect, Wuth, Verzweiflung, Entzückung 2c. zu erkennen geben, deren Gesichter aber, allein betrachtet, einen ganz unverständlichen oder gleichgültigen Ausdruck haben; oft auch sieht man einen beabsichtigten Affect nur theilweise und lückenhaft im Gesichte dargestellt, während z. B. der obere Theil des Gesichtes, Stirn und Augen, höchstes Entsetzen zu erkennen giebt, ist der untere Theil, Mund und Nase, ohne allen Ausdruck geblieben.

Die Alten liebten es bekanntlich nicht, auf den Gesichtern ihrer Statuen heftige Leidenschaften in ihrer ganzen Schärfe darzustellen — und mit Recht, denn der flüchtige Ausdruck der Leidenschaft, wenn er festgehalten wird auf der Leinwand oder im Marmor, macht einen peinlichen widerlichen Eindruck. Der Zweck der Kunst ist, Behagen zu erregen, aber nicht Schrecken oder gar Widerwillen. Auf den Gesichtern der griechischen Statuen sieht man deshalb den Ausdruck der Leidenschaft gleichsam gedämpft und verhüllt unter dem Schleier classischer Ruhe. In diesem Bestreben, das ruhige und schöne Ebenmaaß der Gesichtszüge möglichst zu wahren, sind jedoch die Alten häufig auch zu weit gegangen. Ein Beispiel davon ist die bekannte Statue der Niobe. Sie steht im Kreise ihrer erschlagenen Kinder, gefoltert vom tiefsten Seelenschmerz, und doch wird ein Unbefangener auf ihrem Gesichte kaum einen andern Ausdruck finden, als den einer gleichgültigen

Ruhe. Winkelmann, der begeisterte Verehrer der Alten, behauptet, daß sich die Schönheit am vollkommensten offenbare im Zustande der Ruhe, „wenn kein Affect die Klarheit der Seele trübt, wenn das Zünglein der Wage weder zum Schmerz noch zur Fröhlichkeit hinneigt, und der Geist sich in die tiefe Stille selbstvergessener Befriedigung und Sammlung zurückzieht.“ Aber nein! — der Geist ist erhabener als die Form, und ein Antlitz, aus dem ein tiefes Seelenleben spricht, wird immer erhebender und ergreifender auf den Beschauer einwirken, als ein Gesicht, welches nur den Stempel marmorner Ruhe trägt. Die Aufgabe der Kunst ist es, das rechte Maaß einzuhalten.

Jeder Maler und jeder Bildhauer wird nun aber gestehen, daß es ihm oft sehr schwer wird, seinen Köpfen den Ausdruck zu geben, der seiner Phantasie vorschwebt, daß er oft planlos und vergebens suchen und versuchen muß, daß es häufig nur ein Zufall oder die Inspiration eines glücklichen Momentes ist, die ihn finden läßt, was er sucht. Diese Schwierigkeiten würde er leicht überwinden können, wenn er sich Rechenschaft zu geben vermögte von den Beziehungen, welche zwischen dem Geistesleben und den Gesichtsmuskeln bestehn, wenn er wüßte, wie und warum gewisse Geisteszustände von gewissen Muskelbewegungen begleitet werden.

Der Verfasser hat versucht, das Räthsel zu lösen. Indem er die Sprache der Leidenschaften bis zu ihren Ursachen verfolgt, indem er das flüchtige und complicirte Spiel der Mienen in seine Einzelheiten zerlegt, gelangt er zu einer systematischen Eintheilung und Erklärung der mimischen Muskelbewegungen. Sind die von ihm aufgestellten Regeln richtig, so werden sie dem Künstler ein Mittel an die Hand geben, einen beliebi-

gen verlangten Gesichtsausdruck gleichsam mit mathematischer Bestimmtheit zu construiren und in einem Gesichte darzustellen. Das Studium dieser Regeln wird alsdann dem gewissenhaften und strebsamen Künstler eben so ersprießlich und unerläßlich sein, wie das Studium der Anatomie; denn wie die Anatomie ihn lehrt, die Haltungen und Bewegungen des Körpers richtig und naturgemäß darzustellen, so wird die Mimik ihn lehren, den Ausdruck der Leidenschaften im Gesichte richtig und deutlich nachzuahmen. Es versteht sich dabei von selbst, daß das Studium der Mimik einen Menschen ebensowenig zum Künstler machen kann, wie das Studium der Anatomie. Zu der Darstellung des Schönen und Idealen ist, neben der Technik, künstlerischer Geschmack, künstlerischer Tact erforderlich, welcher sich nicht lehren und nicht lernen läßt. Anatomie und Mimik sind aber Hülfswissenschaften der Kunst; sie lehren den Künstler Wahrheit, Wahrheit aber ist die erste Grundbedingung der Schönheit.

Die verschiedenen Arten des mimischen Ausdrucks hat der Verf. durch einfache, schematische Zeichnungen anschaulich zu machen gesucht; sie wurden möglichst einfach und schmucklos gehalten, weil sie um so verständlicher, beweisender und überzeugender sein werden, je bestimmter und schematischer sie sind*). In manchen Fällen hätte man den mimischen Ausdruck durch kleine Kunstgriffe leicht noch frappanter machen können, indem man z. B. den Entsetzten mit gesträubten Haaren, unordentlichen

*) Da es sich bei diesen Illustrationen mehr um Anschaulichkeit, Schärfe und anatomische Richtigkeit, als um künstlerische Schönheit handelte, so hat der Verf. es vorgezogen, selbst sie anzufertigen; da er aber keineswegs Künstler ist, so wird man bei der Beurtheilung derselben keinen künstlerischen Maaßstab anlegen dürfen.

Kleidern und emporgehobenen Händen darstellte, den Schwärmer mit langwallenden, den Dümmling mit in die Augen hängenden Haaren, den Zornigen mit buschigen Augenbrauen ꝛc. Solche Hülfsmittel sind sehr geeignet, die Auffassung des Lesers zu unterstützen und sein Urtheil zu bestechen; auch ist dem Verf. kein mimisches, physiognomisches oder phrenologisches Werk zu Gesicht gekommen, in welchem die Illustrationen nicht überreichlich mit dergleichen Ausschmückungen versehen waren. Bei den hier angefügten Zeichnungen wurde jedoch absichtlich darauf verzichtet, und man wird finden, daß sich bei ihnen immer dieselbe Physiognomie wiederholt, entweder en profil, oder, wo es passend schien, en face. Die verschiedenen Figuren wurden so angefertigt, daß zunächst die Schablone dieser Physiognomie auf das Genauste copirt und dann, durch wenige, characteristische Striche, der mimische Ausdruck hineingelegt wurde. Auf solche Weise bemühte sich der Verf. seinen Zeichnungen die Einfachheit, Deutlichkeit und Beweiskraft geometrischer Figuren zu geben. Erkennt der unbefangene Beobachter in ihnen mit Leichtigkeit den beabsichtigten Geisteszustand, so liefern sie den practischen Beweis, daß die Regeln richtig sind, nach welchen sie construirt wurden. Diese Illustrationen beschränken sich auf die Darstellung einfacher Geisteszustände, deutlich ausgesprochener Leidenschaften; die feinen und mannichfaltigen Modificationen und Nüancirungen des Mienenspiels aus diesen einfachen Grundzügen zu componiren, muß der Hand des Künstlers überlassen bleiben. Wie die Musik, mit dem einfachen Material von 7 ganzen und 5 halben Tönen, eine unendliche Fülle von Modulationen und Harmonien hervorzubringen vermag, je nachdem die Töne in verschiedner Weise sich folgen oder zusammenstellen, so erscheinen

auch auf dem menschlichen Antlitze unendliche Variationen und Modificationen des Mienenspiels, je nachdem die verschiedenen mimischen Züge neben- oder durcheinander, stärker oder schwächer auftreten. Hier können nur die Grundtöne des Mienenspiels gelehrt werden, eine Melodie daraus zu machen, ist Sache des Künstlers *).

Um übrigens den Leser zu überzeugen, daß es immer nur eine und nicht mehrere Weisen giebt, in welcher sich eine bestimmte Leidenschaft oder Stimmung im Gesichte äußert, um zu zeigen, daß die Schöpfungen der Künstler mit den schematischen Zeichnungen des Verf. übereinstimmen, sind hin und wieder auch Beispiele aus bedeutenden Kunstwerken alter und neuer Zeit beigefügt worden. Dabei wurden die betreffenden Original-Kupferstiche, Photographien ꝛc. mit gewissenhafter Sorgfalt copirt, und zwar so, daß die characteristischen Linien „durchgefenstert" und auf Oelpapier „durchgepauscht", die Schatten aber weggelassen wurden. Auf solche Weise haben diese Contourzeichnungen an Schärfe und Anschaulichkeit gewonnen, ohne an Treue zu verlieren.

Beim Druck dieses Werkes kam es vor allen Dingen darauf an, die vom Verf. angefertigten Illustrationen durchaus genau und fehlerlos zu vervielfältigen. Diese sollen nicht nur dazu dienen, dem Leser das Verständniß zu erleichtern, sondern sie sollen auch die Probe und den Beweis liefern für die

*) Sehr wünschenswerth und zweckmäßig würde es sein, wenn ein intelligenter Künstler es unternehmen wollte, nach den vom Verf. gelieferten schematischen Zeichnungen, Gypsköpfe anzufertigen, welche in den Künstlerakademien zum Unterricht und zum Studium dienen könnten. Daß solche plastische Modelle, welche sich in die verschiedensten Stellungen und Lagen bringen lassen, zu künstlerischen Zwecken weit instructiver und brauchbarer sein würden als einfache Zeichnungen, liegt auf der Hand.

Richtigkeit der vom Verf. aufgestellten Regeln und Grundsätze. Bei der großen Einfachheit der Zeichnungen kann nun aber schon ein verkehrter Strich oder Punkt den Ausdruck der Physiognomie sehr wesentlich verändern, und in Folge dessen wird der Leser leicht verwirrt, der Verf. mißverstanden werden. Solche kleine und doch verhängnißvolle Fehler kann der Holzschneider oder Lithograph niemals ganz vermeiden. Es wurde deshalb die Photolithographie gewählt, eine Methode, welche in Bezug auf Genauigkeit Nichts zu wünschen übrig läßt. Leider hat sich jedoch der Uebelstand dabei herausgestellt, daß alle Köpfe nun eigenthümlich platt und leblos erscheinen. Die mit Bleistift ausgeführten Originale haben mehr Ausdruck und plastische Rundung, weil einzelne Parthien darin durch dunklere Striche, durch sogenannte „Drucker" hervorgehoben sind. Solche markirte Stellen lassen sich aber durch die Photolithographie nicht wiedergeben, denn alle Linien kommen dabei immer nur in demselben, gleichmäßig dunkeln Farbentone zum Vorschein. Immerhin bot jedoch die Photolithographie so bedeutende Vortheile, daß sie allen andern Methoden der Vervielfältigung vorgezogen wurde, und der Leser möge entschuldigen, was sich nicht ändern ließ.

Die mimischen Bewegungen *) treten nun aber nicht allein in den Gesichtsmuskeln auf, sondern auch in den Muskeln des Rumpfes und der Extremitäten, doch im Gesichte

---

*) Von den mimischen Bewegungen sind die pantomimischen zu unterscheiden. Während die mimischen Bewegungen mehr unabsichtlich, instinctiv sind, sind die pantomimischen Bewegungen absichtlich, und können eine plötzliche, unterbrochene, hüpfende, taktmäßige, schleichende, fallende, steigende Bewegung, die Höhe, Breite, Rundung u. s. w. eines Objectes nachahmen, und dienen, neben der Sprache, dazu, sich andern Menschen verständlich zu machen.

geben sie sich am leichtesten zu erkennen, denn während die übrigen Muskelparthien des Körpers mehr oder weniger zusammengedrängt liegen, sind die **Gesichtsmuskeln** gleichsam auf einer **Fläche ausgespannt**, und selbst eine leise Zuckung dieser verhältnißmäßig so kleinen Muskeln wird dadurch dem Auge sofort wahrnehmbar.

Aber noch aus einem anderen Grunde geben sich Erregungen und Zustände des Geistes am leichtesten in den Gesichtsmuskeln zu erkennen. Es **entspringen** nämlich die **Wurzeln der Nerven**, welche die **Gesichtsmuskeln** in **Bewegung setzen**, in der **unmittelbaren Nachbarschaft des Geistesorgans**, und aus diesem Grunde pflanzt sich eine Erregung des Geistesorgans so außerordentlich leicht auf jene Nerven fort. Unter den Bewegungsnerven der Gesichtsmuskeln ist nun aber der Nervus facialis *), der Gesichtsnerv, bei Weitem der bedeutendste, er ist der eigentlich mimische Nerv, und jede heftige Geisteserregung verursacht eine Zuckung der Muskeln, welche unter seiner Herrschaft stehn. Weshalb aber bei bestimmten Geisteszuständen bestimmte Muskeln und Muskelgruppen in Bewegung gerathen, wird der Verf. in den folgenden Blättern darzulegen suchen.

Seine Untersuchungen beschränken sich auf das Gebiet der Gesichtsmuskeln.

Mimische Gesichtsbewegungen sind die Folge gewisser Geisteszustände, und jene verhalten sich zu diesen, wie die

*) Der Nervus facialis hat bei den Thieren eine ähnliche mimische Bedeutung wie bei den Menschen, und nicht nur das Spitzen der Ohren bei Pferden und Hunden, auch das Sträuben der Kopffedern bei den Vögeln wird durch den N. facialis bewirkt.

Wirkungen zu ihren Ursachen; ein Verständniß der Wirkungen aber ist nicht möglich ohne ein Verständniß der Ursachen, mit anderen Worten — richtige mimische Grundsätze lassen sich nur ableiten aus richtigen psychologischen Grundsätzen, und deshalb müssen zunächst diejenigen Geisteszustände erörtert werden, welche zum Verständniß und zur Erklärung der mimischen Gesichtsbewegungen dienen sollen.

II.

Psychologisches*).

Das Organ des Geistes ist ein Theil des Gehirns und heißt, zur Unterscheidung von andern Gehirntheilen, das Geisteshirn. Die Thätigkeit dieses Organs wird geweckt und unterhalten durch die ihm zuströmenden Sinneseindrücke. Diese bilden das Material der Geistesthätigkeit, und ohne sie würde das Geistesorgan ebenso unthätig bleiben, wie z. B. das Gesichtsorgan ohne Lichteindrücke.

Ein Gegenstand ist für den Menschen nur in so weit erkennbar, als die Eigenschaften dieses Gegenstandes von den Sinnesorganen aufgefaßt werden können, d. h. in so weit die Eigenschaften dieses Gegenstandes Erregungsursachen (adaequate Reize) der Sinnesnerven bilden. Das Geistesorgan ist das Centralorgan aller Sinnesorgane, der Sammelplatz aller Sinneseindrücke. Indem die durch Eigenschaften eines Gegen=

---

*) Eine genauere Ausführung der hier berührten psychologischen Fragen findet sich in des Verf. Schrift: Gehirn und Geist. Leipzig und Heidelberg. 1863. Bei C. F. Winter.

standes verursachten Sinneseindrücke zum Geistesorgane gelangen, und vom Geistesorgane (längere oder kürzere Zeit) festgehalten werden, entsteht die *Vorstellung* dieses Gegenstandes. Für den Geist existirt also ein Gegenstand nur als Vorstellung, und wir denken nicht über den Gegenstand selbst nach, sondern über das geistige Bild, welches uns, vermöge der Organisation unsrer Sinne und unsres Gehirns, aufgezwungen wird. *Jede Vorstellung von einem Gegenstande ist also eine Summe von Sinneseindrücken,* welche im Geistesorgane festgehalten werden.

Je häufiger aber das Geistesorgan in derselben Weise erregt wird, je häufiger dieselbe Gruppe von Sinneseindrücken ihm zugeführt wird, desto vollkommner und klarer entwickelt sich eine Vorstellung aus der chaotischen Masse von Sinneseindrücken, welche dem Geiste unablässig zuströmen.

Die Vorstellungen, von denen bis hierher die Rede war, sind Vorstellungen von Gegenständen, d. h. *concrete* Vorstellungen. Der Geist hat aber die Fähigkeit, die concreten Vorstellungen zu verarbeiten und aus concreten Vorstellungen *abstracte* Vorstellungen, d. h. Vorstellungen von Verhältnissen zu bilden, und zwar bildet er eine abstracte Vorstellung, indem er concrete Vorstellungen zusammenstellt, und das einer Vorstellungsgruppe Gemeinsame zu einer neuen Vorstellung zusammenfaßt. Mag aber eine Vorstellung noch so abstract sein, sie wurzelt immer in sinnlichen Wahrnehmungen (Nihil in intellectu, quod antea non fuerit in sensibus). So ist z. B. Baum eine abstracte Vorstellung, welche fast allen Menschen geläufig ist, aber diese Vorstellung ist keineswegs bei allen Menschen gleichartig. Sie gestaltet sich verschiedenartig, je nach den concreten Vorstellungen aus welchen sie

entsprossen ist; anders bei einem Bewohner der Eichenwälder, anders bei einem Bewohner der Palmenländer.

Da nun also eine abstracte Vorstellung aus Eigenschaften concreter Vorstellungen gebildet wird, wie eine concrete Vorstellung aus Eigenschaften von Gegenständen, so erscheint eine abstracte Vorstellung dem Geiste in derselben Weise wie die concreten Vorstellungen, aus welchen sie hervorgegangen ist, d. h. wie ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand. Jeder, der sich unbefangen prüft, wird sich gestehn müssen, daß es ihm unmöglich ist, eine abstracte Vorstellung zu denken, welche so abstract wäre, daß sie alle sinnlichen Vorstellungen ausschlösse. Jede abstracte Vorstellung erscheint dem Geiste immer als ein Object im Raume, d. h. als eine Gestaltung (oder Gruppe von Gestaltungen) oder als ein Object in der Zeit*), d. h. als eine Begebenheit. Wer sich einbildet, daß er eine abstracte Vorstellung von allen sinnlichen Vorstellungen entkleidet denken könne, der denkt gewiß nur ein leeres Wort, d. h. eine Klangverbindung ohne geistigen Inhalt.

Wir sind hiermit an dem ersten Fundamentalsatze der Mimik angelangt. Er heißt: Da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginaere Gegenstände.

Die Vorstellungen können angenehmer oder unangenehmer Art sein, und zwar sind dieses erstens: solche, welche

*) Die Vorstellungen Raum und Zeit, die Vorstellungen des Nebeneinander und Nacheinander sind die abstractesten Vorstellungen. Die Wörter Raum und Zeit bezeichnen die allgemeinsten Erscheinungsweisen der Dinge.

aus harmonischen oder disharmonischen Sinneseindrücken*) entsprungen sind, d. h. Vorstellungen, welche allgemein als angenehm oder unangenehm aufgefaßt werden, und zweitens: solche, welche angeborenen**) oder angewöhnten Neigungen oder Abneigungen entsprechend sind, d. h. Vorstellungen, welche individuell als angenehm oder unangenehm aufgefaßt werden.

Da nun aber gezeigt wurde, daß alle Vorstellungen dem Geiste erscheinen wie sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, so erscheinen die angenehmen oder unangenehmen Vorstellungen dem Geiste wie angenehme oder unangenehme Gegenstände, d. h. wie Gegenstände, deren Eigenschaften harmonisch oder disharmonisch auf die Sinnesorgane einwirken***).

---

*) Wie jedes Sinnesorgan die Eigenschaft besitzt, nur durch gewisse (ihm adäquate) Reize erregbar zu sein, so hat auch ferner jedes Sinnesorgan die Eigenschaft, von einigen dieser adäquaten Reize harmonisch, von anderen disharmonisch erregt zu werden. Je umfassender, je abstracter, je vergeistigter eine angenehme oder unangenehme Vorstellung ist, desto mehr tritt natürlich in ihr die Erinnerung an die einzelnen harmonischen oder disharmonischen Sinneseindrücke zurück, aus welchen sie entsprungen ist.

**) Eine solche angeborene Neigung ist gleichbedeutend mit einer angeborenen Disposition des Geisteshirns gewisse Vorstellungen mit besonderer Leichtigkeit und Vorliebe zu bilden und festzuhalten. (Sinn für Musik, Malerei, Mathematik, Sprache, Liebe zur Heimath, zur Familie, Lust am Wandern, am Kämpfen u. s. w.)

***) Daß abstracte angenehme oder unangenehme Vorstellungen den Geist in derselben Weise erregen, wie harmonische oder disharmonische Sinneseindrücke, darauf deutet schon die Sprache hin, in welcher man Bezeichnungen von harmonischen oder disharmonischen Sinneseindrücken übertragen findet auf abstracte Vorstellungen. Das Wort Schmerz z. B. bezeichnet ebensowohl disharmonische Gefühlseindrücke, wie auch den unangenehmen Charakter mancher abstracten Vorstellungen (z. B. Schmerz der Trennung). Das Wort bitter wird sowohl für disharmonische Geschmackseindrücke, wie auch für abstracte Vorstellungen angewendet (z. B. bittere Kränkung, bittere Verluste). Man spricht von süßen Geschmackseindrücken wie von süßer Liebeslust, von finstern Gesichtseindrücken wie von finstern Mordgedanken, vom hellen Strahl des Lichts wie vom hellen

Hiermit sind wir zu dem zweiten Fundamentalgesetze der Mimik gelangt. Es heißt: Die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf imaginaere harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke. Die durch angenehme Vorstellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische imaginaere Sinneseindrücke, die durch unangenehme Vorstellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf disharmonische imaginaere Sinneseindrücke.

Die durch Geisteszustände verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich also theils auf imaginaere Gegenstände, theils auf imaginaere Sinneseindrücke. In diesem Satze liegt der Schlüssel zum Verständniß aller mimischen Muskelbewegungen.

Bekanntlich wird keinesweges jede Art der Geistesthätigkeit von mimischen Muskelbewegungen begleitet. Es treten diese aber immer um so gewisser auf, je intensiver der Geist durch eine Vorstellung afficirt wird, und es wirkt eine Vorstellung um so intensiver:

1. je ausgeprägter der angenehme oder unangenehme Character derselben ist. Wie harmonische oder disharmonische Sinneseindrücke den Geist lebhafter afficiren als indifferente, wie z. B. eine leise Dissonanz den Geist mehr afficirt als ein lauter aber reiner Ton, so wird auch

---

Strahl der Hoffnung. Warme, heiße, kalte, schauerliche Gefühle sind Ausdrücke, welche nicht nur verschiedenartige Erregungen des Gefühlsorgans bezeichnen, sondern auch mancherlei abstracte Vorstellungen. Man redet von warmer und erkaltender Freundschaft, heißer Liebe, kaltem Spott u. s. w.

der Geist durch eine angenehme oder unangenehme Vorstellung, z. B. durch die Vorstellung der Geliebten, lebhafter erregt, als durch eine indifferente Vorstellung, z. B. die Vorstellung von einem Spazierstock;

2. wirkt eine Vorstellung um so intensiver, je plötzlicher sie auftritt. Wie eine Sinneserregung, so afficirt jede Vorstellung den Geist um so mehr, je unvorbereiteter sie erscheint. Wie z. B. ein in dunkler Nacht plötzlich hervorbrechendes grelles Licht den Geist stärker erregt, als eine allmählig zunehmende Helligkeit, — so erregt auch eine Vorstellung den Geist um so stärker, je plötzlicher sie erscheint; die Nachricht von einem unerwarteten Todesfalle z. B. afficirt den Geist heftiger, als die Nachricht von einem langerwarteten.

Natürlich bleibt die Intensität einer Geisteserregung dieselbe, wenn eine ihrer Ursachen schwächer wird, während eine andere in entsprechendem Verhältnisse stärker wird, eine sehr plötzliche und dabei wenig angenehme oder unangenehme Vorstellung kann deshalb eben so wohl Veranlassung zu mimischen Muskelbewegungen geben, wie eine wenig plötzliche aber dabei sehr angenehme oder unangenehme Vorstellung.

Die mimischen Muskelbewegungen äußern sich hauptsächlich an den zahlreichen und beweglichen Muskeln des Gesichts, theils weil, wie oben angegeben wurde, die Nerven, durch welche sie in Bewegung gesetzt werden, in unmittelbarster Nähe des Geistesorgans entspringen, theils aber auch, weil diese Muskeln dazu dienen, die Thätigkeit der Sinnesorgane zu unterstützen. Die auf imaginaere Sinneseindrücke bezüglichen mimischen Bewegungen treten am leichtesten und deutlichsten an denjenigen Gesichtsmuskeln hervor, welche durch ihre Beziehung zu den Sinnesorganen am beständigsten thätig,

am leichtesten erregbar sind. Sie treten also am leichtesten hervor an den Muskeln des Gesichtsorgans, weniger leicht an denen des Geschmacksorgans, seltner an denen des Geruchsorgans und am seltensten an denen des Gehörorgans. (In welcher Weise sich Erregungen des Gefühlsorgans im Gesicht äußern, wird später erläutert werden.)

III.

Mimik der Augen.

Durch die Augen, durch den Gesichtsinn, empfängt der Geist den größten Theil des Materials, welches er verarbeitet. Unablässig thätig umfaßt das Auge in einem Momente die fernsten Räume und die mannichfaltigsten Gegenstände, es lehrt uns Farben und Formen kennen und ist ein immer spendender Quell der reichsten Freuden; es führt den Geist hinauf in die lichten Höhen überirdischer Ahnungen und in die tiefsten Schachten der Wissenschaft.

Dieses kostbare und empfindliche Organ liegt auf der Höhe des Hauptes, eingebettet in eine feste Knochenhöhle, deren oberer Rand schützend vorspringt. Die knöcherne Augenhöhle wird nach Außen durch die beiden Augenlider geschlossen. Hinter ihnen liegt der kugelförmige Augapfel, Fig. 1, umkleidet mit einer weißen, straffen, durchsichtigen Haut. Zwischen den geöffneten Augenlidern sieht man in dieser weißen Haut einen kreisrunden Ausschnitt, durch welchen, wie durch ein Fenster, die Lichtstrahlen in die innern Räume des Augapfels fallen. Geschlossen ist dieses Augenfenster durch

eine krystallklare, durchsichtige Haut, die sogenannte **Hornhaut**, Fig. 1 a, und hinter dieser liegt, kranzartig, die **Iris** oder Regenbogenhaut, Fig. 1 b, welche bekanntlich bei verschiedenen Menschen verschiedenartig gefärbt ist. Im Centrum dieser Regenbogenhaut erscheint, wie ein schwarzer Punkt das Sehloch, die **Pupille**, deren Größe wechselt, je nachdem die Regenbogenhaut sich zusammenzieht oder ausdehnt.

Bei der mimischen Untersuchung der Augen beschäftigt uns

1.

Der Blick,

d. h. die Bewegungen des Augapfels.

Der Augapfel ruht so lose in seinem Knochengehäuse, daß er mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit bewegt werden kann, und zwar geschieht dies durch 6 Muskeln, welche, in der Tiefe der knöchernen Augenhöhle entspringend, sich oben, unten und zu beiden Seiten an den Augapfel heften. (Mm. rectus superior, rectus inferior, rectus internus, rectus externus, obliquus superior, obliquus inferior.)

Die Muskeln des Augapfels stehn nicht unter dem Einflusse des Gesichtsnerven (N. facialis), sondern unter der Herrschaft eigener Nerven (des N. oculomotorius, abducens und trochlearis) und daraus erklärt sich, weshalb die Augenmuskeln so oft und leicht in Bewegung gerathen, ohne daß die übrigen Gesichtsmuskeln an diesen Bewegungen Theil nehmen.

Uebrigens entspringen die Nerven der Augenmuskeln, ebensowohl wie der Gesichtsnerv (vergl. S. 19), in unmittel=

barster Nähe des Geistesorgans, und wie die unter der Herrschaft des Gesichtsnerven stehenden Muskeln, so werden deshalb auch die Augenmuskeln durch Geisteserregungen leicht beeinflußt und zu Bewegungen veranlaßt.

Es blickt der Mensch, indem er durch die eben angeführten Muskeln seine Augen in Bewegung setzt und auf den Gegenstand richtet, welchen er sehn will; der fixirte Gegenstand bildet alsdann den Kreuzungspunkt der beiden Sehachsen, d. h. zweier Linien, welche man sich vom Centrum der beiden Pupillen nach dem angeblickten Gegenstande gezogen denkt*). Der Augapfel ist der beweglichste Theil des mensch-

---

*) Je ferner der angeblickte Gegenstand liegt, desto ferner liegt auch dieser Kreuzungs- oder Convergenzpunkt der Sehaxen, desto spitzer wird der Winkel, welchen die beiden Sehaxen bei ihrem Convergenzpunkte bilden, desto näher rücken sich die Pupillen. Joh. Müller hat in seiner Abhandlung über die vergleichende Physiologie des Gesichtsinnes einige Bemerkungen über die mimische und physiognomische Bedeutung des Blickes gemacht und behauptet: daß beim offenen Lachen der Convergenzpunkt hinter das vorher fixirte Object falle, beim Verliebtsein vor das Object, bei der Sehnsucht — in große Ferne u. s. w., bei den erhebenden Affecten (Hoffnung, Freude, Bewunderung, Erstaunen) soll der Mensch in die Ferne sehn, bei den deprimirenden Affecten (Furcht, Traurigkeit, Scham) soll er in die Nähe blicken. Ferner sagt er, daß das Auge am liebsten der Wellenlinie folge, und deshalb bewege sich auch bei erhebenden Affecten der Blick in Wellenlinien. Der bescheidene, sanfte, weibliche Blick soll sich durch seine wellenförmige Richtung characterisiren, dagegen mache ein Mensch, dessen Blick sich geradlinig von einem Gegenstande zum andern wende, niemals einen angenehmen Eindruck, und, je nach den verschiedenen Nebenumständen, den Eindruck der Unbeholfenheit, der moralischen Verkehrtheit, des Zornes, des strafenden Tadels, der Verachtung, des Neides.

Verf. muß gestehen, daß er sich von der Richtigkeit dieser Behauptungen nicht hat überzeugen können.

Die physiognomische Bedeutung des Blicks hängt nach Joh. Müller vorzugsweise davon ab, ob der Convergenzpunkt der Sehaxen für gewöhnlich mehr in die Nähe, oder in die Ferne falle, d. h. ob der Mensch für gewöhnlich mehr in die Nähe oder mehr in die Ferne blicke. Bei Handwerkern, Künstlern, Büchergelehrten soll der physiognomische Convergenzpunkt mehr in der

lichen Körpers, so beweglich, daß man mit dem Worte „Augenblick“ den kürzesten Zeitabschnitt bezeichnet, welcher für den menschlichen Geist denkbar ist. Um so flüchtiger aber der Blick ist, um so größer ist seine mimische Bedeutung, um so characteristischer ist er für die Erkenntniß des Geisteslebens. Gesetzt z. B., wir reden mit einem Menschen, welcher sich stellt, als ob er nicht das geringste Interesse an unsern Worten nähme, der vielleicht gleichgültig den Kopf zur Seite wendet, — ein einziger aufmerksamer Blick, sei er auch flüchtig wie ein Gedanke, wird uns verrathen, daß seine Theilnahmlosigkeit eine geheuchelte ist. Umgekehrt, mag Jemand vorgeben, uns mit dem größten Interesse zuzuhören, aber ein einziger zerstreuter, abschweifender Blick zeigt uns, daß seine Aufmerksamkeit eine fingirte ist.

Plötzlich auftauchende und rasch vorüberziehende Vorstellungen und Gedanken geben sich oft nur durch einen veränderten Blick zu erkennen, während alle übrigen Gesichtszüge unverändert bleiben. Daß aber der Blick lebhafter wird, nicht nur wenn die Aufmerksamkeit auf sichtbare Gegenstände, sondern auch wenn sie auf Vorstellungen gerichtet wird, erkärt sich

---

Nähe liegen, dagegen mehr in der Ferne bei Seeleuten, Jägern, Landleuten und — bei dem Philosophen, welcher von sinnlichen Dingen abstrahirt.

Verf. hat dagegen einzuwenden, daß, wenn das Philosophiren ein angestrengtes logisches Denken ist, man lebhaft in die Nähe zu blicken pflegt, als ob die abstracten Vorstellungen (wie eben in der psychologischen Einleitung gezeigt wurde) sichtbare Gegenstände seien, welche man genau zu betrachten strebe; dagegen hat er beobachtet, daß Gemüths- und Phantasie-Menschen, deren ideale Gedanken oft über die Wirklichkeit hinausfliegen, sogenannte Schwärmer, häufig ihren Blick träumerisch in die Ferne schwärmen lassen, als ob das Ziel ihrer Wünsche und ihrer Gedanken weitab läge von den Interessen des gewöhnlichen Lebens. Doch ist für eine solche Geistesrichtung mehr noch der Blick nach Oben, als der Blick in die Ferne characteristisch. Vergl. darüber das Nähere bei dem „entzückten Blick“ S. 37.

aus der psychologischen Einleitung, in welcher gezeigt wurde, daß die Vorstellungen dem Geiste erscheinen, wie sinnlich wahrnehmbare Gegenstände.

Bei der Betrachtung und Untersuchung der verschiedenen Arten des Blicks haben wir A. Die Beweglichkeit, B. Die Richtung desselben zu berücksichtigen.

Characteristisch durch die größere oder geringere Beweglichkeit ist der träge, lebhafte, feste, sanfte, umherschweifende, unstäte Blick.

Characteristisch durch die besondere Richtung ist der versteckte, der pedantische und der entzückte Blick.

Untersuchen wir zunächst:

A. Die Arten des Blicks, welche sich durch den verschiedenen Grad der Beweglichkeit characterisiren.

a. Der müde und träge Blick.

Bekanntlich hat die Leistungsfähigkeit des Menschen ihre sehr bestimmten Gränzen, und wenn man ungewöhnliche Anstrengungen gemacht hat, oder wenn man auch nur die gewöhnliche Anzahl von Stunden wach gewesen ist, so tritt ein Zustand der Erschöpfung, der Ermüdung ein; das Bedürfniß der Ruhe macht sich gebieterisch geltend, und der Schlaf fordert sein Recht. Diesem Zustande der Erschöpfung erliegt auch das Geistesorgan, das Gehirn; seine Erregbarkeit nimmt allmählig ab, Sinneseindrücke und Vorstellungen machen weniger Effect, und die Denkthätigkeit wird immer schlaffer, langsamer und verworrener. Je träger aber die Geistesthätigkeit ist, desto träger und matter wird auch die Bewegung der Augapfelmuskeln, desto müder, träger und träumerischer wird

auch der Blick, sei es, daß die Aufmerksamkeit auf sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, sei es, daß sie auf Vorstellungen (d. h. auf imaginaere Gegenstände) gerichtet ist.

Physiognomisches: Wenn deshalb ein Mensch ohne körperliche Ursache und für gewöhnlich träge und träumerisch blickt, so darf man auf Geistesträgheit und Gedankenlosigkeit schließen.

b. Je wechselnder, verschiedenartiger und überraschender die Objecte der Geistesthätigkeit sind, je mehr man durch Gesehenes oder Gehörtes zu überraschenden Erinnerungen oder Reflexionen angeregt wird, desto rascher wird die Bewegung der Augapfelmuskeln, desto beweglicher und **lebhafter** wird der Blick.

Physiognomisches: Es hängt aber die Lebhaftigkeit der Geistesthätigkeit nicht allein von den erregenden äußeren Ursachen ab, sondern auch, und vorzugsweise, von der Erregbarkeit des Geistes, von der angeborenen Disposition, vermöge welcher einige Menschen leichter als andere durch Sinneseindrücke, Erinnerungen oder Reflexionen afficirt werden. Wenn deshalb ein Mensch für gewöhnlich und ohne besondere Veranlassung rasch und lebhaft blickt, so darf man überzeugt sein, daß er lebhaften und regsamen Geistes ist.

c. Je mehr die Aufmerksamkeit durch Gegenstände oder Vorstellungen gefesselt wird, desto gespannter sind die Augapfelmuskeln, desto beobachtender, desto fixirender, desto **fester** wird der Blick. Fest ist der Blick, wenn man wirklichen oder vorgestellten Objecten in Wirklichkeit oder in Gedanken mit Energie entgegentritt; fest blickt der Mensch, wenn er sich anschickt, mit Entschlossenheit zu handeln oder mit Energie nachzudenken. Am straffsten ist die Spannung der Augapfelmuskeln, und starr ist der Blick im Zustande der Wuth — der starren, vernichtenden Wuth. Bei der wilden Wuth aber, die

ingrimmig umhersucht nach dem Gegenstande ihres Hasses, nach Mitteln und Wegen, um diesen Haß zu befriedigen, ist auch der Blick wild, d. h. durchbohrend und rasch zugleich. — Starr ist auch der Blick des Entsetzens; denn im Zustande des Entsetzens, wie im Zustande der starren Wuth, ist die Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes (sinnlich wahrnehmbares oder imaginaeres Object) concentrirt*).

Physiognomisches: Wem ein fixirender, fester Blick, d. h. eine eigenthümlich straffe Bewegung der Augapfelmuskeln eigen ist, der besitzt Energie, Energie im Handeln oder Denken oder auch in beiden.

d. Bei dem **sanften** Blick ist die Bewegung der Augapfelmuskeln eine ruhige und behagliche. Der Blick haftet ohne Anstrengung und wendet sich ab ohne Eile; er drückt Theilnahme (an Gegenständen oder Vorstellungen) aus ohne Leidenschaft.

Physiognomisches: Der sanfte Blick deutet auf Sanftmüthigkeit.

e. **Umherschweifend** ist der Blick im Zustande der Zerstreuung. In buntem Wechsel kommen und gehn die Vorstellungen, ohne daß die Aufmerksamkeit durch eine derselben besonders angezogen oder gefesselt wird, und demgemäß gleitet auch der Blick schwankend und zerstreut umher.

Physiognomisches: Der häufig umherschweifende Blick läßt auf Mangel an Ausdauer, auf leichten Sinn aber auch auf Leichtsinn schließen.

f. **Der unstäte Blick** kann nicht lange auf einem Gegenstande haften. Unsicher und unstät blickt das Auge im Zustande der Verwirrung, der Scham und der Furcht; in

*) Beiläufig sei schon hier erwähnt (was erst später genauer erörtert werden kann), daß bei dem trägen Blick zugleich die Augendeckel gesenkt, bei dem lebhaften und festen Blick aber die Augendeckel gehoben sind.

solchen Zuständen ist das Selbstvertrauen verloren, und der Mensch sucht Hülfe, Stütze, Flucht. Mag nun die peinliche Lage, der man entrinnen mögte, sich auf materielle oder geistige Dinge, auf Gegenstände oder Vorstellungen beziehn, in beiden Fällen wird der Mensch unstät und suchend umherblicken (nach wirklichen oder imaginaeren Objecten).

Auch das schuldbewußte Gewissen verräth sich durch den unstäten Blick. Wie der Furchtsame das Vertrauen zu sich selber, so hat der Schuldbewußte das Vertrauen zu Andern verloren; scheu und hastig blickt er die Menschen an, denn überall fürchtet er erkannt, durchschaut, verfolgt, gestraft zu werden.

Physiognomisches: Der unstäte Blick ist sehr schüchternen und furchtsamen Naturen eigen, aber auch Menschen, welche von ihrem bösen Gewissen geängstigt werden.

Nachdem nun die Bedeutung der größeren oder geringeren Beweglichkeit des Blicks erörtert worden ist, folgen:

B. Die Arten des Blickes, welche sich durch ihre besondere Richtung characterisiren.

a. **Der versteckte Blick.** Wenn man unbemerkt beobachten möchte, wenn man aufmerksam ist, aber unaufmerksam scheinen will, so hält man sich still und regungslos, um durch Bewegungen und Geräusch die Aufmerksamkeit Anderer nicht auf sich zu ziehn; man giebt dem Körper eine gleichgültige Haltung, man wendet den Kopf ab und läßt ihn theilnahmlos sinken, nur durch die Spannung der Augapfelmuskeln und durch den aufmerksamen Blick, der schräg aufwärts nach der

Seite des beobachtenden Gegenstandes gerichtet ist, verräth sich der Zustand des Geistes. Fig. 2, vergl. auch Fig. 32.

Wenn der versteckte Blick zugleich ein unstäter ist, so läßt er ängstliche Befürchtungen erkennen, ist der versteckte Blick aber zugleich ein fester, ein lauernder, so darf man überzeugt sein, daß der Mensch nur den rechten Moment erlauert, um mit Energie dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit entgegenzutreten.

Versteckt blickt man aber nicht allein in Gegenwart anderer Menschen, von denen man fürchtet beobachtet zu werden, sondern auch wenn man allein ist und sich in Gedanken sehr lebhaft mit Vorstellungen und Verhältnissen beschäftigt, denen man mißtraut (denn dem Geiste erscheinen Vorstellungen wie sinnlich wahrnehmbare Gegenstände).

Physiognomisches: Wenn der versteckte Blick bei einem Menschen habituell geworden ist, so darf man annehmen, daß Mißtrauen ein Grundzug seines Charakters ist.

b. **Der pedantische Blick.** Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem versteckten Blick hat der pedantische Blick, denn bei diesem wie bei jenem folgt der Kopf nicht der Richtung des Blicks, sondern er verharrt in seiner einmal angenommenen Haltung. Doch während beim versteckten Blick der Kopf meistentheils etwas gesenkt und die Haltung des Körpers eine affectirt gleichgültige ist, wird beim pedantischen Blicke der Kopf steif, der ganze Körper straff gehalten, und gleichsam mit Widerwillen folgt der starre Kopf der Richtung des Blicks. Diese steife Haltung des Körpers bei dem pedantischen Blicke zeigt, daß die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf sich selber gerichtet ist als auf seine Umgebung, daß er mit

Hartnäckigkeit seine Stellung gegenüber der Außenwelt behauptet.

Physiognomisches: Den pedantischen Blick findet man bei Menschen, welche in ihrem Geistesleben ängstlich festhalten an gewohnten Formen, Gedanken und Ueberzeugungen, welche ungern das Alte fahren lassen und sich mit Widerwillen zum Neuen wenden, mit einem Worte bei — Pedanten.

c. **Der entzückte Blick** ist nach Oben gerichtet, nach etwas Höherem, dem man sich unterordnet, nach etwas Erhabenem, dem gegenüber man sich selber niedrig fühlt.

Im Himmel sucht der Mensch den Wohnsitz der höchsten Gottheit, der Himmel ist für ihn der Raum des Unendlichen, Unergründlichen. Aber nicht nur mit angstvollem Grauen schaut er zum Himmel empor, auch mit Gefühlen freudiger Dankbarkeit, denn am Himmel leuchtet ihm die faßlichste, die wesenhafteste, freundlichste Gottheit — die Sonne, von dort kommt ihm das Licht, das erwärmende, erquickende, belebende Urelement alles irdischen Lebens. Liegt doch das Hinstreben zum Lichte so tief in der Natur aller Wesen, daß selbst die Pflanze ihm suchend entgegenwächst.

Auch der Mensch sucht mit seinem Auge den Himmel, wenn er von Leiden erdrückt, oder wenn er von Seligkeit gehoben wird. Im großen Glück, wie im großen Unglück überwältigt ihn das Gefühl seiner eigenen Schwäche und Abhängigkeit, er fühlt sich klein und unbedeutend gegenüber den himmlischen Mächten und unwillkürlich blickt er empor zu dem Höchsten. Fig. 3. — Fig. 4 ist die Copie einer Madonna von Guido Reni.

Das Höchste aber ist auch das Fernste, und der entzückte Blick ist deshalb nicht allein nach Oben, er ist auch

in die Ferne gerichtet. — Je mehr man in die Nähe blickt, desto mehr convergirend sind die Seharen (vergl. die Anmerkung Seite 30), desto mehr nähern sich die Pupillen der beiden Augen; je mehr man aber in die Ferne blickt, desto weniger convergirend sind die Seharen, desto mehr treten die Pupillen auseinander. Bei dem entzückten Blicke, der zugleich sehnsuchtsvoll in unendliche Fernen gerichtet ist, sind die Seharen der beiden Augen fast parallel laufend.

Bei dem Blicke nach Oben wird der Augapfel (durch die Muskeln rectus superior und obliquus superior) soweit nach hinten gerollt, daß ein Theil der runden Hornhaut (des durchsichtigen Augenfensters) unter dem oberen Augenlide verschwindet, wogegen dann unterhalb der Hornhaut ein Theil von dem „Weißen" des Auges sichtbar wird. Fig. 3 und 4.

Physiognomisches: Den entzückten, schwärmerischen, d. h. den nach Oben und in die Ferne gerichteten Blick findet man physiognomisch bei Menschen, deren Geist sich vorzugsweise in der Sphäre des Erhabenen, in der Welt der Ideale bewegt, und je mehr diese Richtung überhand genommen hat, bei romantischen und phantastischen Menschen, desto leichter und öfter nimmt ihr Blick den schwärmerischen Ausdruck an, auch bei geringfügigen Veranlassungen, und wenn der Blick nicht gerade auf bestimmte Gegenstände gerichtet ist. Ihre Augen sind besonders dadurch auffallend, daß zwischen dem unteren Rande der Hornhaut und dem Rande des unteren Augenlides „das Weiße" vom Auge sichtbar ist.

C. Resumé der mimischen Bewegungen, welche sich auf den Blick beziehen.

An dem trägen Blicke erkennt man — körperliche Erschöpfung und geistige Trägheit; an dem lebhaften Blicke — Aufregung; an dem mehr oder

weniger festen, fixirenden Blicke — verschiedene Grade gespannter Aufmerksamkeit; an dem sanften Blicke — Theilnahme ohne Leidenschaft; an dem umherschweifenden Blicke — Zerstreuung; an dem unstäten Blicke — Angst. Der versteckte Blick deutet auf Mißtrauen; der pedantische Blick auf Zurückhaltung; der entzückte Blick auf Exaltation.

Bei der mimischen Untersuchung der Augen beschäftigt uns nun:

2.

Das Schließen und das Oeffnen der Augen.

Geschlossen wird das Auge durch den Augenschließmuskel (M. orbicularis palpebrarum, Fig. 5 aabb.), und unterstützt wird die Thätigkeit dieses Muskels durch einen Hülfsmuskel — den Augenbrauenmuskel (M. corrugator supercilii, Fig. 5 c.). Geöffnet wird das Auge durch den Augendeckelheber (M. levator palpebrae superioris, Fig. 5 d.) und unterstützt wird die Thätigkeit auch dieses Muskels durch einen Hülfsmuskel — den Stirnmuskel (M. frontalis Fig. 5 ee.). Die Wirkung des Augendeckelhebers (und des Stirnmuskels) ist also der Wirkung des Augenschließmuskels (und des Augenbrauenmuskels) entgegengesetzt, und die Augendeckelheber (sammt den Stirnmuskeln) sind als Antagonisten der Augenschließmuskeln (sammt den Augenbrauenmuskeln) anzusehn *).

---

*) Verf. hat die hauptsächlichsten Gesichtsmuskeln in einer schematischen Zeichnung, Fig. 5, zusammengestellt. In Wirklichkeit sind die Gesichtsmuskeln nicht so scharf von einander getrennt, vielmehr gehen sie, durch verknüpfende Muskel-

A. Das Schließen der Augen.

a. Die Augenschließmuskeln.

Es wurde bereits gezeigt, daß der Augapfel in einer Knochenhöhle liegt. Der Eingang zu dieser Höhle wird verschlossen durch den Augenschließmuskel, Fig. 5 aabb, welcher mit seinen Fasern auf dem Rande der Augenhöhle entspringend, sich platt und kreisförmig, wie eine schützende Decke auf den Augapfel legt. In der Mitte dieses Muskels befindet sich eine Querspalte — die Augenspalte, welche geschlossen wird, indem der Augenschließmuskel sich schlingenartig zusammenzieht. In den Rändern der Augenspalte, und eng verwoben mit den centralen Fasern des Augenschließmuskels, befindet sich eine knorpelartige Substanz, durch welche den Augenlidern größere Festigkeit und dem Auge größerer Schutz verliehen wird.

Geöffnet wird das Auge, indem (durch die Wirkung des später näher zu beschreibenden Augendeckelhebers) das obere Augenlid in die Höhe gezogen wird, und es erscheint dann, zwischen den Rändern der Augenspalte, das runde Augenfenster, die durchsichtige Hornhaut, umgeben von dem „Weißen" des Auges. Dabei wird ein übermäßiges Oeffnen des Auges durch zwei kleine, straffe Bänder verhindert, welche, an dem knöchernen Rande der Augenhöhle entspringend, sich in den Ecken

fasern vielfach in einander über (vergl. Henle's Handbuch der Anatomie, III. 3. pag. 133). Da es aber hier darauf ankam, dem Leser verständlich zu machen, in welcher Richtung die Wirkung der Gesichtsmuskeln stattfindet, in welcher Weise sich ihre Spannung auf dem Gesichte geltend macht, so erschien eine schematische Zeichnung nicht allein genügend, sondern auch zweckdienlicher als eine genau anatomische. Auf der rechten Gesichtshälfte der Zeichnung sind die hauptsächlichsten oberflächlichen Muskeln angegeben, auf der linken Hälfte sind diese weggelassen, um einige tiefer liegende Muskeln sehen zu lassen.

der Augenspalte (in den sogenannten Augenwinkeln) befestigen, und durch ihre horizontale Spannung der vertikalen Wirkung des Augendeckelhebers eine Gränze setzen.

Während des Schlafes sind die Muskeln des Körpers erschlafft und ruhn; der Augenschließmuskel aber hat die Aufgabe, die Augenspalte geschlossen zu halten, und bleibt deshalb auch während des Schlafes in Thätigkeit und Spannung.

Ist aber der Schlafende durch schwere Krankheit (z. B. im spätern Stadium des Nervenfiebers) oder durch übermäßige Anstrengungen sehr erschöpft, so erstreckt sich die allgemeine Ermattung auch auf die Thätigkeit des Augenschließmuskels, und die Augenspalte steht dann während des Schlafs mehr oder weniger offen. Dadurch bekommt das Auge einen unheimlichen, todtenähnlichen Ausdruck, denn die Augen des Todten stehn offen, weil die Spannung der Augenschließmuskeln vollständig erloschen ist.

Das Augenblinzeln. Die Bewegungen des Augenschließmuskels sind theils willkührliche, theils unwillkührliche. Wir können das Auge schließen, so oft, so rasch und so fest wir wollen, aber es schließt sich auch das Auge ohne Zuthun des Willens, und das unwillkührliche Blinzeln der Augen kann hervorgebracht werden 1. durch mechanische Berührung des Augapfels (z. B. durch Staub), 2. durch grelles Licht und 3. durch heftigen Schall *).

*) Das Augenblinzeln ist die Wirkung des N. facialis, denn (vergl. Diday de Lion. Gazette medicale. 1838. pag. 161) Lähmung des Facialis hebt das Augenblinzeln auf. Das Blinzeln ist eine Reflexbewegung; durch mechanische Berührung des Augapfels werden zunächst die empfindenden Nervenzweige des N. trigeminus erregt, welche sich in der äußersten Umhüllung (in der Conjunctiva) des Augapfels ausbreiten; da diese Nervenzweige aber in Verbindung stehen

Die Zweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung leuchtet ein. Durch Auge und Ohr stehn wir mit der Außenwelt in beständiger Verbindung, so lange wir wach sind, und während der Gefühl=, der Geschmack= und der Geruch=Sinn nur durch nahe Gegenstände erregt werden, reicht die Auffassungskraft des Gesicht= und Gehör=Sinnes in weite Fernen. Durch Auge und Ohr erkennen wir nahende Gefahren am schnellsten. Jeder plötzliche Eindruck aber, welcher den Gesicht= oder Gehör=Sinn trifft, und welcher möglicher Weise eine Gefahr im Gefolge haben könnte, setzt sofort und mit Blitzesschnelle den Schutzapparat des Auges in Bewegung, und lange bevor wir im Stande sind, die Gefahr zu erkennen und zu vermeiden, ist schon das Auge, dieser so kostbare Theil des menschlichen Organismus, geschützt. Jedem ist es bekannt, wie schwer, fast unmöglich es ist, mit den Augen nicht zu blinzeln, wenn Jemand mit der Hand uns rasch vor den Augen herfährt; trotz des energischesten Willens und trotz der festen Ueberzeugung, daß die Hand uns nicht berühren wird, gelingt es selten, nicht zu zucken und die Augen offen zu halten.

Ein anderer Zweck des Augenblinzelns ist, die aus der

---

mit den Nervenzweigen des Facialis, welche den Augenschließmuskel in Bewegung setzen, so pflanzt sich die Erregung der empfindenden Nerven auf die bewegenden fort, und bewirkt auf diese Weise das Blinzeln (vergl. Ludwig, Lehrbuch der Physiologie, 2. Aufl. I. 206). — Auch das Augenblinzeln, welches durch grelles Licht oder heftigen Schall verursacht wird, ist eine Reflexbewegung, und kommt dadurch zu Stande, daß sowohl der Sehnerv wie auch der Gehörnerv (vergl. Schröder van der Kolk: Bau und Functionen der Medulla spinalis und oblongata) mit dem Facialis in Verbindung stehen. — Beiläufig sei noch erwähnt, daß auch die Verengerung der Pupille, welche jedesmal erfolgt, wenn helles Licht in die Augen fällt, eine Reflexbewegung ist, welche dadurch bewirkt wird, daß der Sehnerv in nächster Beziehung zu dem N. oculomotorius (dem Bewegungsnerven der Pupille) steht.

Thränendrüse sich absondernde und über die Augapfelfläche sich ergießende Feuchtigkeit gleichmäßig zu vertheilen, und dadurch das Augenfenster, die Hornhaut, zu waschen und zu reinigen. Indem durch das Blinzeln die auf der Hornhaut sich ansammelnden Schleimtheilchen beseitigt werden, wird eine vollständigere und ungestörtere Aufnahme der Lichtstrahlen erzielt. Aus diesem Grunde haben manche Menschen die Gewohnheit, wiederholt mit den Augen zu blinzeln, wenn sie sich anschicken, irgend einen Gegenstand genau zu beobachten *). Da aber Vorstellungen dem Geiste erscheinen wie sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, so beobachtet man bei solchen Menschen auch ein vermehrtes Blinzeln, wenn ihre Aufmerksamkeit durch Vorstellungen angeregt wird. Das vermehrte Augenblinzeln ist deshalb bei manchen Menschen der mimische Ausdruck vermehrter Aufmerksamkeit.

b. Die Augenbrauenmuskeln.

An dem Augenschließmuskel kann man zwei Parthien unterscheiden, welche, jede für sich, selbstständig beweglich sind. Bei dem gewöhnlichen Augenblinzeln werden nur die innern, die centralen Fasern des Augenschließmuskels, Fig. 5 bb, in Bewegung gesetzt, soll aber das Auge fest geschlossen werden, so werden auch die äußeren, die Randfasern des Augenschließmuskels, Fig. 5 aa, zusammengezogen, und soll endlich das Auge sehr fest zusammengekniffen werden, so wird auch der Augenbrauenmuskel, Fig. 5 c, in Spannung gesetzt, ein Muskel der oben als Hülfsmuskel des Augenschließmuskels

*) Am eifrigsten pflegt man zu blinzeln, wenn man in der Dunkelheit suchend umhertappt, wenn alle Gegenstände schattenhaft und undeutlich erscheinen, und wenn man beim Suchen fürchtet, sich zu stoßen oder Etwas zu zerbrechen.

bezeichnet wurde, und dessen Thätigkeit sich durch das Erscheinen senkrechter Stirnfalten verräth *).

Der Augenbrauenmuskel, Fig. 5 c, welcher von dem Augenschließmuskel vollständig bedeckt wird, entspringt auf dem Rande der Augenhöhle, in der Nähe der Nasenwurzel, und geht, von hier schräg nach Außen und Oben verlaufend, in die Haut der Augenbrauen über, wo seine Fasern theilweise mit denen des Augenschließmuskels verschmelzen. Der Augenbrauenmuskel zieht den obern Theil des Augenschließmuskels abwärts und erleichtert dadurch das Schließen des Auges; indem dabei die Augenbrauen nicht allein abwärts, sondern auch zusammengezogen werden, wird die Haut zwischen den beiden Augenbrauen in senkrechte Falten gelegt. Fig. 6.

Fest zusammengekniffen werden nun zunächst die Augen bei sehr unangenehmen Gesichtseindrücken, zumal wenn diese Eindrücke sehr plötzlich stattfinden und dadurch (wie in der psychologischen Einleitung gezeigt wurde) ihre Wirkung eine um so intensivere ist. Aber nur selten schließen wir die Augen dauernd bei unangenehmen Gesichtseindrücken, denn da wir durch die Augen in innigster und beständiger Beziehung zu der Außenwelt stehn, so würden wir durch das Schließen der Augen auf jede Möglichkeit selbstständigen Erkennens und

*) Henle hat den Augenbraumuskel nicht als einen besondern Muskel, sondern als einen Theil des Augenschließmuskels beschrieben, da er aber eine selbstständige, von der Augenschließmuskel unabhängige Bewegung hat, da er ferner den Gesichtsausdruck verändert wie kaum ein anderer Muskel, und also eine große mimische Bedeutung besitzt, so wird er hier als selbstständiger Muskel aufgeführt und behandelt. Charles Bell (Anatomy of Expression) hält den Corrugator für einen Muskel, welcher dem Menschen eigenthümlich sei und den Thieren fehle, doch gewiß mit Unrecht; jeder Hundeliebhaber wird bestätigen, daß die senkrechten Stirnfalten dem hündischen Mienenspiele keineswegs fehlen.

Handelns verzichten, wir würden hülflos und willenlos zum Objecte feindlicher Kräfte werden. Wenn wir deshalb durch einen intensiven Gesichtseindruck sehr unangenehm erregt werden, wenn wir z. B. plötzlich ein grelles Licht sehn, so schließen wir gewöhnlich nicht die Augen, sondern wir ziehn die Stirnhaut in senkrechte Falten, d. h. wir suchen instinctmäßig durch die Spannung der Augenbrauenmuskeln das Schließen der Augen vorzubereiten. In den senkrechten Stirnfalten giebt sich also das Bedürfniß des Augenschließens zu erkennen, und senkrechte Stirnfalten deuten deshalb zunächst auf eine unangenehme Erregung des Gesichtssinnes.

Aber nicht nur jeder unangenehme Gesichtseindruck, sondern überhaupt jede unangenehme Stimmung des Geistes, jede unangenehme Vorstellung kann senkrechte Stirnfalten hervorrufen, und zwar erklärt sich dieses aus dem in der psychologischen Einleitung Gesagten, wo gezeigt wurde, daß durch unangenehme Vorstellungen mimische Muskelbewegungen hervorgerufen werden, welche sich auf imaginaere unangenehme Sinneseindrücke beziehn, und daß diese mimischen Muskelbewegungen am leichtesten an den Augenmuskeln zum Vorschein kommen.

Unangenehme Stimmungen und senkrechte Stirnfalten werden aber nicht allein durch Vorstellungen veranlaßt, welche allgemein als unangenehm aufgefaßt werden, z. B. durch die Vorstellung einer erduldeten Strafe, einer erlittenen Schmach oder Verhöhnung, sondern irgend ein beliebiges Object des Handelns oder Denkens kann die Ursache unangenehmer Stimmungen werden, und zwar dann, wenn ein solches Object der Absicht des Menschen nicht so leicht accomodirt werden kann,

wie er wünscht, wenn eine Absicht nicht ausgeführt, wenn ein Ziel nicht erreicht werden kann, weil Schwierigkeiten sich in den Weg stellen, welche überwunden werden müssen. Deshalb runzeln wir z. B. die Stirn, wenn wir uns vergebens anstrengen, einen engen Stiefel anzuziehn, oder wenn wir uns bemühn, eine festgeklemmte Thür aufzureißen; deshalb runzeln wir die Stirn, wenn wir irgend Etwas genau zu hören oder zu sehn suchen und dabei gestört werden; aus demselben Grunde erklärt es sich auch, weshalb Menschen, welche stottern oder eine schwere Zunge haben, die Stirn runzeln, wenn ihr angeborner Fehler sie behindert, ihre Gedanken fließend auszusprechen, aus demselben Grunde endlich ziehn wir auch die Stirn in senkrechte Falten, wenn wir mit Eifer über Etwas nachdenken und dabei auf Schwierigkeiten stoßen, wenn wir vergebens bemüht sind, uns auf einen Namen oder auf eine Begebenheit zu besinnen, — überhaupt wenn wir uns vergeblich anstrengen, über Etwas ins Klare zu kommen, aus verwirrten und widerstreitenden Vorstellungen zum richtigen Verständniß, zu logischen Schlüssen zu gelangen.

Wie gesagt, kann irgend ein beliebiges Object des Handelns oder Denkens die Ursache unangenehmer Stimmungen werden. Die Entstehung und ebenso die Dauer unangenehmer Stimmungen hängt jedoch nicht sowohl von der Natur der Ursachen ab, als vielmehr von der Natur des Geistes, auf welchen jene Ursachen einwirken, von der *angeborenen Disposition*, vermöge welcher einige Menschen leichter und dauernder unangenehm gestimmt werden als andere, vermöge welcher einige Menschen mehr zur Ungeduld, zum Aerger und Zorn geneigt sind als andere.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß senkrechte Stirnfalten

im Allgemeinen der mimische Ausdruck der Verstimmung sind. Fig. 6.

Physiognomisches: Wenn sich in einem Gesichte die senkrechten Stirnfalten ausgeprägt haben, so geben sie zu erkennen, daß der Mensch häufig und andauernd verstimmt gewesen ist. Die Ursachen der Verstimmung können aber einestheils äußerliche, anderentheils innerliche sein, und man findet deshalb die senkrechten Stirnfalten 1) bei Menschen, welche von Sorgen, Unglück und Leiden heimgesucht worden sind, vorzüglich bei Menschen, welche an schmerzhaften Krankheiten leiden.

Die Ursachen der Verstimmung können aber auch innerliche sein. Bekanntlich machen dieselben Ereignisse einen verschiedenen Eindruck auf verschiedene Menschen, und der Grad der Verstimmung hängt nicht sowohl von der Art des Erlebten ab, als von der Reizbarkeit des erlebenden Individuums. Die senkrechten Stirnfalten sieht man deshalb vorzugsweise entwickelt 2) bei leicht verstimmten, verdrießlichen, zornigen Menschen.

Sehr gewöhnlich findet man diese Falten 3) ausgeprägt bei eifrigen Denkern, bei Menschen, deren Denkthätigkeit eine eifrige aber unbefriedigte zu sein pflegt.

c. Resumé der mimischen Bewegungen, welche sich auf das Schließen der Augen beziehen.

Vermehrtes Augenblinzeln bedeutet vermehrte Aufmerksamkeit. Senkrechte Stirnfalten sind im Allgemeinen der mimische Ausdruck der Verstimmung, und sie werden hervorgerufen 1) durch Leiden, 2) durch Zorn, 3) durch angestrengtes Nachdenken.

d. Mimische Combinationen.

Modificirt wird die mimische Bedeutung der senkrechten Stirnfalten durch den Blick (d. h. durch die Bewegung der

Augapfelmuskeln:). Ist der Blick matt, während die Stirn in senkrechte Falten gelegt ist, so darf man annehmen, daß der Mensch unangenehmen Verhältnissen oder Vorstellungen gegenüber sich leidend verhält, daß er nicht gegen sie ankämpft; ist dagegen bei senkrechten Stirnfalten der Blick fest und feurig, so darf man annehmen, daß der Mensch zornig ist, daß er gegen die wirklichen oder vorgestellten Ursachen seiner Verstimmung energisch reagirt.

Den Ausdruck des wüthenden Zorns hat F. Rude auf seinem, an dem Arc de triomphe in Paris angebrachten Hautrelief sehr drastisch dargestellt, und zwar auf der Hauptfigur dieser Gruppe, der Kriegsfurie. Fig. 7 ist die Copie einer Photographie. In dem weit aufgerissenen Munde macht sich nur die Bewegung des heftigen Schreiens geltend.

Der mimische Ausdruck angestrengter Denkthätigkeit ist dem Ausdrucke des Zorns ähnlich. Der Blick ist aufmerksam, gespannt, lebhaft, während zugleich die Stirn senkrecht gefaltet ist. — Erscheint bei senkrechten Stirnfalten der versteckte Blick, Fig. 8, so darf man schließen, daß das Object der Aufmerksamkeit den Menschen mit Zorn und zugleich mit Mißtrauen erfüllt, daß er auf den günstigen Moment sinnt oder lauert, um der Ursache seines Zorns feindselig entgegenzutreten.

B. Das Oeffnen der Augen.

a. Die Augendeckelheber.

Im vorstehenden Abschnitte wurde bereits erwähnt, daß durch den Augendeckelheber das obere Augenlid, der Augendeckel, in die Höhe gezogen, das Auge geöffnet wird. Es ent-

springt dieser Muskel in der Tiefe der Augenhöhle, läuft unmittelbar unter dem Dache derselben nach vorn, und setzt sich (bedeckt von dem Augenschließmuskel) breit und fächerförmig an den Knorpel des oberen Augenlides. Fig. 5 d *).

Richtig und schön nennt Shakespeare die oberen Augenlider: der „Augen Vorhang." Wenn der Mensch vom Schlafe erwacht, so besteht der erste Act seiner wieder beginnenden Willensthätigkeit darin, der „Augen Vorhang" aufzuziehn, die Thore des Geistes zu öffnen. Licht fluthet dann wieder in die Augen, durch die Augen in den Geist, und von Neuem beginnt das wogende Spiel der Gedanken. Wie Nebel entschwinden die Schatten des Schlummers, und wie der Morgenwind die Wogen des Meeres belebt, so belebt das Morgenlicht den schlummernden Geist, und seine Gedanken heben und senken sich wie leuchtende Wogen auf dunklem Meere.

So lange der Mensch wach ist, bleibt der Augendeckelheber thätig, und hält durch seine Spannung der „Augen Vorhang" so weit geöffnet, daß der größte Theil des Augenfensters, der Hornhaut offen liegt.

Wird aber ein Mensch von einem plötzlichen Gesichts-

---

*) „Außer diesem Muskel (dem Augendeckelheber), befinden sich bei den Raubthieren (Tiger, Löwen ꝛc.) 3 Muskeln an dem Augenlide, welche, indem sie das Augenlid rückwärts ziehen, den eigenthümlich starren Blick hervorbringen. Bei Schafen besteht der Augendeckelheber nur aus einigen dünnen Muskelfasern. Das Pferd besitzt einen Muskel, um das untere Augenlid abwärts zu ziehen, und einen anderen, welcher am Ohr entspringt und sich an den äußeren Augenwinkel setzt; indem durch diesen Muskel der äußere Augenwinkel nach hinten gezogen wird, ist das Thier in den Stand gesetzt, leichter rückwärts zu blicken, dahin, wo seine Vertheidigungswaffen, die Hufen, sich befinden." (Ch. Bell, Anatomy of Expression S. 92).

eindrucke betroffen, so werden auch sofort die Augendeckel in die Höhe gerissen. Indem alsdann die Hornhaut in ihrem ganzen Umfange freigelegt wird, indem dadurch das Auge in die Lage gebracht wird, alle Gesichtseindrücke mit möglichster Vollständigkeit aufzunehmen, setzt sich der Mensch in den Stand, die Ursachen und Folgen seiner Ueberraschung schnell und richtig zu erkennen. Fig. 9.

Da aber dem Geiste Vorstellungen erscheinen wie sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, so werden die Augendeckel auch in die Höhe gerissen, wenn der Geist durch eine plötzlich entstehende oder erinnerte Vorstellung*) betroffen wird. Beispiele wird Jeder zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Wer jemals eine interessante, überraschende Neuigkeit mitzutheilen gehabt hat, der wird gesehn haben, wie die Menschen durch ein plötzliches Zucken, durch ein rasches Emporziehen der Augendeckel ihre Ueberraschung verrathen, selbst wenn sie sich bemühen, indifferent zu erscheinen.

Je plötzlicher und unerwarteter eine Vorstellung auftritt, desto plötzlicher und rascher erfolgt auch das Aufreißen der Augen. Diesen Zustand plötzlich geweckter Aufmerksamkeit nennt man Ueberraschung, und das plötzliche Aufreißen der Augendeckel ist deshalb der mimische Ausdruck der Ueberraschung.

Je dauernder aber der Zustand der Aufmerksamkeit ist, desto dauernder bleiben auch die Augendeckel gehoben. Der mimische Ausdruck dauernder Aufmerksamkeit giebt zu

*) Wie in der psychologischen Einleitung gezeigt wurde, ist die Wirkung einer Vorstellung auf den Geist um so heftiger, je plötzlicher sie auftritt und je ausgeprägter (nach allgemeiner oder individueller Auffassung) der angenehme oder unangenehme Character derselben ist.

erkennen, daß ein Mensch mit Begierde die auf ihn einwirkenden Eindrücke entgegennimmt.

Physiognomisches: Je häufiger sich der mimische Ausdruck dauernder Aufmerksamkeit in einem Gesichte wiederholt, je häufiger der Augendeckelheber in dauernder Spannung gehalten wird, desto bedeutender wird auch allmählich die physiognomische Spannung dieses Muskels. Der ungewöhnlich hochstehende Augendeckel läßt alsdann das runde Augenfenster, die Hornhaut, in ihrem ganzen Umfange erkennen, oder es ist doch wenigstens nur ein sehr kleiner Theil von dem oberen Augendeckel bedeckt. Ein solches Auge nennt das Volk ein „offenes Auge", und dem entsprechend ist die physiognomische Bedeutung des offenen Auges ein „offener Sinn", d. h. ein für alle Eindrücke empfänglicher, aufgeweckter Geist.

Im Zustande der Schläfrigkeit, im Zustande großer Ermüdung und Ermattung erschlafft die Spannung der Augendeckelheber. In Folge dessen senkt sich das obere Augenlid herab, und bedeckt einen ungewöhnlich bedeutenden Theil der Hornhaut. Fig. 10.

Wenn aber ohne körperliche Ursachen bei einem Menschen die Augendeckel schlaff gesenkt bleiben, während anregende Gesichtseindrücke oder Vorstellungen auf ihn einwirken, so haben die Augen den mimischen Ausdruck der Indifferenz; sie geben dann zu erkennen, daß der Mensch theilnahmlos und gleichgültig ist, daß sinnliche Eindrücke oder geistige Einflüsse nicht im Stande sind, seine Aufmerksamkeit zu wecken und zu fesseln.

Physiognomisches: Die physiognomische Bedeutung der schläfrig gesenkten Augendeckel ist der Bedeutung der gehobenen entgegengesetzt. Gleichgültige, theilnahmlose, indolente Menschen sind daran kenntlich, daß ein verhältnißmäßig bedeutender Theil der Hornhaut vom oberen Augendeckel bedeckt ist.

b. **Die Stirnmuskeln.**

Die Stirnmuskeln sind zwei platte, breite Muskeln, welche auf der Höhe der Stirn entspringen und sich an dem oberen Rande der Augenschließmuskeln festsetzen. Fig. 5 ee. Durch den Stirnmuskel wird der obere Theil des Augenschließmuskels aufwärts gezogen, es wird daher durch ihn das Schließen des Auges erschwert, dagegen das Oeffnen und Offenhalten des Auges befördert, und mit Recht wurde darum der Stirnmuskel als Hülfsmuskel des Augendeckelhebers bezeichnet *).

Die Thätigkeit und Spannung der Stirnmuskeln giebt sich im Gesichte durch *horizontale Stirnfalten* und *hochgezogene Augenbrauen* zu erkennen. Fig. 11.

Es wurde bereits gezeigt, daß die Augendeckel plötzlich gehoben und die Augen *rasch aufgerissen* werden im Zustande plötzlich geweckter Aufmerksamkeit, im Zustande der *Ueberraschung*. Bei sehr *heftiger Ueberraschung* aber werden die Augendeckel *möglichst* rasch und hoch *hinauf gezogen*, und dies geschieht, indem die Thätigkeit des Augen-

---

*) Die Stirnmuskeln fehlen den Thieren, sie haben an ihrer Stelle nur einzelne Muskelfasern, welche aber nicht, wie bei dem Menschen, mit dem obern Rande des Augenschließmuskels verwoben sind, sondern sich direct zu dem obern Augenlide begeben (vergl. Bell: Anatomy of Expression).

Während nun aber die Umgebung des Auges bei den Thieren weniger reichlich mit Muskeln ausgestattet ist als beim Menschen, sind dagegen die Ohren, welche beim Menschen fast unbeweglich sind, bei den meisten Thieren mit einem reichen Muskelapparate versehen, so daß für das Mienenspiel der Thiere die Ohren eine mindestens eben so große Bedeutung haben wie die Augen. Was die hängenden Augendeckel beim Menschen, das bedeuten die hängenden Ohren beim Pferde, und wie die unstät auf- und niedergehenden Ohren des Pferdes dem scheuen Blick des Menschen entsprechend sind, so entsprechen die fest aufgerichteten Ohren des Pferdes dem festen Blick des Menschen.

deckelhebers unterstützt wird durch die Thätigkeit seines Hülfsmuskels — des Stirnmuskels.

Wenn also nicht nur die Augendeckel, sondern auch die Augenbrauen und die Stirnhaut plötzlich in die Höhe gerissen werden, so hat das Gesicht den Ausdruck sehr heftiger Ueberraschung, sehr heftiger Verwunderung. Fig. 11.

Durch keine andere Miene wird der Gesichtsausdruck so wesentlich und auffallend verändert, wie durch diese Miene sehr heftiger Ueberraschung und Verwunderung. Das wissen auch die Schauspieler sehr wohl, und um ihr Spiel ausdrucksvoller zu machen, brauchen oder vielmehr mißbrauchen sie diesen mimischen Ausdruck sehr häufig, und lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihre Augenbrauen mächtig in die Höhe zu reißen.

Die Augendeckelheber werden in dauernder Spannung gehalten, und die Augendeckel sind dauernd gehoben im Zustande dauernder Aufmerksamkeit (vergl. S. 50). Wenn aber die dauernde Aufmerksamkeit eine sehr angestrengte ist (sei es, daß die Betrachtung auf Gegenstände, sei es, daß sie auf Vorstellungen gerichtet ist), so wird die Thätigkeit und Spannung des Augendeckelhebers unterstützt und erleichtert durch die Thätigkeit seines Hülfsmuskels — des Stirnmuskels.

Durch dauernd gehobene Augenbrauen und horizontale Stirnfalten bekommt also das Gesicht den mimischen Ausdruck sehr angestrengter und anhaltender Aufmerksamkeit. Fig. 11.

Je träger und schlaffer die Thätigkeit der Augendeckelheber ist, desto eher wird beim Oeffnen und Offenhalten der Augen die Unterstützung der Stirnmuskeln in Anspruch genommen. Wie S. 51 gezeigt wurde, sind die Augendeckel-

heber schlaff und die Augenlider tief gesenkt im Zustande der Schlaftrunkenheit. Wenn nun in diesem Zustande die Aufmerksamkeit des Menschen durch Sinneseindrücke oder Vorstellungen angeregt und gefesselt wird, so werden die Augendeckel mühsam und unvollständig gehoben, zugleich aber werden die Augenbrauen stark in die Höhe gezogen und die Stirnhaut in horizontale Falten gelegt*). Fig. 12.

Dem oben geschilderten Gesichtsausdrucke aufmerksam gewordener Schlaftrunkenen ganz ähnlich ist der Gesichtsausdruck sehr indolenter, geistesträger Menschen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände oder Vorstellungen fixiren. Wie S. 51 bemerkt wurde, sind bei solchen Menschen die Augendeckel schlaff und gesenkt wie bei Schlaftrunkenen. Wenn nun durch Sinneseindrücke oder Vorstellungen ihre Aufmerksamkeit geweckt und gefesselt wird, und wenn sie in Folge dessen veranlaßt werden, die Augendeckel zu heben und die Augen aufzusperren, so ziehn sie zugleich die Augenbrauen und die Stirnhaut in die Höhe, d. h. sie erleichtern und unterstützen die träge und unvollständige Spannung der Augendeckelheber durch die Spannung der Stirnmuskeln.

Physiognomisches: Horizontale Stirnfalten mit hochgezogenen Augenbrauen findet man physiognomisch ausgebildet:

a) bei Menschen, welche gern erstaunen, d. h. bei Neugierigen, bei Menschen, welche begierig sind, Neues, Ueberraschendes zu hören, welche schon in der Erwartung etwas Erstaunliches zu vernehmen, mit hochgezogenen Augenbrauen fragend und horchend um-

*) Die ungleiche Wirkung beider Muskeln erklärt sich aus ihrer ungleichen Stärke. Die Stirnmuskeln sind weit größer und kräftiger als die Augendeckelheber, und können ohne große Anstrengung in dauernder Spannung gehalten werden, während die schwächeren Augendeckelheber nicht so lange über das gewöhnliche Maaß hinaus thätig sein können, ohne zu ermüden.

hergehen, bei Menschen, wie sie im Vorspiel zu Goethe's Faust geschildert werden, wo es heißt: „Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen — Gelassen da und mögten gern erstaunen!" —

b) Bei Menschen, welche ihre Geistesthätigkeit auf bestimmte Objecte mit Anstrengung zu concentriren pflegen.

Wenn das Gesicht beständig den Ausdruck aufmerksam gewordener Schlaftrunkenen hat, d. h. wenn man horizontale Stirnfalten zusammenfindet mit träg blickenden Augen und schläfrig gesenkten Augendeckeln, so darf man auf Dummheit, auf Beschränktheit schließen. Da bornirte Menschen häufig die ganze Energie ihres blöden Verstandes zusammennehmen müssen, um sich in den gewöhnlichen Verhältnissen und Vorkommnissen des Lebens zurecht zu finden, und deshalb häufig die Miene dauernder und angestrengter Aufmerksamkeit machen, so werden die horizontalen Stirnfalten bei ihnen leicht bleibend und stark ausgeprägt.

c. **Resumé der mimischen Bewegungen, welche sich auf das Oeffnen der Augen beziehen.**

Müde, tief gesenkte Augendeckel geben körperliche Ermattung oder geistige Indifferenz zu erkennen. Gehobene Augendeckel, weit geöffnete Augen sind der mimische Ausdruck der Ueberraschung oder auch der Aufmerksamkeit.

Kommen dazu emporgezogene Augenbraunen und horizontale Stirnfalten, so haben die Augen den mimischen Ausdruck sehr heftiger Ueberraschung oder sehr angestrengter Aufmerksamkeit.

d. **Mimische Combinationen.**

Alle Combinationen anzuführen, welche hier mit früher abgehandelten mimischen Ausdrucksweisen möglich sind, würde eine ebenso überflüssige wie mühevolle Arbeit sein. Es werden deshalb nach jedem Abschnitte immer nur diejenigen mimischen Combinationen aufgeführt werden, durch welche besonders

frappante Modificationen des Gesichtsausdrucks zu Wege gebracht werden. — Erscheint auf der Stirn der Ausdruck sehr heftiger Ueberraschung zugleich mit dem Ausdrucke sehr unangenehmer Geistesstimmung, d. h. erscheinen tiefe horizontale Stirnfalten zugleich mit tiefen senkrechten Stirnfalten, während die Augenbrauen hoch emporgezogen sind, so hat das Gesicht den mimischen Ausdruck des Schreckens. Fig. 13. Auf der bekannten Statue des Laokoon tritt dieser Ausdruck besonders deutlich hervor. Fig. 14.

3.

Anhang.

Der veränderliche Glanz des Augapfels.

Da der Glanz des Auges nicht durch Muskelthätigkeit hervorgerufen und modificirt wird, so gehören, streng genommen, die folgenden Erörterungen nicht zu den Untersuchungen über mimische Muskelbewegungen. Da aber die mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln so gewöhnlich von Veränderungen im Glanze des Auges begleitet werden, da dieselben Ursachen, welche den mimischen Ausdruck des Gesichts bedingen, auch den unmittelbarsten Einfluß auf den Glanz der Augen haben, so ist das hierauf Bezügliche in Folgendem zusammengestellt, als Nachtrag zu dem Capitel über die Augen.

Der Glanz der Augen hängt ab: 1. von der größeren oder geringeren Menge der Thränenfeuchtigkeit, 2. von der größeren oder geringeren Spannung der häutigen Augapfelkapsel und 3. von der Farbe der Iris.

A. Die Thränen.

Die Thränenfeuchtigkeit ist das Product der beiden Thränendrüsen, welche an der äußern Seite jedes Augapfels im Innern der Augenhöhle liegen. Eine geringe Quantität von Feuchtigkeit, welche beständig aus ihnen hervorquillt, wird mit Hülfe des Augenblinzelns gleichförmig über die vordere Fläche des Augapfels vertheilt; indem dann die Thränenfeuchtigkeit durch den Nasencanal nach der Nasenhöhle abfließt, und alle verunreinigenden Schleimtheilchen mit sich fortspült, wird das Augenfenster, die durchsichtige Hornhaut, fortwährend geputzt, gewaschen und rein gehalten, und durch die Thränenfeuchtigkeit wird deshalb das deutliche Sehen wesentlich erleichtert und bedingt. Beim Weinen wird diese Absonderung der Thränendrüsen so sehr gesteigert, daß die im Uebermaaß zufließende Thränenfeuchtigkeit nicht mehr auf dem gewöhnlichen Wege, d. h. durch den Nasencanal fortgeschafft werden kann, und rinnt dann über das untere Augenlid die Wange hinab.

Das „überquellende Auge“ des Weinenden hat einen eigenthümlichen, verschwommenen Glanz, welcher Jedem bekannt ist.

Physiognomisches: Wenn bei einem Menschen die Thränen sehr lose sitzen, wenn häufig durch Geisteszustände eine übermäßige Secretion der Thränendrüsen veranlaßt wird, so geht auch im gewöhnlichen Zustande die Thätigkeit der Thränendrüsen über das gewöhnliche Maaß hinaus, und in Folge dessen erscheinen dann die Augen eigenthümlich feucht und glänzend. Solche feuchtglänzende Augen findet man vorzugsweise bei erregbaren, leidenschaftlichen Menschen, bei sogenannten Gemüthsmenschen, während man dagegen bei kalten Naturen, bei soge=

nannten Verstandesmenschen, einen mehr trockenen Glanz der Augen beobachtet. Aus demselben Grunde haben Frauen im Allgemeinen feuchtere Augen als Männer.

Das Weinen geschieht meistentheils unwillkührlich, und Thränen können durch alle heftigen Geistesaufregungen hervorgerufen werden, nicht nur durch traurige sondern auch durch freudige *). Offenbar steht aber auch die Thränenab-

*) Um die Entstehung und Bedeutung der Thränen zu erklären, begnügt man sich gewöhnlich damit, zu sagen, daß traurige Vorstellungen auf die Thränendrüsen einwirken, ähnlich wie Geschmacksvorstellungen auf die Speicheldrüsen, wie erotische Vorstellungen auf die Sexualorgane und wie die lebhafte Vorstellung von dem saugenden Kinde auf die Milchdrüsen der säugenden Mutter einwirkt. Allein eine solche Erklärung scheint schon deshalb ungenügend, weil bekanntlich Thränen nicht allein durch traurige sondern auch durch sehr freudige Vorstellungen hervorgerufen werden können. Dann aber ist auch bei allen jenen Vorgängen ein Zusammenhang nachweisbar, welcher beim Weinen nicht stattfindet. Geschmacksvorstellungen entstehen aus Geschmackseindrücken, d. h. aus Erregungen der Geschmacksnerven, erotische Vorstellungen aus Erregungen der Sexualnerven, Vorstellungen vom Säugen aus Erregungen der Milchdrüsennerven, und wenn durch lebhafte Vorstellungen Speichelabsonderung, Erection oder Milchabsonderung hervorgerufen wird, so scheinen die Vorstellungen auf demselben Wege zurückzuwirken, auf welchem sie entstanden waren. Niemand aber wird behaupten wollen, daß die traurigen Vorstellungen aus Erregungen der Thränendrüsennerven entstehen. Das Weinen muß deshalb auf andere Weise erklärt werden als jene Vorgänge.

Thränen werden zunächst hervorgerufen, wenn durch Berührung, durch Staub 2c. die sogenannte Bindehaut (Conjunctiva), die äußere Bedeckung des Augapfels gereizt wird. Die Nerven dieser Bindehaut sind Zweige des N. trigeminus. Da aber Zweige dieses Nerven auch zur Thränendrüse verlaufen, so ist es wahrscheinlich, daß die Reizung der Bindehaut den Drüsennerven mitgetheilt, und daß dadurch eine vermehrte Absonderung der Thränendrüsen eingeleitet wird. Die Absonderung der Thränendrüsen wird also durch Reizung des N. trigeminus vermehrt, ebenso wie die Absonderung der Milchdrüsen durch Reizung der empfindenden Nerven der Brustwarze (beim Saugen) gesteigert wird. Die räthselhafte Erscheinung, daß durch eine Reizung des N. trigeminus, der Geschmacksnerven, der empfindenden Brustwarzennerven eine Erschlaffung der zu ihnen in Beziehung stehenden Gefäßnerven, d. h. eine Erschlaffung der Gefäßwandungen (und dadurch eine vermehrte Ausschwitzung] der wässerigen Bestand-

sonderung bis zu einem gewissen Grade unter dem Einflusse des Willens. Wer hat nicht an sich selber die Erfahrung gemacht, daß man eine Thräne des Schmerzes zurückhalten, männlich zerdrücken kann? Und wie der Willen die Thränen zurückhalten kann, so kann er sie auch hervorrufen. Es giebt Thränenvirtuosen, welche jederzeit die Schleusen ihrer Thränen beliebig zu öffnen vermögen. Eine solche Fertigkeit erfordert, wie alle menschlichen Fertigkeiten, Uebung. Die Frauen, welche ihre Thränen, als Vertheidigungswaffe wie als Angriffswaffe, sehr erfolgreich zu benutzen wissen, erlangen oft eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in der Führung dieser Waffe. Die Männer dagegen, welche sich gewöhnt haben, die Thränen als ein Zeichen unmännlicher Schwäche zu verdammen und zu unterdrücken, verlernen so sehr den Gebrauch der Thränen, daß sie oft nicht weinen können, wenn sie auch möchten. Die Helden der Iliade — Achill, Ajax, Odysseus, Menelaos schämten sich der Thränen nicht; gleich den Kindern weinten sie, wenn sie traurig waren, wie sie lachten, wenn

theile des Blutes) veranlaßt wird, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Hier genügt es, die Thatsache zu constatiren.

Die Wirkung äußerer Einflüsse auf die Thränendrüsen giebt uns ein Mittel an die Hand, um die Wirkung geistiger Einflüsse auf diese Organe zu erklären.

Wie gesagt, können Thränen durch jede heftige Geisteserregung hervorgerufen werden, ebensowohl durch freudige wie durch traurige Vorstellungen. Hierbei, wie bei Reizungszuständen der Bindehaut, scheint die letzte Ursache der vermehrten Thränenabsonderung in einer Reizung des N. trigeminus gesucht werden zu müssen. Die Reizung wird aber wahrscheinlich dadurch hervorgebracht, daß heftige Erregungen des Geistesorgans sich auf den N. trigeminus und seine Zweige fortpflanzen. Der N. trigeminus entspringt, wie die Nerven der Gesichts- und Augenmuskeln, in nächster Nachbarschaft des Geistesorgans, und wie deshalb durch heftige Geisteserregungen Zuckungen der Gesichts- und Augapfelmuskeln hervorgerufen werden, ebenso wird durch heftige Geisteserregungen eine Reizung des N. trigeminus und, in Folge dessen, eine Vermehrung der Thränenfeuchtigkeit hervorgebracht.

sie vergnügt waren. Menelaos, als er das Geschick des Agamemnon erfährt, spricht:

„Und es brach mein armes Herz vor Betrübniß,
Weinend saß ich im Sand und jammerte; aber mein Geist war
Müd' im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schauen.
Als nun lang ich geweint und jammervoll mich gewunden &c.

Wie bei uns das Weinen aus der Mode, so ist das Lachen und Lächeln in die Mode gekommen, und ebenso seltsam wie es uns scheinen mag, wenn wir von weinenden Helden des classischen Alterthums lesen, ebenso seltsam würde es diesen erscheinen, wenn sie über den Styx zurückkehren dürften und sähen die ewig lächelnden Gesichter einer Réunion du beau monde.

Warum aber, so wird man fragen, suchen wir durch Willenseinfluß das Fließen der Thränen zu unterhalten und zu befördern, wenn Schmerzen oder Kummer den Geist überwältigen? Die Antwort liegt in der Erfahrung, daß peinliche Geisteszustände an Intensität verlieren, sobald die Thränen anfangen zu rinnen. Wenn man bis jetzt auch noch nicht physiologisch genügend erklären kann, auf welche Weise die Thränendrüsen zu Abzugscanälen heftiger Erregungen des Geistesorgans werden, so steht doch die Thatsache unzweifelhaft fest, daß quälende Trauer durch Weinen gelindert wird. Wie peinigend ist der Zustand, wenn ein Mensch das Bedürfniß fühlt, Thränen zu vergießen und durch Umstände gezwungen ist, sie mit Gewalt zurückzuhalten, wie wohlthuend, wenn das trockene Auge der Verzweiflung naß wird! Es giebt Zustände, in denen der Mensch so ergriffen und erschüttert ist, daß alle Geistesfunctionen für eine Zeit lang gelähmt

zu sein scheinen. Der plötzliche Verlust eines geliebten Wesens z. B. kann so vernichtend auf den Menschen einwirken, daß er in einen Zustand von Stumpfsinn fällt, in welchem er den Umfang seines Unglücks nicht mehr zu fassen vermag. In solchem Zustande fließen keine Thränen. Wer einmal einen Menschen gesehen hat, der mit thränenlosen Augen vor einem großen Unglück stand, der weiß, wie beängstigend und unnatürlich solch ein Anblick ist. Und mit Recht ist er beängstigend, denn der momentane Stumpfsinn des Verzweifelnden kann zum vollständigen Irrsinn werden. Wenn aber der Unglückliche wieder weinen kann, wenn in seinen Thränen der Schmerz „sich löst", wenn die Ueberreizung seines Geistes einen Ausweg findet, so ist er gerettet.

Somit sind die Thränendrüsen, wenn man so sagen darf, Sicherheitsventile für übermäßige Erregungen des Geistesorgans. In solchen Zuständen scheint das Gehirn gleichsam überladen, wie ein electrischer Apparat, und es entladet sich durch seine Wirkung auf die Thränendrüsen.

Daß zum Weinen schon ein höherer Grad von geistiger Thätigkeit erforderlich ist, geht daraus hervor, daß Thiere nicht weinen, daß Cretinen, bei denen das Geistesleben bekanntlich auf einer sehr niedrigen Stufe stehn bleibt, keine Thränen vergießen *), und daß bei Kindern während ihrer ersten Lebensmonate die Augen kaum naß werden, wenn sie auch, von Schmerzen oder Hunger gequält, noch so heftig schreien und schluchzen **).

*) Vergl. Maffey und Rösch: Ueber den Cretinismus.

**) Die Reflexerscheinungen des Schreiens und Schluchzens werden später erörtert werden.

Der Glanz des Augapfels hängt aber nicht allein von der größeren oder geringeren Menge der Thränenfeuchtigkeit ab, sondern auch:

B. von der größeren oder geringeren Spannung der häutigen Kapsel des Augapfels.

Der Augapfel ist anzusehn als eine mit Flüssigkeiten angefüllte Kugel, deren Kapsel durch verschiedene Häute (darunter Hornhaut und weiße Haut) gebildet wird. Der Grad der Spannung dieser häutigen Kapsel ist offenbar von zwei Bedingungen abhängig, einestheils von der Quantität des umschlossenen Inhalts, anderentheils von der Qualität der umschließenden Häute. Je kräftiger einestheils der volle Inhalt auf die häutige Kapsel drückt, und je kräftiger anderentheils das straffe Gewebe der Kapsel diesem Drucke widersteht, desto gespannter wird die Augapfelkapsel sein, desto glänzender wird auch die Hornhaut und die weiße Haut des Auges erscheinen. Das Gewebe der Augapfelkapsel ist aber um so straffer und unnachgiebiger, und der Augapfel ist um so vollsaftiger, je gesunder, kräftiger und vollsaftiger der ganze Organismus ist.

Physiognomisches: Besonders strahlend sind deshalb die Augen im jugendlichen Alter, wenn der Organismus emporblüht in üppigster Lebenskraft.

Je mehr aber durch Säfteverluste, durch Krankheit oder Ausschweifungen der Körper geschwächt ist, desto schlaffer wird die Spannung der Augapfelkapsel, desto matter wird der Glanz der Augen. Wie sehr nach bedeutenden Säfteverlusten der Glanz der Augen erlischt, sieht man z. B. bei

schwächlichen Frauen, welche übermäßig lange ihr Kind gesäugt haben, am auffallendsten aber bei den Cholerakranken. Diese werden, durch enorme Säfteverluste, rasch so bis aufs Aeußerste erschöpft, daß ihre matten, glanzlosen Augen kaum von denen eines Todten zu unterscheiden sind.

Mit dem Tode hört die Spannung der Augapfelhülle auf; Hornhaut und weiße Haut sinken ein, und der Glanz des Auges ist gänzlich erloschen. Die Augen des Todten nennt man deshalb „gebrochen."

Von den Krankheiten sind es vorzüglich die Verdauungskrankheiten, welche am leichtesten den Glanz der Augen verändern*), und unter den Verdauungskrankheiten wieder der chronische Magencatarrh**), welcher die Augen am auffallend-

*) Bekanntlich besteht eine innige Sympathie zwischen dem Gehirn und dem Magen. Anhaltender Kummer stört die Verdauung, heftiger Schreck verursacht bei schwächlichen Personen Uebelkeit, selbst Erbrechen, und das Entsetzen, welches den feigen Soldaten beim Anblick der Gefahr ergreift, entladet sich oft in profusen Durchfällen. Umgekehrt aber wirken auch Verdauungskrankheiten zurück auf das Gehirn und durch das Gehirn auf den Glanz der Augen. Darf man sagen: Das Auge ist der Spiegel der Seele, so darf man mit demselben Rechte sagen: Das Auge ist der Spiegel des Magens. Das gebrochene Auge des Brechenden giebt den sprechendsten Beweis dafür, wie auffallend der Glanz des Auges durch Magenleiden verändert wird.

**) Der chronische Magencatarrh ist eine eben so häufige wie häufig vernachlässigte Krankheit. Ihre Wirkung auf den Geist äußert sich in Kleinmüthigkeit, Lebensüberdruß und Schwermuth, welche sich bis zum vollständigen Irrsinn steigern können. Kein anderes Leiden hat einen so entschiedenen Einfluß auf die Stimmung des Menschen, kein anderes macht ihn so reizbar, empfindlich und launenhaft. Da man vor solchen Menschen auf der Hut sein muß, so ist es nicht unwichtig, sie zu erkennen, wo man mit ihnen zusammentrifft. Es giebt dafür ein sehr einfaches Mittel. Macht man die Bekanntschaft eines Menschen, so sehe man ihm in den Mund, während er spricht; hat er eine reine, rosenrothe Zunge, so hat man es in der Regel mit einem umgänglichen Menschen zu thun, hat er dagegen eine belegte Zunge, so sei man auf einen chronischen Magencatarrh gefaßt, auf Launen und hypochondrische Verstimmungen. Wie sehr die Zunge der Barometer ihrer Stimmungen ist, wissen solche Unglückliche selbst nur zu wohl. Sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ihre Zunge zu

sten matt und glanzlos macht. Vermehrt wird dabei noch der krankhafte Ausdruck des Auges durch die bläulichen Schatten, welche bei längerer Dauer der Krankheit, auf dem unteren Augenlide erscheinen.

Physiognomisches: Matt glänzende Augen deuten auf Ausschweifungen oder Krankheiten, am häufigsten auf Verdauungskrankheiten.

Wie es aber Krankheiten giebt, welche den Glanz der Augen vermindern, so giebt es auch Krankheitszustände, welche den Glanz der Augen erhöhen. Es sind dieses die fieberhaften Zustände. Durch das Fieber wird nicht nur die Bewegung des Herzens vermehrt, der Kreislauf des Blutes beschleunigt und die Augäpfel dadurch blutreicher, strotzender, gespannter gemacht, sondern durch das Fieber wird meistentheils auch die Thätigkeit des Geistes abnorm gesteigert. Wie durch erhöhte Geistesthätigkeit der Glanz der Augen erhöht wird, soll sogleich näher erörtert werden; genug durch beide oben angegebenen Ursachen bekommen die Augen der Fieberkranken einen so unnatürlichen Glanz, daß man sie brennend nennt.

Aehnlich wie das Fieber wirkt auf den Organismus der zu reichliche Genuß von Spirituosen. Herz- und Geistesthätigkeit werden dadurch unnatürlich gesteigert. Doch nur im ersten Stadium der Trunkenheit ist der Glanz der Augen er-

---

besehen, und kaum sind sie mit den Beinen aus dem Bette, so laufen sie schon mit ängstlicher Erwartung zum Spiegel, um aus dem Zungenschleim das Horoscop ihrer Stimmungen für den kommenden Tag zu lesen. Zwar kann die Zunge auch vorübergehend belegt sein durch vorübergehende Magenleiden, selten und ausnahmsweise kann auch die Zunge belegt sein, ohne daß der Magen krank ist (bei Leiden der Mundhöhle), immerhin aber ist, im Umgange mit Menschen, das angeführte Merkmal der Beachtung werth.

höht, im späteren Verlauf folgt auf das Stadium der Aufregung ein Stadium der Abspannung, und dem entsprechend werden dann auch die Augen so glanzlos, daß man sie gläsern nennt.

Physiognomisches: Wird bei einem Menschen der aufregende Genuß der Spirituosen zur Gewohnheit, so erweitern sich allmählig, durch den häufig wiederkehrenden Blutandrang, die Blutgefäße des Auges. Die weiße Haut des Auges bekommt alsdann eine trübe, schmutzige Färbung, und ist von zahlreichen, strotzenden Blutgefäßen durchzogen. Alte Säufer erkennt man deßhalb nicht nur an ihren rothen Nasen, sondern auch an ihren rothen Augen.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß auch Krankheitszustände der Augen, namentlich chronische Augenentzündungen, einen vermehrten Andrang des Blutes nach den Augäpfeln und eine Erweiterung ihrer Blutgefäße bewirken können.

Es bleibt nun noch übrig, den Einfluß des Geisteslebens auf den Glanz der Augen näher zu untersuchen. Bekanntlich haben die Affecte einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Lebensthätigkeit des ganzen Organismus, und wirken um so eingreifender, je heftiger und je anhaltender sie sind. Deprimirende Affecte, Trauer (Kummer, Gram, Sorge, Reue) und Furcht wirken herabstimmend auf die Energie des Organismus. In Folge anhaltender Trauer wird die Herz- und Athem-Bewegung matter und langsamer, die Verdauung träger, die Geistesthätigkeit schlaffer, die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, die Gestalt wird gebeugt, Arme und Beine werden schlotternd, und der Kopf sinkt auf die Brust; in Folge der mangelhaften Verdauung und Ernährung schwindet allmählig das Fett, die Haut wird blaß und welk, die Körperwärme nimmt ab, die Haare bleichen. Excitirende Affecte dagegen, Freude (Hoffnung) und Muth (Zorn) erhöhen die

Lebensthätigkeit des Organismus; das Herz zieht sich kräftiger zusammen, das Blut kreist rascher durch die Adern, Wärme und Farbe der Haut sind erhöht, der Stoffwechsel in allen Organen ist beschleunigt, die Athembewegungen sind tiefer und energischer, der Gang ist elastisch, der Kopf gehoben, der Geist arbeitet schneller und leichter, und in buntem Wechsel drängen sich die Gedanken.

Rascher aber und auffallender als auf die übrigen Bezirke des Organismus, wirken die Affecte auf das Nerven- und Blut-Leben der Augäpfel. Wie bald wird der Glanz der Augen durch Kummer und Sorge geschwächt, wie rasch wird er durch Hoffnung, Muth und Zorn belebt! Strahlend ist das Auge der Freude, leuchtend das Auge der Hoffnung und des Muthes, funkelnd das Auge des Zornes. In welch' inniger Beziehung die Augäpfel zum Geistesorgane stehen, kann man schon bei Säuglingen beobachten; ihre Augen werden glänzender, wenn sie in freudiger Erwartung ihrer Mutter die Arme entgegenstrecken, und doch ist das Geistesleben des Säuglings noch so höchst unvollkommen, schwach und beschränkt. Aber nicht nur durch Leidenschaften, auch durch eine lebhafte, logische Denkthätigkeit wird der Glanz des Auges belebt, und zwar um so mehr, je angestrengter, je eifriger, je leidenschaftlicher das Ziel der Denkthätigkeit angestrebt wird *).

---

*) Der Grund, weshalb Gehirnzustände einen so unmittelbaren Einfluß auf das Nerven- und Blutleben der Augäpfel haben, liegt in dem innigen Zusammenhange beider Organe. Im Embryo ist der Augapfel noch ein integrirender Theil des Gehirns, welcher erst allmählig hervorwächst und sich selbstständig entwickelt. Später, im ausgebildeten Organismus, ist der Sehnerv die Brücke, vermittelst welcher der Augapfel im unmittelbarsten Zusammenhange mit dem

Physiognomisches: Die Leichtigkeit, mit welcher Geisteszustände auf den Glanz des Auges einwirken, ist der Grund, daß lebhafte und geistreiche Menschen sich durch den lebhaften Glanz ihrer Augen auszeichnen, daß sie oft noch im hohen Alter und selbst nach schwerem Siechthum den vollen Glanz ihrer Augen bewahren.

Je unthätiger und indifferenter der Geist ist, desto schwächer wird auch der Glanz der Augen. Im Zustande der Müdigkeit, der Schlaftrunkenheit werden deshalb die Augen matt und gläsern und verrathen leicht den Zustand des Menschen, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, ihn zu verhehlen.

Physiognomisches: Je indolenter, je stumpfsinniger ein Mensch ist, desto glanzloser sind auch seine Augen. Im höchsten Grade glanz- und geistlos findet man sie deshalb bei Cretins und Blödsinnigen.

Schließlich sei noch aufmerksam gemacht auf den Einfluß, welchen

C. die Farbe der Iris auf den Glanz des Auges hat.

In der Iris oder Regenbogenhaut, Fig. 1 b, findet man bekanntlich die mannigfaltigsten Nüancen der blauen, grünen und braunen Farbe; je dunkler aber die Iris gefärbt ist, desto mehr wird dadurch der Glanz der Hornhaut gehoben, welche in Form eines Uhrglases die kranzartige Iris überwölbt, denn wie jeder glänzende Gegenstand glänzender erscheint auf dunklem Hintergrunde, wie z. B. eine Brillantnadel lebhafter auf schwarzem als auf hellem Grunde leuchtet,

---

Gehirne steht. Der Sehnerv entspringt in der Tiefe des Gehirns, und an seinem vordern Ende sitzt der Augapfel, wie der Apfel an seinem Stiele. Den Augapfel darf man deßhalb als eine Art Gehirnanhang betrachten.

so erscheint auch die Hornhaut um so strahlender, je dunkler die Farbe der dahinter liegenden Iris ist. Geistige Aufregungen geben sich deshalb in dunkeln Augen leichter und auffallender zu erkennen, als in hellfarbigen.

Physiognomisches: Aus diesem Grunde ist man gewöhnlich geneigt, dunkeläugigen Menschen mehr geistige Lebhaftigkeit zuzutrauen, als helläugigen, und die dunklen Augen der Südländer machen den Eindruck größerer Leidenschaftlichkeit, als die blauen Augen der Nordländer.

IV.

Mimik des Mundes.

Der Muskelapparat des Mundes hat eine dreifache Bestimmung; er dient theils dazu, die Sprachlaute hervorzubringen, theils die Thätigkeit des Geschmacksorgans, theils auch die Thätigkeit des Gehörorgans zu unterstützen.

Hier können uns natürlich nur diejenigen Bewegungen der Mundmuskeln beschäftigen, welche sich auf den Geschmacksinn und auf den Gehörsinn beziehen.

1.

Die Bewegungen der Mundmuskeln in ihren Beziehungen zum Geschmacksinn.

Der Geschmacksinn entwickelt sich von allen Sinnen am frühesten, und macht sich geltend von der ersten bis zur letzten Lebensstunde. Kein anderer Sinn beherrscht den Menschen so früh, keiner so gewaltig, keiner bleibt ihm so lange treu; blind, taub und geruchlos liebt der kindisch gewordene Greis doch

noch die Freuden der Tafel, und findet darin seinen einzigen Genuß, oft seinen letzten Lebenszweck. Kein Sinn macht zur Befriedigung seiner Lüste solch' grandiose Ansprüche wie der Geschmacksinn, — die ganze Welt setzt er in Contribution, alle Zonen und Meere werden durchsucht, alles Erschaffene vertilgt, um der Zunge einen vorübergehenden Kitzel zu gewähren, von der Leipziger Lerche, die in der Morgensonne ihrem Schöpfer entgegenjubelt, bis zur fetten Auster, die auf dem Grunde des Meeres ein melancholisches Dasein führt; von der Dattel auf dem Gipfel der schlanken Wüstenpalme, bis zur bescheidenen Trüffel, die sich und ihre Tugend im Schooße der Erde verbirgt.

Die erste Bewegung, welche das neugeborene Kind benutzen lernt, — die Saugbewegung der Lippen, bezieht sich auf den Geschmacksinn, und, merkwürdig genug, ist es auch dieselbe Bewegung, welche der Mensch als Ausdruck seiner gewaltigsten Leidenschaft gebraucht, wenn er ein geliebtes Wesen — küßt.

Was für den Gesichtsinn der Augapfel, das ist für den Geschmacksinn die Zunge, denn wie der Sehnerv im Augapfel, so verzweigt sich der Geschmacksnerv in der Zunge, und wie der Augapfel, so hat auch die Zunge eine selbstständige Bewegungsfähigkeit, vermöge welcher das Geschmacksorgan in eine solche Lage und Stellung gebracht werden kann, daß die Geschmackseindrücke möglichst vollkommen aufgenommen werden. Wie der Augapfel, so ist auch die Zunge durch ein knöchernes Gehäuse geschützt; letzteres wird durch die beiden Kinnladen gebildet, doch hat das Knochengehäuse der Zunge vor dem des Augapfels den Vorzug, daß es beliebig geöffnet oder geschlossen werden kann, indem die Unterkinnlade an die Ober-

kinnlade gedrückt oder von ihr entfernt wird. Das edlere Gesichtsorgan ist also offenbar weniger geschützt, als das zur Erhaltung des Lebens nothwendigere Geschmacksorgan.

Wie vor der Augenhöhle, so liegt auch vor der Mundhöhle ein kreisförmiger, platter Muskel. Dieser Mundschließmuskel, Fig. 5 gg, hat, wie der Augenschließmuskel, in seiner Mitte eine horizontale Spalte *); wie die Ränder der Augenspalte, so sind auch die Ränder der Mundspalte mit einer feuchten, rosig durchscheinenden Schleimhaut bedeckt, und wie die Augenpforte, so ist auch die Mundpforte (wenigstens bei erwachsenen Männern) mit Haaren geziert.

Geschlossen wird der Mund durch Zusammenziehung des schlingenartig gebildeten Mundschließmuskels, geöffnet und auseinander gezogen wird die Mundspalte durch die Antagonisten des Schließmuskels, welche an seinem äußeren Rande angeheftet sind.

Ein Blick auf Fig. 5 zeigt, wie viel stärker und zahlreicher die Antagonisten des Mundschließmuskels als die des Augenschließmuskels sind. Die Form der Mundspalte kann dadurch auf das Verschiedenartigste verändert und verzogen werden, und vermöge dieser Mannigfaltigkeit der Bewegung hat der Mund eine mindestens ebenso große Bedeutung für den mimischen Ausdruck des Gesichts, wie die Augen.

A. Der bittere Zug.

Wird irgend ein schmeckbarer Gegenstand auf die ruhig liegende Zunge gebracht, so ist die dadurch hervorgebrachte

---

*) Auf Fig. 5 konnte nur eine Hälfte dieses Muskels dargestellt werden.

Geschmacksempfindung eine sehr undeutliche und unvollkommene; erst dadurch, daß die Zungenoberfläche (auf welcher sich, in den sogenannten Geschmackspapillen, die Endigungen der Geschmacksnerven befinden) an das knöcherne Gaumengewölbe gedrückt und an ihm gerieben wird, kann eine vollständige Einwirkung des schmeckbaren Gegenstandes auf die Geschmacksnerven stattfinden.

Wenn man darum beim Essen unverhofft auf einen unangenehm schmeckenden Gegenstand beißt, so reißt man rasch den Mund auf und zieht die beiden Kinnladen auseinander, um die Zunge möglichst weit vom Gaumen entfernt zu halten, d. h. um eine Reibung der Zungenoberfläche, und eine Wiederholung der unangenehmen Geschmacksempfindung möglichst zu vermeiden. Diese Bewegung der Kinnladen wird von einer analogen Bewegung des Mundes begleitet; wie der Gaumen von der Zunge, so wird auch die Oberlippe von der Unterlippe entfernt, und zwar geschieht dies durch die Oberlippenheber (Levator. labii superioris alaeque nasi) Fig. 5 ff. Jeder dieser beiden Muskeln entspringt in der Nähe des inneren Augenwinkels, und endet in zwei Spitzen, von denen die eine sich an den Nasenflügel heftet, die andere an die Oberlippe, und zwar in der Mitte ihrer seitlichen Hälfte. Wenn die beiden genannten Muskeln gespannt werden, so verändert sich der Gesichtsausdruck in eigenthümlicher Weise. Der rothe Saum der Oberlippe wird in der Mitte seiner seitlichen Hälften etwas aufwärts gezogen, und zwischen diesen beiden Punkten wird die Spitze der Oberlippe etwas nach Oben umgestülpt, so daß die Profillinie der Oberlippe dadurch einwärts geknickt erscheint; zugleich werden die Nasenflügel in die Höhe gezogen und

dadurch erscheinen die beiden Mundfalten (d. h. die Falten, welche von den Nasenflügeln schräg abwärts zu den beiden Mundwinkeln verlaufen) unmittelbar neben den Nasenflügeln tief markirt und eigenthümlich geradlinig; daß bei dieser Mundbewegung auch die Haut des Nasenrückens in Falten gelegt wird, ist eine Folge der aufwärts gezogenen Nasenflügel. Fig. 15.

Der geschilderte Gesichtsausdruck, welcher zunächst bei unangenehmen, bitteren Geschmacksempfindungen erscheint, wiederholt sich auch bei sehr unangenehmen Vorstellungen und Stimmungen, bei solchen, deren unangenehme Natur sehr bedeutungsvoll als bitter bezeichnet wird.

Mimische Combinationen.

In der physiologischen Einleitung wurde gezeigt, daß mimische Bewegungen am leichtesten an den Augenmuskeln, weniger leicht an den Mundmuskeln sich äußern. Während deshalb bei unangenehmen Vorstellungen und Stimmungen nur die Stirnhaut in senkrechte Falten gelegt wird, erscheint bei sehr unangenehmen Vorstellungen und Stimmungen auch der bittere Zug. Fig. 16.

Doch ist die Bedeutung dieses Gesichtsausdrucks eine wesentlich verschiedene, je nach der Beschaffenheit des Blicks. Ist der Blick matt, so hat das Gesicht das Gepräge bitteren Leidens, und ist ein Zeichen, daß der Mensch sich passiv, duldend verhält gegenüber den bitteren Eindrücken, Vorstellungen oder Erinnerungen; ist aber der Blick fest und energisch, so trägt das Gesicht den Stempel activer Reaction, zorniger Erbitterung.

Wenn die Augen entzückt emporblicken (wobei natürlich die senkrechten Stirnfalten fehlen), während die Oberlippe bitterlich verzogen ist, so hat das Gesicht den Ausdruck eines Hülfeflehenden, der in bittrer Noth vertrauensvoll emporblickt. Fig. 17. Es ist dies ein mimischer Ausdruck, welchen die Maler auf den Bildern der büßenden Magdalena darzustellen suchen, — wenigstens suchen sollten, denn Viele scheinen diesen Gegenstand mehr gewählt zu haben, um nackte, üppige Formen, als um seelenvolle Züge zu malen.

Wenn statt der senkrechten — horizontale Falten auf der Stirn erscheinen, während im Munde der Ausdruck der Bitterkeit ausgeprägt ist, so erkennt man, daß der Mensch bittern Erinnerungen und Gedanken nachhängt, daß er sie festzuhalten sucht, um sie dauernd auf sich einwirken zu lassen. Fig. 18.

Am gewaltigsten wird aber das Gesicht verändert, wenn neben dem bittern Zuge zugleich die Miene des Schreckens sich geltend macht, d. h. wenn auf der Stirn gleichzeitig senkrechte und horizontale Falten (Fig. 13) erscheinen. Das Gesicht bekommt dadurch den Ausdruck heftigen Entsetzens. Fig. 19. — Die Miene des Entsetzens schildert Leonardo da Vinci ganz treffend in seiner früher erwähnten Schrift, wo er sagt: „Die Ueberwundenen, Geschlagenen, in Unordnung Gebrachte malet mit blassen Gesichtern und erhobenen Augenbrauen, deren Zusammenfügung, nebst dem darüber befindlichen Fleisch, voller Runzeln; die Höhle der Nasen aber von außen mit etlichen Falten bei den Nasenlöchern, die sich bei dem Anfange des Auges endigen. Die Nasenlöcher, als die Ursache besagter Falten, müssen sich aufwerfen und die im Bogen erhobene Oberlippe die oberen Zähne entdecken,

welche, indem sie weit von den anderen abgesondert stehen, ein klägliches Schreyn bei den Ueberwundenen andeuten."

Physiognomisches: Physiognomisch findet man diesen Zug ausgebildet als Folge häufig wiederholter sehr unangenehmer Stimmungen, bei Menschen von verbitterter oder erbitterter Gemüthsart. Bittere Stimmungen können nämlich durch zweierlei Ursachen veranlaßt werden, entweder durch außergewöhnlich unangenehme Verhältnisse, oder durch eine außergewöhnlich große Empfindlichkeit. In jenem Falle kann man den Menschen verbittert, in diesem kann man ihn erbittert nennen.

B. Der süße Zug.

Dem Ausdrucke der Bitterkeit entgegengesetzt ist der süße Zug, denn während man bei jenem eine unangenehme Geschmacksempfindung möglichst zu vermeiden sucht, werden bei diesem die Muskeln so in Bewegung gesetzt, daß Geschmackseindrücke möglichst vollkommen aufgenommen werden können. Die geschlossenen Lippen und die Backen werden fest an die Kinnladen gedrückt, um die Theile des schmeckbaren Gegenstandes, welche etwa beim Kauen oder Einschlürfen in den Raum zwischen Backen und Kinnladen gerathen, auf dem Geschmacksorgan — der Zunge zusammenzudrängen, festzuhalten, und dadurch die Thätigkeit der Geschmacksnerven möglichst zu unterstützen. Hierbei werden, vorzugsweise durch die seitliche Wirkung der Lachmuskeln (Fig. 5 h), die Backen an die Kinnladen gepreßt (wodurch dieser Zug dem lächelnden ähnlich wird); doch wird dadurch nicht, wie man vermuthen sollte, der Mund in die Breite gezogen, sondern, indem der Mundschließmuskel sich zusammenzieht, und zugleich (durch mehrere, theilweise hinter ihm liegende Muskeln) an die

Zähne gedrückt wird, erscheinen die rothen Lefzen eigenthümlich platt gedrückt. Fig. 20.

Diese Form des Mundes, welche man zunächst bei sehr angenehmen, süßen Geschmacksempfindungen beobachtet, zeigt sich auch als mimischer Ausdruck außergewöhnlich angenehmer Stimmungen, bei Vorstellungen und Erinnerungen, welche der Sprachgebrauch als süß bezeichnet.

Mimische Combinationen.

Ein süßer Mund mit entzücktem Blick, giebt den mimischen Ausdruck süßer Schwärmerei. Fig. 21.

Mit dem versteckten Blicke verleiht der süße Mund dem Gesichte den Ausdruck verliebter Coquetterie. Fig. 22.

Mit horizontalen Stirnfalten giebt der süße Ausdruck zu erkennen, daß der Mensch süßen Erinnerungen und Vorstellungen nachhängt. Fig. 23.

Tritt zu Fig. 21 noch der bittere Zug, so hat das Gesicht den Ausdruck bittersüßer Schwärmerei. Fig. 24.

Physiognomisches: Der süße Mund ist der mimische Ausdruck süßer Gefühle, d. h. überschwänglich glücklicher und angenehmer Stimmungen; da aber hierzu das Leben nur sehr ausnahmsweise Veranlassung giebt, so findet man den süßen Zug nur selten physiognomisch ausgebildet, bei Männern wohl nie, zuweilen bei Frauenzimmern, aber auch bei diesen gewöhnlich nur als Folge eines affectirt süßlichen Wesens. Wenn der süße Zug in einem Gesichte constant geworden ist, so macht er auf jeden Unbefangenen denselben Eindruck wie ein constant süßer Geschmack, d. h. den Eindruck des Ekels. Entdeckt man bei einem Menschen dieses physiognomische Merkmal, so kann man darauf gefaßt sein, daß er in seiner Conversation die Bezeichnung süß beständig im Munde führen wird; er redet von süßen Menschen, süßer Musik, süßer Freundschaft und Liebe, ja wohl gar von süßer Verzweiflung.

C. Der prüfende Zug.

Wenn man im Begriff steht, einen schmeckbaren Gegenstand zu prüfen, z. B. Wein, so bringt man ihn zwischen die Lippen, schiebt diese rüsselartig vor*), und läßt vorsichtig und langsam die Flüssigkeit über die Oberfläche der Zunge gleiten, damit der Geschmackseindruck möglichst in die Länge gezogen, und somit Zeit gewonnen wird, um den schmeckbaren Gegenstand zu prüfen. Fig. 25.

Denselben Gesichtsausdruck beobachtet man bei Menschen, welche in Gedanken prüfend den Werth oder Unwerth einer Sache untersuchen. Wer aufmerksam auf sich selber ist, wird nicht selten Gelegenheit gehabt haben, sich bei dieser Muskelbewegung zu ertappen; wer über irgend ein Verhältniß nachdenkt, um seine Güte in Erwägung zu ziehen, macht eine Miene, als ob er im Begriff stände, eine Speise zu prüfen (weil die mimischen Gesichtsbewegungen sich zum Theil auf imaginaere Gegenstände beziehen). Es giebt sich in dieser

---

*) Es wurde früher gezeigt (S. 43), daß bei dem Augenschließmuskel die centralen Fasern selbstständig und unabhängig von den peripheren Fasern contrahirt werden können. Ein ähnliches Verhältniß scheint auch bei dem Mundschließmuskel stattzufinden, und das rüsselartige Vorstrecken der Lippen hauptsächlich dadurch bewirkt zu werden, daß die peripheren Fasern sich stärker zusammenziehn als die centralen. Doch kommen bei dieser Bewegung auch noch andre, hinter dem Mundschließmuskel liegende Muskelpartien in's Spiel. Henle (Handb. d. Anatomie I. 3. 159) drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Das Spitzen des Mundes (zum Pfeifen, Küssen, zum Aussprechen der Vocale O und U) ist zunächst nicht Sache des M. sphincter oris, sondern der Mm. incisivi der Ober- und Unterlippe und des M. nasalis labii sup., wobei unterstützend der M. caninus und die am Rande des Unterkiefers entspringenden Fasern des M. triangularis hinzutreten mögen. Der Sphincter hat aber dabei die Aufgabe, die Mundspalte eng oder geschlossen zu erhalten, und den Lippenfalten eine gewisse Tension zu ertheilen."

Miene immer ein gewisses Selbstgefühl zu erkennen, denn wer ein entscheidendes Urtheil fällen will, fühlt sich in diesem Augenblicke, dem beurtheilten Objecte gegenüber, als Richter, als höhere Instanz, als Autorität. Fig. 25.

Mimische Combinationen.

Wenn der prüfende Mund zugleich mit senkrechten Stirnfalten erscheint, so muß man vermuthen, daß, während der Mensch noch das Für und Wider erwägt und nachsinnt, welches Urtheil er fällen, welche Entscheidung er treffen soll, schon Verstimmung und Zorn sich geltend machen. Fig. 26.

Treten mit dem prüfenden Zuge gleichzeitig horizontale Stirnfalten auf, so geht daraus hervor, daß die Aufmerksamkeit des Menschen in hohem Grade durch die Verhältnisse, welche er prüft, gefesselt wird, daß er sie für sehr wichtig und äußerst bedenklich ansieht. Fig. 27. Denselben Ausdruck trägt ein Kopf auf dem bekannten Bilde Hasenklever's: die Weinprobe. Fig. 28.

Physiognomisches: Den prüfenden Zug findet man zuweilen ausgebildet bei Gourmands, bei Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten auf die Freuden der Tafel gerichtet ist. Indem sie ihre Phantasie häufig in gehabten oder gehofften Genüssen schwelgen lassen, indem sie dabei lüstern die Lippen vorstrecken, als ob sie wirklich schmeckten und kosteten, was sie träumen, wird allmählig der prüfende Zug bei ihnen constant.

Alsdann entwickelt sich diese Form des Mundes auch bei selbstgefälligen Menschen, die, im Gefühle eigener Vortrefflichkeit, sich berufen fühlen, über den Werth fremder Menschen, Meinungen und Verhältnisse abzuurtheilen und sich gern wichtig machen.

D. Der verbissene Zug.

Wenn man eine sehr heftige körperliche Anstrengung macht, wenn man z. B. einen sehr engen Stiefel anzuziehen sucht, oder wenn man eine sehr festgeklemmte Thür mit Gewalt aufreißen will, so spannt man nicht allein die Armmuskeln, sondern man steift zugleich den Nacken, man beißt die Zähne aufeinander und preßt die Lippen zusammen. Solche Muskelbewegungen sind offenbar ganz zwecklos, sie können nichts dazu beitragen, die beabsichtigte Wirkung zu erreichen, aber in dem Augenblicke, wo ein Mensch seine ganze Kraft und Energie zusammennimmt, um durch körperliche Anstrengung eine Schwierigkeit zu überwinden, äußert sich der Einfluß des Willens nicht allein in denjenigen Muskeln, welche dazu dienen, die beabsichtigte Bewegung auszuführen, sondern er verbreitet sich, gleichsam ausstrahlend, in den gesammten Muskelapparat des Körpers. Jeder Muskel spannt sich in der gewohnten Weise, wobei aber natürlich die Spannung der schwächeren Muskeln durch die der stärkeren überwogen resp. neutralisirt wird. Diese unabsichtlichen und zwecklosen Mitbewegungen der Muskeln treten am bemerkbarsten hervor an den Gesichtsmuskeln, und zwar vorzugsweise an den kräftigen Kaumuskeln (Fig. 5 i). Bei allen angestrengten oder schwierigen Bewegungen pflegt man, durch die Spannung dieser Muskeln, die Unterkinnlade gegen die Oberkinnlade zu pressen, gleichsam als wollte man einen harten Gegenstand zerbeißen und zermalmen.

Aber wie bei dem bittern Zuge, so wird auch bei dem verbissenen die Bewegung der Kinnlade von einer analogen Bewegung des Mundes begleitet. Wie man bei dem Aus=

drucke der Bitterkeit nicht nur den Oberkiefer von dem Unterkiefer, sondern auch die Oberlippe von der Unterlippe möglichst weit entfernt hält (vergl. S. 72), so preßt man bei dem Ausdrucke der Verbissenheit nicht allein die Unterkinnlade gegen die Oberkinnlade, sondern auch die Unterlippe gegen die Oberlippe. Durch Contraction des Mundschließmuskels wird der Mund geschlossen, und es erscheinen dabei die rothen Lippensäume einwärts gekniffen, zugleich aber wird die Unterlippe fest gegen die Oberlippe gedrückt, und zwar geschieht dies durch die Wirkung der beiden Kinnheber (Fig. 5 k). Es entspringen diese beiden Muskeln am obern Rande der Unterkinnlade, in der Nähe der mittleren Schneidezähne, und ihre Fasern verlaufen von hier nach Unten und Außen in die Haut des Kinns. Sie heben die Mitte der untern Hälfte des Mundschließmuskels in die Höhe, und drücken die Haut des Kinns fest an den Knochen; in Folge dessen erscheint die Mitte der Unterlippe gehoben, und gleichzeitig treten zwei Falten oder Vertiefungen hervor, welche, in der Mitte der Unterlippe beginnend, von hier nach beiden Seiten, wie die Schenkel eines stumpfen Dreiecks, geradlinig nach Unten und Außen verlaufen. Diese beiden Falten sind für den Ausdruck der Verbissenheit sehr characteristisch, und entsprechen dem untern Rande des gespannten und in seiner Mitte aufwärts gezogenen Mundschließmuskels. Fig. 29.

Dieselbe Miene, welche bei sehr intensiven körperlichen Anstrengungen erscheint, tritt auch bei sehr intensiven geistigen Anstrengungen auf, und zwar, weil die mimischen Gesichtsbewegungen sich zum Theil auf imaginaere Gegenstände beziehn.

Die Anstrengungen, welche man bei geistigen Arbeiten, z. B. bei wissenschaftlichen Untersuchungen, macht, werden selten so leidenschaftlicher Art sein, daß sie Veranlassung geben könnten zu einem krampfhaften Zusammenkneifen der Lippen und Zähne, dagegen wird dies geschehen, wenn man sich zu einem geistigen Kampfe anschickt, wenn man seine ganze Energie zusammennimmt, um sich fremder Einflüsse zu erwehren, wenn man fest entschlossen ist, bei seinen Ueberzeugungen und Absichten zu beharren trotz der Einwendungen und Vorstellungen anderer Menschen, trotz drohender Gefahren und Schwierigkeiten und trotz eigener Bedenken. Galilei, als er sein berühmtes: E pur se muove! — murmelte, kann man sich nur mit gepreßtem Munde und zusammengebissenen Zähnen vorstellen.

In dem zusammengekniffenen Munde mit gehobener Unterlippe liegt der mimische Ausdruck der Verbissenheit, der Verstocktheit, des Eigensinns, des Trotzes, der Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit. Wer mit verbissenen Lippen dasteht, hat seinen Entschluß gefaßt, und deshalb heißt es in der Bibel auch ganz richtig (Sprichw. Sal. VI. 13): „Und wenn der schalkhafte, falsche Mensch seine Lefzen zusammenbeißet, so vollbringt er Böses.“

Mimische Combinationen.

Wer Zähne und Lippen fest zusammenkneift, und zugleich die Stirnhaut in senkrechte Falten zieht, zeigt, daß er zornig ist und zugleich hartnäckig entschlossen, die Ursache seines Zorns zu bekämpfen oder von sich zu weisen. Fig. 30.

Wer die Augenbrauen in die Höhe zieht, während der Mund zusammengekniffen ist, giebt dadurch zu erkennen, daß er die Eindrücke festzuhalten sucht, die ihn bewegen, eigensinnig auf seinen Meinungen und Absichten zu bestehen. Fig. 31.

Interessant ist der complicirte Ausdruck auf dem Bilde J. Schraders: Gregor VII. in der Verbannung zu Salerno, Fig. 32 (nach dem Stahlstiche von A. Schultheis). Die Verbissenheit im Munde, der Zorn in den senkrechten, die gespannte Aufmerksamkeit in den horizontalen Stirnfalten geben, zusammen mit dem versteckten Blicke, diesem Gesichte den Ausdruck eines gefährlichen, auf Heimtücke und Rache sinnenden Menschen.

Erscheint im Munde zugleich mit dem verbissenen Zuge und senkrechten Stirnfalten der Ausdruck der Bitterkeit, so sieht man, daß der Mensch sich in einer verbissenen und verbitterten Stimmung befindet. Fig. 33.

Es ist hier auch der Ort, den mimischen Ausdruck der heftigen Wuth anzuführen, und die dabei stattfindenden complicirten Muskelbewegungen zu erklären. Die Kinnladen sind fest zusammengebissen (als Ausdruck kampfbereiter Energie, trotziger Entschlossenheit) und die Oberlippe nebst den Nasenflügeln emporgezogen (als Ausdruck der Erbitterung) und zwar in so bedeutendem Maße, daß ein (dem Zusammenbeißen der Kinnladen entsprechendes) Zusammenkneifen der Lippen nicht stattfinden kann, und über der aufwärts gepreßten Unterlippe die blinkenden Zähne der Oberkinnlade erscheinen. Dabei sind gewöhnlich die Nasenlöcher weit aufgebläht, denn im Zustande heftiger Wuth sind Athem- und Herzbewegung beschleunigt, und da

die rascher aus- und einströmende Luft an den zusammengebissenen Zähnen ein Hinderniß findet, so athmet man vorzugsweise durch die Nase, und erleichtert dieses durch das Aufblähen der Nüstern (vergl. übrigens hierüber die Mimik der Nase S. 92). Auf der Stirn liegen horizontale Falten (als Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit) und zugleich senkrechte Falten (als Ausdruck des Zorns). Die Augäpfel erscheinen glänzend, sie „sprühen Feuer" (als Folge geistiger Aufregung) und rollen entweder wild umher, oder blicken starr und durchbohrend (vergl. S. 33: der feste Blick). Fig. 34.

Physiognomisches: Am leichtesten und häufigsten wird der verbissene Zug physiognomisch bei Menschen, deren Lebensbeschäftigung es mit sich bringt, andauernd schwierige Bewegungen auszuführen, sei es, daß sie schwierig sind, weil sie einen großen Kraftaufwand erfordern, sei es, weil eine große Vorsicht dabei erforderlich ist; es kann z. B. dieser physiognomische Ausdruck sich eben so wohl bei der groben Arbeit der Hufschmiede ausbilden, wie bei der feinen Arbeit der Stickerinnen, eben so wohl bei Holzhackern wie bei Bildhauern. Wo man ihn aber bei solchen Leuten antrifft, darf man überzeugt sein, daß sie ihre Arbeit mit besonderem Eifer und gewissenhafter Sorgfalt zu machen pflegen.

Als Folge von Geisteszuständen kann der mimische Zug der Verbissenheit nur dann physiognomisch werden, wenn die entsprechenden Geisteszustände sich nicht nur sehr häufig, sondern auch sehr anhaltend geltend machen. Man erkennt daran den Horazischen: „tenacem propositi virum," den beharrlichen Mann; aber auch (wenn dieses physiognomische Merkmal auffallend stark entwickelt ist) den hartnäckigen, trotzigen, eigensinnigen, verstockten, verbissenen Menschen.

E. Der verachtende Zug.

Der mimische Ausdruck der Verachtung, der Geringschätzung äußert sich theils in den Augen, theils im Munde.

Wer seine Verachtung zu erkennen geben will, hebt den Kopf, um auf den Gegenstand seiner Geringschätzung herabzublicken; er drückt dadurch aus, daß er sich selbst erhaben fühlt über das, was ihm niedrig scheint. Er blickt aber das Object seiner Verachtung nicht gerade an, sondern von der Seite, als hielte er es nicht der Mühe werth, seinen Kopf zu wenden, um es ins Auge zu fassen; zu gleicher Zeit senken sich die Augendeckel wie im Zustande der Schläfrigkeit (vergl. S. 54) und als Zeichen äußerster Gleichgültigkeit gegen die (sichtbare oder imaginaere) Ursache der Mißachtung; doch giebt sich noch ein gewisser Grad nachlässiger und widerwilliger Aufmerksamkeit durch die Spannung der Stirnmuskeln zu erkennen, wodurch die sinkenden Augendeckel festgehalten, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, und auf der Stirnhaut horizontale Falten gebildet werden. Fig. 35.

In dieser Weise drückt sich ein geringer Grad von Verachtung nur in den Augen aus; bei höheren Graden hochmüthiger Geringschätzung aber verändert sich auch der Ausdruck des Mundes in eigenthümlicher Weise. In der Oberlippe erscheint der Zug der Bitterkeit (vergl. S. 72), als spüre man einen unangenehmen, ekelhaften Geschmack, und zugleich stößt man die Unterlippe nach Oben vor, als wollte man durch diese Bewegung einen, den Lippen nahekommenden, unbedeutenden Gegenstand fernhalten; daß dieser als sehr unbedeutend aufgefaßt wird, giebt sich dadurch zu erkennen, daß man beim Vorschieben der Unterlippe zugleich etwas Luft auszustoßen pflegt, als genüge das, um den federleichten Gegenstand zu verscheuchen. Fig. 35.

Der mimische Ausdruck der Verachtung ist also ein complicirter, und bezieht sich theils auf imaginaere Gegenstände, theils auf imaginaere Sinnesempfindungen.

Wie bei dem verbissenen, so wird auch beim verachtenden Munde die Unterlippe aufwärts gezogen, und zwar hier wie da durch die beiden Kinnhebermuskeln *) (Fig. 5 k). Doch unterscheidet sich der Ausdruck der Verbissenheit sehr wesentlich von dem Ausdrucke der Verachtung dadurch, daß bei jenem beide Lippen einwärts gekniffen sind, bei diesem dagegen die Unterlippe nach Außen umgestülpt wird. Das Umstülpen der Unterlippe geschieht durch eine combinirte Wirkung der Kinnhebermuskeln (Fig. 5 k) und der dreieckigen Kinnmuskeln (Fig. 5 l), indem durch jene die Unterlippe aufwärts gedrängt wird, und gleichzeitig durch diese die Mundwinkel abwärts gezogen werden, schlägt sich der rothe Saum der Unterlippe nach Außen um. Durch die Wirkung der Kinnhebermuskeln entstehn sowohl bei dem Ausdrucke der Verachtung wie bei dem der Verbissenheit characteristische Falten auf der Unterlippe, während aber bei diesem die Falten von der Mitte der Unterlippe geradlinig nach Außen und Unten verlaufen, wie die Schenkel eines stumpfwinkligen Dreiecks, bilden sie bei jenem (durch den nach Unten gerichteten Zug der dreieckigen Kinnmuskeln) eine Bogenlinie, welche convex nach Oben gerichtet ist. Fig. 36. Uebrigens erscheint bei dem einen wie bei dem andern Gesichtsausdrucke das Kinn eigenthümlich platt, weil die Haut des

*) Da die Kinnhebermuskeln für den Ausdruck der Verachtung von so wesentlicher Bedeutung sind, so wurden sie von älteren Anatomen ganz bezeichnend Musculi superbi genannt.

Kinns, durch die Wirkung der Kinnhebermuskeln, aufwärts gezogen und straff gespannt ist.

Mimische Combinationen.

Wenn mit dem Ausdrucke der Verachtung zugleich senkrechte Stirnfalten erscheinen (und dann fehlen natürlich die gewölbten Augenbrauen und die horizontalen Falten), so darf man annehmen, daß der Mensch gleichzeitig Zorn und Verachtung fühlt. Fig. 37.

Je stärker in dem verachtenden Munde der Zug der Bitterkeit hervortritt, desto mehr hat das Gesicht den Ausdruck bitterer Verachtung.

Physiognomisches: Den Ausdruck der Verachtung findet man physiognomisch gewöhnlich bei anmaßenden, hochmüthigen Menschen, welche den Maßstab ihrer eigenen eingebildeten Vortrefflichkeit an die Verhältnisse und Meinungen Anderer zu legen pflegen und schwer zu befriedigen sind.

An den Augen giebt sich dieser Zug durch hochgewölbte Augenbrauen, horizontale Stirnfalten und gesenkte Augendeckel zu erkennen.

Am Munde ist dieser Ausdruck daran kenntlich, daß die Mitte der Unterlippe aufwärts gedrückt erscheint, und unter ihrem rothen Saume (welcher etwas nach außen umgeschlagen ist) eine bogenförmige Falte hervortritt, welche convex nach oben gerichtet ist.

2.

Die Bewegungen der Mundmuskeln in ihren Beziehungen zum Gehörsinn.

Während bei vielen Thieren die Muskeln des äußeren Ohrs eine außerordentliche Beweglichkeit besitzen, sind sie bei

dem Menschen verkümmert und fast unbeweglich; sie können nicht dazu dienen, die Thätigkeit seines Gehörsinns irgendwie zu unterstützen, und der Mensch ist in dieser Beziehung unstreitig weniger begabt als die Pferde, Esel und Hunde, welche durch die große Beweglichkeit ihrer Ohren die Aufnahme von Schalleindrücken wesentlich befördern können. Unter den Sinneswerkzeugen des Menschen ist sein Gehörsinn am stiefmütterlichsten von der Natur bedacht, und am schwächsten mit Muskeln ausgerüstet worden; nur indirect kann die Aufnahme von Gehöreindrücken durch Muskelthätigkeit erleichtert und begünstigt werden, und zwar durch die Mundmuskeln.

Der Sammelplatz der Schalleindrücke, die sogenannte Paukenhöhle, steht mit der Mundhöhle durch einen engen Knochencanal (die Eustachische Röhre) in Verbindung; die Gehörnerven empfangen deshalb Schalleindrücke ebensowohl durch den Mund wie durch das Ohr. Wie sehr dieser Canal zum deutlichen Hören beiträgt, kann man bei Halsentzündungen beobachten. Durch die reichliche Schleimabsonderung, welche dabei stattfindet, geschieht es sehr häufig, daß der Eingang des Canals durch einen Schleimpfropf verstopft wird; die Folge davon ist eine momentane Schwerhörigkeit, welche aber sofort wieder verschwindet, wenn durch irgend einen Zufall, z. B. durch das Aufreißen des Mundes beim Gähnen, der Schleimpfropf entfernt wird.

Wer aufmerksam horcht, wer auf ein undeutliches Geräusch lauscht, öffnet den Mund, um die Schalleindrücke möglichst vollständig, d. h. nicht allein durch das Ohr, sondern auch durch den Mund aufzunehmen, und auf sich einwirken zu lassen. Dabei läßt man die Unterkinnlade

schlaff herunterſinken, ſo daß in der Profillinie des Geſichtes die Unterlippe merklich gegen die Oberlippe zurücktritt. Fig. 38.

In der pſychologiſchen Einleitung (S. 27) wurde der Grundſatz aufgeſtellt und begründet, daß die mimiſchen Geſichtsbewegungen am leichteſten an den Augenmuskeln, weniger leicht an den Mundmuskeln hervortreten. Wenn alſo ein mäßiger Grad der Aufmerkſamkeit oder Verwunderung ſich durch ein Aufreißen der Augen zu erkennen giebt (S. 50), wenn bei einem höheren Grade zugleich die Augenbrauen und die Stirnhaut in die Höhe gezogen werden (S. 52 u. 53), ſo verräth ſich der höchſte Grad der Aufmerkſamkeit und des Erſtaunens durch ein gleichzeitiges Aufreißen des Mundes. Fig. 39. Das Geſicht hat alsdann den Ausdruck, als ſuche man durch Auge und Ohr möglichſt deutlich Etwas zu erkennen; daß aber dieſe Muskelbewegungen auch ſtattfinden, wenn ſie offenbar zwecklos ſind, wenn keine Veranlaſſung vorliegt, Auge und Ohr anzuſtrengen, wenn man nicht durch Gegenſtände, ſondern durch Gedanken und Erinnerungen lebhaft überraſcht oder gefeſſelt wird, erklärt ſich aus dem wiederholt angeführten Grunde, daß Vorſtellungen dem Geiſte erſcheinen wie Gegenſtände.

Der Ausdruck intenſiv geſpannter Aufmerkſamkeit findet ſich deutlich ausgeſprochen auf dem Geſichte des Borgheſiſchen Fechters. Fig. 40. Ebenſo auf dem vortrefflichen Bilde: die Garnwinderin von Gerard Douw, Fig. 41 (nach dem Kupferſtiche von J. G. Wille).

Phyſiognomiſches: Den offenſtehenden Mund findet man am häufigſten bei Schwerhörigen, denn im geſelligen und geſchäftlichen Verkehr

sind solche Menschen gezwungen, fortwährend aufmerksam zu horchen und zu lauschen.

Dann aber ist der offenstehende Mund auch bekanntlich ein Zeichen geistiger Bornirtheit. Ein Mensch von sehr blödem Verstande wird im täglichen Verkehr häufig auf Dinge stoßen, welche er nicht versteht, welche ihm unklar, fremd und überraschend scheinen. Mögen diese Dinge sinnlich wahrnehmbare Gegenstände sein oder Vorstellungen (d. h. imaginaere Gegenstände), er wird in beiden Fällen mit offenem Munde dastehen.

V.

Mimik der Nase.

Bekanntlich zeichnen sich die Hunde nicht allein durch einen sehr feinen Geruchsinn aus, sondern auch durch eine große Beweglichkeit der Nasenlöcher. Während bei den meisten Menschen die Nasenmuskeln nur eine sehr schwache selbstständige Bewegung zeigen, kann der Hund durch Muskelbewegungen die Thätigkeit seines Geruchsinns sehr wesentlich unterstützen, und seine Aufmerksamkeit giebt sich durch lebhafte Bewegungen des „Witterns" eben so deutlich zu erkennen wie durch den lebhaften Blick. Er „wittert", indem er seine Nasenlöcher abwechselnd erweitert und verengert, und dadurch die in der Nasenhöhle befindliche Luft in Bewegung setzt. Bekanntlich können die Geruchsnerven nur afficirt werden, wenn ein Luftstrom darüber hinstreicht; wenn mann z. B. ein Fläschchen mit Ammoniak oder irgend einen stinkenden Gegenstand unter die Nase hält, und sich sorgfältig hütet, nicht durch die Nase, sondern ausschließlich durch den Mund zu athmen, so wird keine Geruchsempfindung stattfinden. Will man deshalb einen Geruch möglichst vollständig genießen, oder ihn prüfen,

so schließt man den Mund, athmet durch die Nase, und läßt die mit riechenden Elementen gefüllte Luft stoßweise in die Nasenhöhle eindringen. Während dieses aber beim Menschen nur durch ein ruckweises Einathmen, d. h. durch eine ruckweise Bewegung der Athemmuskeln geschehen kann, wird bei den Hunden das „Schnoppern" durch rasche Bewegungen der Nasenmuskeln wesentlich unterstützt.

1.

Das Oeffnen der Nasenlöcher.

Die Bewegung, welche beim Menschen dem Wittern der Hunde entspricht, ist das Aufblähen der Nasenlöcher, und zwar geschieht dies durch die Wirkung der beiden Mm. compressor. nasi.

Jeder dieser Muskeln entspringt auf dem Knochen des Oberkiefers, in der Nähe des Eckzahns, und geht von hier bogenförmig hinter dem Nasenflügel her zum Nasenrücken, wo er mit dem Muskel der andern Seite verschmilzt (Fig. 5 m). Bei manchen Menschen aber kommt es vor, daß nicht alle Fasern dieses Muskels zum Nasenrücken verlaufen, sondern einige sich abwärts zum Nasenflügel und zum äußern Rande des Nasenloches begeben. Diese Fasern sind es, welche durch ihre Spannung das Nasenloch zu erweitern vermögen. Fig. 5 m'.

Da also die Nasenflügel bei vielen Menschen gar nicht beweglich sind, bei andern nur wenig, bei andern in sehr hohem Grade, so hat das Aufblähen der Nasenlöcher nur eine individuelle, relative mimische Bedeutung.

See [illegible] — He does not know [illegible]
The variability [illegible]
perhaps [illegible] The [illegible]
[illegible] is many.
[illegible]

Zunächst werden die eben angeführten Muskelfasern in Spannung gesetzt, um den Geruchsinn zu unterstützen. Wenn man eine angenehme Geruchsempfindung möglichst vollständig aufnehmen will, oder auch, wenn man einen Geruchseindruck genau prüfen will, so werden die Pforten der Nasenhöhle aufgerissen, um einen möglichst starken Luftstrom in sie eindringen zu lassen. Fig. 42. Aber nicht nur durch riechbare Gegenstände, auch durch Vorstellungen (durch imaginaere Gegenstände) wird ein Aufblähen der Nasenlöcher veranlaßt, und die aufgerissenen Nasenlöcher haben eine ähnliche mimische Bedeutung wie die aufgerissenen Augen (S. 50). Wenn sie plötzlich gespannt werden, so geben sie dem Gesichte den Ausdruck der Ueberraschung, wenn sie dauernd in Spannung gehalten werden, so geben sie ihm den Ausdruck dauernd gespannter Aufmerksamkeit. Deshalb heißt es bei Shakespeare:

„Die Nüstern schwellt, spannt alle Lebensgeister
Zur höchsten Höh!" —

Physiognomisches: Wie in mimischer, so gilt auch in physiognomischer Beziehung das von den Augendeckeln Gesagte für die Nasenflügel. Gespannte Nasenflügel haben dieselbe physiognomische Bedeutung wie hochstehende Augendeckel. Man erkennt an ihnen einen für alle Eindrücke empfänglichen, aufgeweckten Geist.

2.

Das Schließen der Nasenlöcher.

Neben dem M. compressor. nasi, nach Innen, liegen kleine Muskelbündel, welche, auf dem Knochen des Oberkiefers und oberhalb der Schneidezähne entspringend, sich an dem

hintern und äußern Rande des Nasenlochs befestigen, Fig. 5 nn. Sie heißen: Mm. depressor. alae nasi *), und dienen dazu, um den hintern Theil des Nasenloches herabzuziehen. Dadurch wird das Nasenloch etwas verengert, und das Eindringen der Luft in die Nasenhöhle behindert.

Man sollte nun vermuthen, daß bei übeln Gerüchen die Spannung dieser Muskeln sehr deutlich und auffallend im Gesichte hervortreten müßte, doch findet dies nur in sehr beschränkter Weise statt, und zwar aus folgenden Gründen. Bei unangenehmen Gerüchen sucht man natürlich die Nasenhöhle möglichst zu verschließen, da dies aber durch die angeführten Muskeln nur in sehr unvollkommener Weise geschehen kann, so nimmt man dabei die Oberlippe zu Hülfe; indem man sie breit und wulstförmig vorstreckt, und zugleich gewaltsam in die Höhe zieht und nach Oben umstülpt, sucht man damit den Eingang der Nasenlöcher möglichst zu bedecken. Um aber die Oberlippe gerade aufwärts zu ziehen und umzustülpen, dient vorzugsweise der Oberlippenheber (vergl. S. 72); die Wirkung dieses Muskels, Fig. 5 ff, ist aber der Wirkung des Muskels nn geradezu entgegengesetzt, und da der letztere weniger stark ist als der erstere, und deshalb die Wirkung des Muskels nn durch den Muskel ff größtentheils aufgehoben wird, so kommt, bei der eben geschilderten Gestanksgrimasse der Muskel nn nur wenig zur Geltung.

Da übrigens auch durch die Oberlippe die Pforten der Nasenhöhle nur unvollständig geschlossen werden können, so nimmt man bekanntlich meistentheils die Hand zu Hülfe, und

*) Ch. Bell behauptet, daß den Thieren diese Muskeln fehlen.

drückt mit den Fingern die Nasenlöcher zusammen, wenn man sich eines ekelhaften Geruchs erwehren will.

Trotz seiner Kleinheit und Schwäche hat nun aber der M. depressor alae nasi in mimischer Beziehung eine ganz besondere Wichtigkeit, denn vorzugsweise durch ihn wird der weinerliche Ausdruck im Gesichte hervorgebracht. In dem folgenden Capitel wird seine Bedeutung genauer erörtert werden.

VI.

Das Lachen und Weinen.

Lachen und Weinen sind complicirte Erscheinungen; es werden dabei die Athemmuskeln, die Gesichtsmuskeln und die Thränendrüsen afficirt.

Die Entstehung und die Bedeutung der Thränen wurde bereits ausführlich in dem Capitel über den veränderlichen Glanz des Augapfels (S. 57) besprochen.

Es bleibt also noch übrig, zu untersuchen:

1.

Die Bewegungen der Athemmuskeln beim Lachen und Weinen.

Die Ursachen, durch welche das Lachen und das Weinen (Schluchzen) veranlaßt wird, sind theils äußere, körperliche, theils innere, geistige.

Die äußern Ursachen des Lachens und Schluchzens sind Kitzel und Schmerz.

Kitzel und Schmerz sind entgegengesetzte Empfindungsweisen des Gefühlsinns. Lachen und Schluchzen werden also dadurch veranlaßt, daß durch verschiedenartige Erregungen des Gefühlsinns die Bewegungsnerven der Athemmuskeln in verschiedenartiger Weise afficirt werden *).

Beim Lachen folgt nach einer gewaltsamen Inspiration ein ruckweises Ausstoßen der Luft, indem das Zwerchfell vom Zustande äußerster Spannung ruckweise in den Zustand äußerster Erschlaffung übergeht; beim Schluchzen folgt nach einer gewaltsamen Expiration ein ruckweises Einziehen der Luft, indem das Zwerchfell vom Zustande äußerster Erschlaffung ruckweise in den Zustand äußerster Spannung übergeht **).

---

*) Mancherlei Erscheinungen lassen vermuthen, daß wir im verlängerten Mark das Centralorgan des Gefühlsinns zu suchen haben. Da nun auch die Athemnerven im verlängerten Mark, in unmittelbarster Nähe des Gefühlsorgans entspringen, so werden durch heftige Gefühlserregungen die Athemnerven sehr leicht in Mitleidenschaft gezogen und die Athembewegungen gestört. Deshalb stockt uns der Athem, wenn wir in sehr kaltem Wasser baden, deshalb schnappen Kranke nach Luft, wenn ihnen ein kalter Umschlag auf den warmen Bauch gelegt wird, u. s. w.

Daß die Quelle der Athembewegungen im verlängerten Mark liegt, ist unzweifelhaft, denn man kann bei Thieren auf der einen Seite das ganze Rückenmark bis zum verlängerten Mark zerstören, ohne daß der Athmungsproceß unterbrochen wird, und auf der andern Seite kann man das ganze Gehirn bis zum verlängerten Mark wegschneiden, ohne dadurch die Athembewegungen aufzuheben. Durchsticht man aber mit einem schmalen Messerchen die Mittellinie des verlängerten Marks, so steht der Athem augenblicklich still, und das Thier stürzt, wie vom Blitz getroffen, todt nieder.

**) Beim Lachen scheint die Nerventhätigkeit erhöht, beim Schluchzen scheint sie vermindert zu sein; der Kitzel, als Ursache des Lachens, scheint also excitirend, der Schmerz dagegen, als Ursache des Schluchzens deprimirend zu wirken. Während des gewöhnlichen Ausathmens nämlich ruhn die Athemmuskeln, und die

Die Töne, welche beim Lachen und Schluchzen zum Vorschein kommen, werden dadurch hervorgebracht, daß durch die gewaltsam ein= und ausströmende Luft die Stimmbänder des Kehlkopfs in Schwingung versetzt werden. Da beim Lachen ein verstärktes aber unterbrochenes, beim Schluchzen ein verstärktes aber ununterbrochenes Ausströmen der Luft stattfindet, so erscheinen die Töne beim Lachen stoßweise und in rascher Folge (staccato), beim Schluchzen dagegen (wenigstens während des Ausathmens) langgehalten.

Das Lachen und Schluchzen ist also zunächst eine Folge angenehmer und unangenehmer Gefühlseindrücke. Wie kommt es aber, daß wir nicht nur durch Kitzel und Schmerz, sondern auch durch Vorstellungen, durch *freudige und traurige Gedanken zum Lachen und Weinen veranlaßt werden*?

Es erklärt sich auch diese Erscheinung aus dem Fundamentalsatze, daß die mimischen Muskelbewegungen sich auf imaginaere Sinnesempfindungen beziehn. Die mimischen

---

Luft wird, durch die natürliche Elasticität des Lungengewebes, ausgestoßen. Beim Lachen aber wird das Ausathmen durch die Thätigkeit des Zwerchfells beschleunigt. Die Athemmuskeln sind also beim Lachen auch während der Expiration thätig, mithin scheint die Thätigkeit ihrer Nerven eine erhöhte zu sein. — Das Einathmen geschieht, indem die Lungen ausgedehnt werden, theils durch die Muskeln des Brustkastens, theils durch eine langsame, kräftige Contraction der Zwerchfellmuskeln. Beim Schluchzen aber geschieht das Einathmen mit Unterbrechungen, vermöge einer ruckweisen, zitternden Contraction des Zwerchfells. Nun ist es aber bekannt, daß die zitternde Bewegung eines Muskels immer ein Zeichen mangelnder Innervation, geschwächter Nervenkraft ist, (man beobachtet deshalb zitternde Bewegungen nach heftigen Anstrengungen, nach Ohnmachten, erschöpfenden Krankheiten und bei Greisen) mithin scheint der Schmerz, als Ursache des Schluchzens, einen deprimirenden Einfluß auf die Nerventhätigkeit des verlängerten Marks auszuüben.

Muskelbewegungen, welche durch angenehme und unangenehme Vorstellungen hervorgerufen werden, äußern sich am leichtesten an den Muskeln des Gesichtsorgans, weniger leicht an den Muskeln des Geschmacksorgans, und nur bei sehr intensiv angenehmen oder unangenehmen Vorstellungen an den Muskeln, welche in Beziehung zum Gefühlsinn stehen. Große Freude erweckt das Bedürfniß des Lachens*), große Trauer das Bedürfniß des Schluchzens.

2.

Die Bewegungen der Gesichtsmuskeln beim Lachen und Weinen.

Beim Lachen sowohl wie beim Weinen wird der Mund geöffnet und breit gezogen, so daß bei den unregelmäßigen und heftigen Athembewegungen die Luft ungehindert ein- und ausströmen kann**).

---

*) Wie aber, so wird man fragen, erklärt es sich, daß wir über Witze lachen? Es wurde in der psychologischen Einleitung erklärt, daß eine Vorstellung um so intensiver wirkt, je plötzlicher sie auftritt. Durch einen Witz aber wird plötzlich und unerwartet eine Vorstellung wachgerufen, indem sie durch irgend eine versteckte Aehnlichkeit mit einer andern, scheinbar ganz unähnlichen Vorstellung in Verbindung gebracht wird. Sind uns die durch einen Witz wachgerufenen Vorstellungen angenehm, so werden wir über den Witz lachen, sind sie uns aber unangenehm, werden wir durch den Witz verletzt, so werden wir das Lachen bleiben lassen, und sei der Witz auch noch so treffend.

**) Diese Bewegungen der Gesichtsmuskeln, insoweit sie zu den veränderten Athembewegungen in Beziehung stehn, scheinen nicht absichtliche sondern Reflexbewegungen zu sein. Der N. facialis, der Gesichtsnerv (unter dessen Herrschaft die meisten Gesichtsmuskeln stehn) entspringt im verlängerten Mark, also in unmittelbarster Nähe des Centralorgans der Gefühlsnerven, und deshalb kann leicht eine Reflexwirkung der Gefühlsnerven auf gewisse Gesichtsmuskeln stattfinden.

Die Mundmuskeln, welche beim Lachen vorzugsweise in Spannung versetzt werden, sind die Muskeln l, h, o (Fig. 5) durch deren vereinigte Wirkung der Mund in die Breite gezogen, und die Muskeln p, q, durch welche die Oberlippe in die Höhe gezogen wird. Durch die Spannung aller dieser Muskeln wird die Oberfläche des Gesichts in eigenthümlicher Weise verändert. Unter der breitgezogenen Oberlippe werden die Zähne sichtbar und an jedem Mundwinkel erscheint eine tiefe Falte, die Mundfalte, welche von dem untern Theile des Nasenflügels bogenförmig zum Mundwinkel herabläuft. Indem das Wangenfleisch (durch die Muskeln p, q) aufwärts gezogen wird, bildet sich auf dem untern Rande der Augenhöhle eine starke Falte, und neben dem äußern Augenwinkel mehrere kleine Fältchen, sogenannte Hahnenpfötchen. Fig. 43.

In dieser Weise verändert sich der Gesichtsausdruck bei dem gewöhnlichen Lachen.

Doch giebt es verschiedene Grade des Lachens.

A. Schwächere Grade des Lachens.

Da die Gesichtsmuskeln ungleich beweglicher und erregbarer als die Athemmuskeln sind, so macht sich häufig die Wirkung jener schon geltend, wenn diese noch ruhn, und das geringste Bedürfniß des Lachens giebt sich sofort durch ein Lächeln, d. h. durch eine Spannung der Mundmuskeln, durch ein unvollständiges Lachen kund. Der Mund wird dabei nur wenig oder gar nicht geöffnet, und die Mundwinkel etwas nach Außen gezogen. Fig. 44.

Bei einigen Menschen kommt es vor, daß nicht alle Fasern des Lachmuskels (Fig. 5 h) bis zum Mundwinkel gelangen, sondern einige derselben schon vorher sich in der Haut der Wange befestigen. Selbst eine sehr geringe Spannung der Lachmuskeln, welche kaum hinreichend ist, um die Mundwinkel zu verziehen, giebt sich bei solchen Menschen dadurch zu erkennen, daß an der Ansatzstelle der erwähnten Muskelfasern die Wangenhaut ein klein Wenig gefaltet wird, und die sogenannten Wangengrübchen entstehn. Fig. 44. Schon die flüchtigste Spur des Lächelns verräth sich durch diese Grübchen, und sie geben dem Gesichte einen besonders anmuthigen und lieblichen Ausdruck, weil bei dieser Art des Lächelns der Mund am wenigsten verzerrt wird. Wenn das Lächeln zum Lachen wird, so verschwinden natürlich die Grübchen, und an ihrer Stelle erscheinen zwei Falten, die Wangenfalten, welche dem untern Theile der Mundfalten parallel laufen. Fig. 43.

Gar nicht selten kommt es auch vor, daß man beim Lächeln nur einen Mundwinkel verzieht. Es entsteht dadurch das gezwungene Lächeln, welches zeigt, daß man Zweifel hegt, ob man lachen soll oder nicht. Uebrigens muß dabei bemerkt werden, daß viele Menschen beim Lächeln und Lachen den einen Mundwinkel stärker verziehn als den andern, weil die Mundmuskeln der einen Seite kräftiger sind als die der andern. Selten ist bei einem Menschen die eine Körperhälfte der andern völlig gleich gebildet. Wie Auge und Ohr, Arm und Bein, so sind auch die Gesichtsmuskeln auf der einen Seite häufig kräftiger organisirt als auf der andern. Fig. 45.

B. Stärkere Grade des Lachens.

Wie ein anhaltender Kitzel zur Schmerzempfindung umschlägt, so wird auch das anhaltende und heftige Lachen zu einem schmerzhaften. Deshalb sieht man beim übermäßigen Lachen senkrechte Falten auf der Stirn erscheinen, als mimischen Ausdruck des Mißbehagens. Fig. 46.

Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß ein mäßiger Grad der Mißstimmung nur an den Augen, und zwar durch senkrechte Stirnfalten, ein höherer Grad der Verstimmung auch am Munde, und zwar durch den Ausdruck der Bitterkeit, sich zu erkennen giebt. Da nun durch den höchsten Grad heftigen Lachens und durch den krampfartigen Zustand in welchen dabei die Muskeln versetzt werden, der Mensch in einen sehr peinlichen Zustand geräth, so kommt beim heftigsten Gelächter auch der Ausdruck der Bitterkeit zum Vorschein. Fig. 47.

Diese einfache Darstellungsweise der verschiedenen Grade des Lachens giebt hier am Schlusse des mimischen Theils noch einen practischen Beweis von der Brauchbarkeit der aufgestellten Grundsätze. Die scheinbar so regellosen und unverständlichen Muskelbewegungen, welche bei den verschiedenen Graden des Lachens auftreten, stellen sich in der angegebenen Weise auf das Ungezwungenste zusammen.

C. Das weinende Gesicht.

Von dem Ausdrucke, welchen das Gesicht beim heftigsten Lachen zeigt, bis zum weinenden Ausdrucke ist nur ein Schritt. So wie die Spannung der beiden kleinen Muskeln sich geltend

macht, durch welche die Nasenflügel abwärts gezogen werden, Fig. 5nn, wird das lachende Gesicht zum weinenden. Fig. 48.

Es wurde früher bemerkt, daß diese Muskeln dazu dienen, die Nasenlöcher zu verengern, daß man deshalb vermuthen sollte, ihre Spannung würde bei unangenehmen Gerüchen besonders auffallend hervortreten, daß aber ihre Wirkung nicht zur Geltung kommen kann, weil man bei übeln Gerüchen die Oberlippe vor die Nasenlöcher legt, und durch diese Bewegung die Spannung der Mm. depressor. alae nasi aufgehoben wird (vergl. S. 93). Im weinenden Gesichte dagegen kann die Wirkung dieser Muskeln deutlich hervortreten, weil dabei die Oberlippe nicht aufwärts gedrückt, sondern breit gezogen wird.

Beim Weinen wird der Mund geöffnet und breit gezogen wie beim Lachen, (so daß bei den unregelmäßigen und heftigen Athembewegungen die Luft ungehindert ein- und ausströmen kann) zugleich aber sind die Gesichtsmuskeln so gespannt, als ob jedes Sinnesorgan in seiner Weise von einem unangenehmen Eindrucke betroffen wäre. Auf der Stirn liegen senkrechte Falten, im Munde zeigt sich der Ausdruck der Bitterkeit, und die Nasenflügel sind abwärts gezogen, als ob der Geruchsinn durch einen Gestank afficirt wäre*).

---

*) Ob die Spannung der Mm. depressor. alae nasi beim Weinen eine Reflexbewegung ist oder eine mimische (auf imaginaere unangenehme Geruchseindrücke bezügliche), ist schwer zu entscheiden. Dafür daß es eine mimische ist, scheint die Thatsache zu sprechen, daß bei weinenden Neugeborenen und Säuglingen diese Muskeln noch nicht gespannt werden. Bei ihnen ist der weinende Mund dem lachenden durchaus ähnlich. Je mehr aber die Sinnesorgane sich entwickeln, je länger sie thätig gewesen sind, desto ausdrucksvoller wird auch das

Ueber die characteristischen Merkmale des weinenden Gesichts haben bis jetzt durchaus falsche Meinungen geherrscht, selbst bei den Künstlern. Ganz richtig sagt man: „Das weinende Gesicht unterscheidet sich von dem lachenden vorzugsweise durch den Ausdruck des Mundes;" aber ganz unrichtig sagt man dann weiter: „bei dem weinenden Gesichte sind die Mundwinkel abwärts, bei dem lachenden aufwärts gezogen, und aus dem Jean qui rit kann man mit einem Striche einen Jean qui pleurt machen, indem man den Mundwinkel abwärts zieht." Es wurde aber nachgewiesen, daß sowohl beim Weinen wie beim Lachen der Mund in die Breite gezogen wird, daß die senkrechten Stirnfalten und der bittere Ausdruck des Mundes nicht nur beim Weinen, sondern auch beim übermäßigen Gelächter auftreten, daß endlich der einzige wesentliche Unterschied zwischen dem lachenden und weinenden Gesichte darin besteht, daß bei diesem die Nasenflügel abwärts gezogen werden*).

Mienenspiel, desto mehr treten beim Weinen die Muskeln hervor, welche in Beziehung zu den Sinnesorganen stehen. Je älter das Kind wird, desto markirter erscheinen beim Weinen die senkrechten Stirnfalten, der bittere Zug des Mundes und endlich auch die Spannung der Mm. depressor. alae nasi.

Daß man auch bei weinenden Säuglingen zuweilen schon senkrechte Stirnfalten und den bittern Zug des Mundes beobachtet, hat einen mechanischen Grund, und findet statt, wenn sie Thränen vergießen. Durch diese wird eine Reizung des Augapfels, und in Folge dessen eine Zusammenziehung des Augenschließmuskels veranlaßt; ist die Zusammenziehung eine energische, so wird der Augenbraunmuskel zu Hülfe genommen, und dann erscheinen senkrechte Stirnfalten, ist die Zusammenziehung eine sehr energische, so wird (durch die Wirkung der Muskelfasern, welche sich vom Augenschließmuskel zum Oberlippenheber gesellen) die Oberlippe etwas in die Höhe gezogen und dann erscheint auch der bittere Zug.

*) Wie unbestimmt und verkehrt die Ansichten der Künstler über den Unterschied des lachenden und weinenden Gesichtes sind, beweist u. A. auch folgende Stelle aus der angeführten Schrift des Leonardo da Vinci: „Derjenige, so

Dabei giebt sich die Wirkung der Mm. depressor. alae nasi sehr deutlich und auffallend in der Mundfalte zu erkennen, welche nicht, wie bei dem lachenden Munde, bogenförmig von dem Nasenflügel zur Mundfalte verläuft, sondern nun in der Mitte des Nasenflügels eine scharfe Einknickung nach Unten bekommt. Fig. 48.

Schon in dem Abschnitte, welcher über die Thränen handelt, wurde erwähnt, daß und warum man so ungleich häufiger lächelt und lacht als weint. A priori sollte man vermuthen, daß in demselben Verhältnisse wie angenehme Eindrücke uns lachen machen, unangenehme Eindrücke uns weinen machen müßten. Im Kindesalter findet dieses auch statt. Doch das Weinen ist immer ein Zeichen, daß der Mensch von seinen Gefühlen überwältigt wird, und gilt deshalb als ein Zeichen unmännlicher Schwäche. Beispiel, Sitte und Gewohnheit bringen uns allmählig dahin, das Bedürfniß des Weinens zurückzuhalten und zu beherrschen, dagegen zu lächeln und zu lachen, selbst wenn wir nicht das geringste Bedürfniß dazu verspüren. Nicht nur gewöhnen wir uns, angenehme Eindrücke und Stimmungen vorzugsweise durch den mimischen Ausdruck des Lächelns zu erkennen zu geben, sondern es auch als Höflichkeitsgrimasse zu erkünsteln. Wer gegrüßt oder angeredet wird, pflegt durch ein freundlich lächelndes Gesicht zu verstehn zu geben, wie angenehm er

---

Thränen vergießet, hebet die Augenbraunen bei ihrer Junctus in die Höhe, ziehet solche eng zusammen und formiret oben Runzeln darüber, kehret auch dabei die Winkel vom Munde niederwärts, dahingegen ein Lachender sie in die Höhe hebet und ausbreitet, auch die Augenbraunen aufhebet und weit von einander thut."

dadurch berührt wird, und je höflicher man zu sein wünscht, je hochstehender der Anredende und je devoter der Angeredete, desto lebhafter, anhaltender und gewaltsamer ist das Lächeln, desto schwieriger wird es, nicht unnatürlich dabei zu erscheinen. Es giebt Menschen, welche es in dieser Kunst des Höflichkeitsgrinsens zu einer ganz außerordentlichen Virtuosität gebracht haben. Sie können stundenlang mit lächelndem Gesichte dasitzen, und haben, durch jahrelange Uebung, ihre Lachmuskeln zu einer ähnlichen Ausbildung und Leistungsfähigkeit gebracht, wie z. B. der Schmied seine Armmuskeln oder der Gemsenjäger seine Wadenmuskeln.

D. Mimische Combinationen mit dem lächelnden Ausdrucke.

Durch den versteckten Blick wird das Lächeln zu einem schelmischen. Fig. 49.

Durch den entzückten Blick bekommt das lächelnde Gesicht den Ausdruck seliger Entzückung. Fig. 50.

Tritt dazu noch der bittere Zug, so hat das Gesicht den Ausdruck eines Menschen, in dessen selige Entzückung sich schmerzliche Gefühle, bittere Vorstellungen und Erinnerungen mischen, Fig. 51. Denselben Ausdruck, aber noch combinirt mit horizontalen Stirnfalten, findet man in dem Gesichte der heiligen Elisabeth auf einem Bilde Murillo's, welches im Louvre befindlich und unter dem Namen der Madonna von Sevilla bekannt ist. Fig. 52 ist von dem Kupferstiche H. Eichens copirt.

Durch den verachtenden Zug wird das Lächeln zu einem höhnischen, spöttischen Lächeln. Fig. 53.

Wenn auf der Stirn horizontale Falten erscheinen, wenn Augen und Mund aufgerissen sind, und der Mund zugleich lächelt, so giebt sich dadurch der höchste Grad freudigen Erstaunens oder freudiger Aufmerksamkeit zu erkennen. Fig. 54.

Physiognomisches: Wenn in den Gesichtsmuskeln sich weder eine mimische noch eine physiognomische Spannung geltend macht, so ist die Mundlinie wellenförmig geschwungen (Fig. 65). Bei Menschen aber, welche viel lachen oder lächeln, sind die Lachmuskeln vorzugsweise stark ausgebildet, und ihre vorwiegende Spannung giebt sich dann in der Physiognomie dadurch zu erkennen, daß die Mundwinkel etwas höher stehen als gewöhnlich, daß die Mundlinie geradlinig erscheint, und daß die neben den Mundwinkeln liegenden Mundfalten stark ausgeprägt sind.

Da die Ursachen, welche uns lachen oder lächeln machen, nicht sowohl außer uns wie in uns liegen, da wir meistentheils nicht sowohl durch glückliche Lebensverhältnisse wie durch angeborenen Frohsinn fröhlich gestimmt werden, so lassen die eben angegebenen physiognomischen Merkmale in der Regel auf einen heitern, muntern Sinn schließen.

VII.

Resumé der mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln.

1.

Die Augen.

An dem **trägen** Blicke erkennt man geistige Trägheit; an dem **lebhaften** Blicke — Aufregung; an dem **mehr oder weniger festen, fixirenden** Blicke — verschiedene Grade gespannter Aufmerksamkeit; an dem **sanften** Blicke — Theilnahme ohne Leidenschaft; an dem **umherschweifenden** Blicke — Zerstreuung; an dem **unstäten** Blicke — Angst; der **versteckte** Blick deutet auf Mißtrauen; der **pedantische** Blick — auf Zurückhaltung; der **entzückte** Blick — auf Exaltation.

Vermehrtes Augenblinzeln bedeutet vermehrte Aufmerksamkeit. **Senkrechte Stirnfalten**

sind im Allgemeinen der mimische Ausdruck der Verstimmung und werden hervorgerufen 1) durch Leiden, 2) durch Zorn, 3) durch angestrengtes Nachdenken.

Müde, tief gesenkte Augendeckel geben geistige Indifferenz zu erkennen. **Gehobene Augendeckel, weit geöffnete Augen** sind der mimische Ausdruck der Ueberraschung, oder auch der Aufmerksamkeit. Kommen dazu noch **emporgezogene Augenbrauen und horizontale Stirnfalten**, so haben die Augen den mimischen Ausdruck sehr heftiger Ueberraschung, oder sehr angestrengter Aufmerksamkeit.

2.

Der Mund.

Der bittere Zug erscheint bei sehr unangenehmen (bittern) Vorstellungen; der **süße Zug** bei außergewöhnlich angenehmen (süßen) Vorstellungen. Den **prüfenden Zug** beobachtet man bei Menschen, welche in Gedanken prüfend den Werth oder Unwerth einer Sache untersuchen. Der **verbissene Zug** ist der mimische Ausdruck der Verbissenheit, der Verstocktheit, des Eigensinns, des Trotzes, der Hartnäckigkeit, der Beharrlichkeit. Der **verachtende Zug** drückt hochmüthige Geringschätzung aus. Das **Aufreißen des Mundes** ist ein Zeichen höchsten Erstaunens, gespanntester Aufmerksamkeit.

3.

Die Nase.

Das Aufblähen der Nasenlöcher, das Spannen der Nüstern, giebt lebhafte Aufmerksamkeit zu erkennen.

4.

Das Lachen und Weinen.

Bei dem gewöhnlichen Lachen wird der Mund in die Breite gezogen, beim heftigen Lachen erscheinen zugleich senkrechte Stirnfalten, beim heftigsten Lachen gesellt sich dazu der Ausdruck der Bitterkeit.

Tritt zu diesem Mienenspiel noch der Zug, welcher dadurch entsteht, daß die Nasenflügel abwärts gezogen werden, so wird das Gesicht zum weinenden.

Zweiter Theil.

Physiognomik.

Bevor in diesem zweiten Theile die im ersten Theile zerstreut stehenden physiognomischen Bemerkungen zusammengestellt und näher erläutert werden, scheint es zweckmäßig, das künstlerische und literarische Material, welches dem Physiognomiker zu Gebote steht, näher ins Auge zu fassen.

I.

Künstlerisches Material.

Liebhaber der Physiognomik sind bei ihren Studien vorzugsweise auf die Bildnisse bedeutender Männer angewiesen. Man sammelt die Portraits von berühmten Weltweisen, Kriegshelden und Bösewichtern aus alter und neuer Zeit, aber der gewissenhafte Forscher wird sich sehr bald gestehn müssen, daß solche Bilder größtentheils unbrauchbar sind, daß sich damit Alles und — Nichts beweisen läßt. Er wird finden, daß sich verschiedene Portraits ein und desselben Individuums oft sehr wenig gleichen. Und wie könnte es anders sein? Nach dem Originalgemälde werden Kupferstiche angefertigt, welche meistentheils sehr viel zu wünschen übrig lassen, und nach diesen wieder flüchtig gearbeitete Lithographien und Holzschnitte, die dem Originalgemälde kaum noch ähnlich sehn, ihrer Billigkeit wegen aber am meisten verbreitet und bekannt sind. Für den Physiognomiker ist es nicht nur sehr kostspielig, — es ist oft unmöglich, sich ein genügend großes

und zuverlässiges Material zu seinen Studien zu verschaffen. Selbst die Originalgemälde bedeutender Künstler sind häufig, wenn auch schöne Bilder, doch schlechte Portraits, denn leider ist es dem Portraitmaler gewöhnlich mehr darum zu thun, sein Publicum zu befriedigen, als sein künstlerisches Gewissen; die markirten, die eigentlich characteristischen Züge, die vielleicht beleidigen könnten, werden weggelassen oder kaum angedeutet, die Falten werden geglättet, der Mund muß lächeln, die Augen müssen leuchten, der heitere Glanz eines beau jour wird über das Gesicht ausgegossen, — so will man's haben und so macht man's, so ist es immer gewesen und so wird es immer bleiben. Als Beispiel möge hier angeführt sein, was Krusenstolpe (Der russische Hof, Bd. III. S. 184) von dem Portrait der Kaiserin Katharina sagt: „Es wurde durch den berühmten Maler Lamps einige Zeit vor ihrem Tode angefertigt und zwar mit großer Aehnlichkeit getroffen, wenn schon mit etwas schmeichlerischem Pinsel verschönert. Als jedoch Katharina bemerkte, daß die unglückliche Falte (an der Nasenwurzel) die dem Ausdruck des Gesichts etwas Finstres verlieh, die aber gerade ihre Physiognomie so characteristisch machte, nicht gänzlich vergessen war, wurde sie darüber sehr unzufrieden und behauptete, daß ihr Lamps eine zu strenge und böse Miene gegeben habe; er mußte sich dem kaiserlichen Willen beugen, es retouchiren und verdarb sein Bild, da es jetzt einer jungen Nymphe gleicht." Aehnlich ging es mit dem Portrait Julius Caesars, welches Kaiser Napoleon III. seinem bekannten Werke beigegeben hat, und welches von dem Maler Ingres verfertigt worden ist. Nach sorgfältigem Studium alter Büsten und Münzen hatte dieser ein Bild zusammengestellt, welches dem Kaiser nicht gefiel, weil es keine Aehnlichkeit mit Napo-

leon I. hatte. Ingres mußte deshalb ein anderes machen, und dieses hat nun allerdings eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Napoleon I.

Wesentlich zuverlässiger als die gemalten Portraits sind natürlich die Photographien, aber selbst diese sind keineswegs so vollkommen, wie man glauben sollte. Jeder wird die Erfahrung gemacht haben, daß verschiedene Photographien desselben Menschen sich oft wenig ähnlich sehn, daß man einen Bekannten manchmal erst nach längerem Besinnen in seiner Photographie erkennt. Ein Grund, weshalb solche Bilder oft nicht ähnlich werden, liegt in der menschlichen Eitelkeit. Man weiß, daß der Moment des Portraitirens ein nur sehr kurzer ist, man setzt sich vor die Maschine mit der Absicht, während dieses flüchtigen Momentes eine besondere Miene anzunehmen, der Eine will tiefsinnig, der Andere will freundlich aussehen, Viele erscheinen dadurch aber ängstlich, gezwungen und unnatürlich; Wenige nur sehn mit vollkommener Unbefangenheit dem entscheidenden Augenblicke entgegen. Dazu kommt, daß kein photographisches Portrait, wenn es en face genommen wird, vollkommen ähnlich werden kann, denn die Perspective wird auf dem Bilde eine andere, als sie uns in der Natur erscheint. Ein Fuß z. B., welcher nur ein wenig vorgeschoben war, bekommt auf der Photographie colossale Dimensionen, aus demselben Grunde werden alle vorstehenden Theile des Gesichts zu groß, die zurückstehenden zu klein, die Nasenspitze wird zu dick, die Augen werden zu klein, und war der Kopf nur ein Wenig vornübergebeugt, so wird die Stirn zu hoch, war er ein Wenig in den Nacken geworfen, so wird die Stirn zu flach.

Bei der Auswahl der Illustrationen, welche diesem phy-

siognomischen Theile beigegeben sind, ist der Verf. mit gewissenhafter Sorgfalt zu Werke gegangen. Aus einer bedeutenden Sammlung von Portraits, welche im Laufe der Zeit aus verschiedenen Ländern zusammengetragen wurden, konnten leider nur wenige benutzt werden, von Kupferstichen nur diejenigen, welche, von namhaften Künstlern angefertigt, auf Aehnlichkeit Anspruch machen können; überhaupt aber wurden nur allgemein bekannte Persönlichkeiten berücksichtigt, und unter diesen wieder die Wahl so getroffen, daß verschiedene Nationalitäten dadurch möglichst vertreten wurden. Da übrigens photolithographische Abbildungen von Kupferstichen (zumal von alten, vergilbten) und von Photographien meist sehr schlecht gerathen, so hat der Verf. Contourzeichnungen von den Originalen angefertigt, und zwar in derselben Weise, wie die Linearcopien des mimischen Theils, indem alle Schatten weggelassen, die characteristischen Linien aber genau „durchgefenstert“ und „durchgepauscht“ wurden. Wenn auf diese Weise die Originale auch nicht vollständig copirt wurden, so ist doch jeder Strich in diesen Copien genau den Originalen entsprechend, und der Verf. hat es sorgfältig vermieden, irgend etwas Neues oder Eignes hinzuzufügen.

II.

Literarisches Material.

1.

Aristoteles und seine Nachfolger.

Der älteste Schriftsteller, von dem wir eine zusammenhängende Abhandlung über Physiognomik besitzen, ist Aristoteles *). Er spricht darin von den verschiedenen Behandlungsweisen, welche auf die Physiognomik anwendbar sind und erwähnt:

1) daß einige Physiognomiker den Versuch gemacht hätten, körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten gewisser Völkerschaften (der Aegyptier, Thrakier, Skythen) näher zu bestimmen, und wenn sie dann bei anderen Menschen dieselben körperlichen Eigenthümlichkeiten anträfen, so schlössen sie daraus auf die

*) Griechische Prosaiker, herausgegeben von Tafel, Osiander und Schwab. Bd. 226.

denselben entsprechenden geistigen Eigenthümlichkeiten. Ob Aristoteles diese Methode billigt oder nicht, spricht er nicht aus.

2) Daß durch Leidenschaften characteristische Züge im Gesichte ausgeprägt würden, sei unzweifelhaft. Er legt ihnen aber nur eine geringe Bedeutung bei, und meint, daß solche Züge kein genügendes Material seien, um darauf eine physiognomische Wissenschaft zu gründen, theils weil dieselben Züge durch verschiedenartige Geisteszustände hervorgebracht werden könnten, theils weil sie veränderlich und von bedingter Dauer seien.

3) Als die richtigste Methode empfiehlt er die Vergleichung der Menschen mit Thieren. Wenn bei verschiedenartigen Thieren ähnliche geistige Eigenschaften zusammen mit ähnlichen körperlichen Eigenschaften angetroffen würden, so sei dies ein Zeichen, daß das Eine bedingt werde durch das Andere. Finde man nun dieselben körperlichen Eigenschaften bei einem Menschen ausgeprägt, so dürfe man daraus auf entsprechende geistige Eigenschaften schließen.

Dicke Nasen (wie die der Ochsen) sollen auf Trägheit deuten, dicke Nasenspitzen (wie die der Schweine) auf Stumpfsinnigkeit, spitze Nasen (wie die der Hunde) auf Jähzorn, stumpfe Nasen (wie die der Löwen) auf Großmuth, gebogene Nasen (wie die der Raben) auf Unverschämtheit, Habichtsnasen (wie die der Adler) auf Großmuth u. s. w. Dichter Haarwuchs auf Brust und Leib (wie bei den Vögeln) soll Geschwätzigkeit bedeuten, Aufgeschwollenheit unter den Rippen (wie bei dem Rindvieh und den Fröschen) — Dummheit und Geschwätzigkeit, ein ausgebogener Rücken (wie bei den Pferden) — Eitelkeit und Unverständigkeit, feine Haare (wie die der

Hirsche, Hasen und Schafe) — Furchtsamkeit, rauhe Haare (wie die der Löwen und Eber) — Muth.

Wenn der Ton der ganzen Abhandlung nicht ein so ernster wäre, so könnte man sich oft versucht fühlen, dies Alles für einen Spaß zu halten. Jeder wird sich leicht durch eigne Beobachtung überzeugen können, daß die Schlußfolgerungen des Aristoteles nichts weniger als practisch brauchbar sind. Selbst seine Prämissen sind großentheils oberflächlich und unrichtig. Wenn er z. B. sagt, daß die Haare der tapfern Thiere immer rauh seien, so vergißt er den Panther, den Bären, den Marder, die doch keineswegs feige Thiere sind, und deren weiches Fell als Pelzwerk besonders geschätzt wird. Nach seiner Theorie müßte der Zaunigel unstreitig das tapferste Thier sein, da Aristoteles selbst (in seinem Buche über die Thiere, III. 10. 3) die Stacheln des Zaunigels als Haare beschreibt.

Ferner sagt er, daß Menschen, bei denen die Oberlippe über die Unterlippe hervorrage, dumm seien wie die Affen und Esel; der Esel ist aber keineswegs ein dummes, wohl aber ein äußerst eigensinniges Thier. Allerdings hört man oft den Ausdruck: „Er ist ein dummer Esel!“ allein das Epitheton „dumm“ kommt dem Ochsen zu; ein Esel ist und bleibt ein grober Esel.

Später hat Joh. Baptista Porta (De humana Physiognomia. Hanoviae 1593) die Theorie des Aristoteles weiter verarbeitet und bei der Gelegenheit eine große Aehnlichkeit zwischen Plato und einem klugen Jagdhunde herausgefunden (Lib. III. pag. 65).

Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde dann wieder von J. Cross (An attempt to establish Physiognomy upon

scientific principles. Glasgow 1817) der Versuch gemacht, die vergleichende Anatomie als Grundlage einer wissenschaftlichen Physiognomik zu benutzen. Je thierähnlicher der Körper, desto thierischer soll auch der Geist sein. Die einzelnen Theile des menschlichen Körpers dienen aber, nach ihm, nicht allein zur Verrichtung animalischer Functionen, sondern sie haben auch eine symbolische Bedeutung für die Eigenschaften des Geistes. Ein Beispiel wird genügen, um zu zeigen, welch' verwegene und fantastische Schlußfolgerungen dabei zum Vorschein kommen. S. 179 heißt es: „Breite Kinnladen, welche viel Nahrung aufnehmen können, sind ein Zeichen, daß alle Functionen kräftig von Statten gehn. Da aber die Functionen nicht nothwendiger Weise geistiger Art zu sein brauchen, und da man vom Gehirn auf die geistigen Functionen schließen kann, und von der Breite des Gehirns auf die Stärke der geistigen Functionen, so ergiebt sich aus der relativen Breite des Schädels und der Kinnbacken die Breite des Canals der Geistesströmungen. Folglich, wo die Kinnbacken breiter sind als das Haupt, da ist der Canal für die geistigen Strömungen weit, aber die Quelle ist arm. Diese relative Form des Hauptes und der Kinnbacken ist characteristisch für starke Leidenschaften und schwachen Verstand. Folglich auch, wo die Kinnbacken ungefähr dieselbe Breite haben wie das Haupt, da füllt die Quelle den Canal vollkommen aus. Dieses relative Verhältniß des Hauptes zu den Kinnbacken beweist, daß der Mensch alle seine Geisteskräfte auf einen Gegenstand concentriren kann, daß er für wissenschaftliche Arbeiten geeignet ist. Ferner, wo die Kinnbacken bedeutend schmaler sind als das Haupt, da ist der Canal zu eng, um die reichliche Zufuhr der Quelle fortzuschaffen, so daß die Geistesströmung in gepreßtem Strahl

hervorbricht. Hier äußert sich die Geisteskraft immer sehr stark und intensiv aber in beschränktem Kreise."

In neuester Zeit hat Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" mit einem großen Aufwande von Geist und Gelehrsamkeit die alte Hypothese des Aristoteles bis in die kleinsten Details auszuführen gesucht. Doch seine Behauptungen stehn mit der täglichen Erfahrung im entschiedensten Widerspruche, und während die Aristotelischen Behauptungen und Grundsätze bei oberflächlicher Betrachtung einige Wahrscheinlichkeit für sich haben mögen, zeigt sich eben in einer genauen Ausführung und Verfolgung ihrer Consequenzen und Einzelheiten die ganze Schwäche und Unhaltbarkeit derselben. Nachdem ein Mann wie Carus mit seinem Versuche gescheitert ist, wird voraussichtlich diese Richtung nun auf immer verlassen bleiben *).

Der Vollständigkeit wegen mögen hier noch die Namen einiger Schriftsteller Platz finden, welche der Theorie des Aristoteles huldigen, und theils in besonderen Schriften, theils beiläufig ihre physiognomischen Ansichten ausgesprochen haben. Es gehören dazu: Theophrast, Galen, Plinius, Trogus, Avicenna, Rhazes, Adamantius, Albertus magnus, Jerome Cardan, Tadeus Hagesius, Joannes ab Indagine, Gordon, Peuschel, Grattarol, Lebrun, Parson, Gama de Manchado, A. Toussenel. Die meisten dieser Schriften sind sehr selten. Sie liegen begraben im Staube der Bibliotheken, und der Verf. kann

*) In demselben Sinne wie Carus haben neuerdings auch d'Arpentigny über die symbolische Bedeutung der Hand und Burmeister über die Symbolik des Fußes geschrieben.

dem Leser mit gutem Gewissen nur rathen, ihre wohlverdiente Ruhe nicht zu stören. Einer hat vom Andern abgeschrieben, und man wird sich darüber kaum wundern, wenn man weiß, wie lange Jahrhunderte hindurch den Lehren des Summus Aristoteles die unbedingteste Autorität eingeräumt wurde.

Einige Physiognomiker, wie Samuel Fuchsius, Livius Agrippa de Monferrato, Peucer, Goclenius u. A., begnügten sich übrigens nicht damit, den Character des Menschen aus seiner Gesichtsbildung zu deuten, sie wollten auch künftige Schicksale darin lesen; die tollen Hirngespinnste der Astrologie und Chiromantie wurden auch auf die Physiognomik übertragen. Wie die Linien der Hand, so wurden auch die Linien der Stirn nach den damals bekannten 5 Planeten benannt, um daraus die Zukunft zu prophezeien. Goclenius z. B. (Physiognomica et Chiromantica specialia ab Adolpho Goclenio. Hamburgi 1661) nennt die 4 Horizontalfalten der Stirn, von Oben anfangend: Linea Saturni, Jovis, Martis, Veneris, die Falte zwischen den Augenbrauen: Linea Mercurialis, die Falten über dem rechten Auge: Lineae solares und über dem linken Auge: Lineae lunares. — Damit war das System fertig! Von den Planeten hingen die Schicksale der Menschen ab, das brauchte nicht mehr bewiesen zu werden, die Namen der Planeten wurden auf die Runzeln der Stirn übertragen, folglich hatten nun die Stirnfalten dieselbe astrologische Bedeutung wie die Planeten, — sie führten ja denselben Namen! —

„Man muß sich nur nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!“

2.

Lavater und seine Nachfolger.

Lavater, welcher sich am eingehendsten mit der Physiognomik beschäftigte, hat auch am meisten dazu beigetragen, sie in Verruf zu bringen. Seine Anlage und die Richtung seiner Zeit machten ihn zum Gefühlsschwärmer. Durchdrungen von der Würde der Menschheit (und seiner eignen), suchte er im Antlitz des Menschen die Symbole seiner Größe und Gottähnlichkeit, und, verführt durch seine ersten Erfolge, durch das allgemeine Interesse, welches seine Behauptungen erregten, ließ er sich von seiner persönlichen Eitelkeit gern hinreißen, das für wahr zu halten, was er Andere glauben machte. Seine Phrasen galten für Orakelsprüche, und er gefiel sich in seiner Rolle als physiognomischer Messias nicht wenig. Aber vergebens sucht man in seinem vielbändigen Wortschwall nach der Durchführung eines logischen Systems, und seine schönen Redensarten sind zerplatzt wie schillernde Seifenblasen.

Lavater und Physiognomik sind unzertrennliche Begriffe geworden, wer das eine Wort nennt, denkt auch an das andere. Aber selten wird man heut zu Tage Jemanden finden, der Lavater's Schriften gelesen hat. Trotzdem, oder vielleicht eben deshalb, gilt Lavater bei Vielen noch für eine Autorität, und sein Name ist so populär geworden, wie kaum ein anderer.

Das einzige Mal, wo Lavater einen schwachen Versuch macht, seine Ansichten in verständlichen Grundsätzen auszusprechen, ist S. 121. Bd. II. (in der kleinen Ausgabe seiner Schriften), wo von Schattenrissen die Rede ist.

Man höre:

„Ueberhaupt aber, um nun von hundert Sachen, die hierüber noch gesagt werden können (die aber noch nicht verarbeitet genug sind, und hin und wieder, besonders bei vorkommenden Beispielen, ihre Stelle finden werden), nur noch eins zu sagen:

Ueberhaupt drückt die Silhouette viel mehr die Anlage, als die Wirklichkeit des Characters aus. Der zweite (Umriß der Stirn bis zur Augenbraue) und dritte Abschnitt (der Raum von der Augenbraue bis zur Nasenwurzel, dem Ansatz der Nase) zeigt am öftersten und sichersten den Verstand und die Leidens- oder Willenskraft des Menschen. Die Nase — den Geschmack, die Empfindsamkeit, das Gefühl, — die Lippen am vorzüglichsten Sanftmuth und Zornmuth, Liebe und Haß. Das Kinn, den Grad und die Art der Sinnlichkeit, der Hals sammt dem Nacken und der Stellung, entscheidet die Lockerheit, Gespanntheit oder freie Gradheit des Characters; — der Scheitel nicht sowohl die Kraft, als den Reichthum des Verstandes; das Hinterhaupt die Beweglichkeit, Reizbarkeit, Elasticität des Characters."

Diese orakelhaften Sätze werden aufgestellt, aber nirgends genauer auseinandergesetzt, nirgends practisch durchzuführen gesucht. Alle dergleichen Aussprüche werden so unbestimmt und zweideutig wie möglich gehalten, sie könnten compromittiren, sie könnten dem zügellosen Fluge der Phantasie unbequem werden! —

Wie Lavater bei seiner Characteristik und Entzifferung von Gesichtern zu Werke geht, das mögen folgende Beispiele (Bd. I. S. 60) zeigen:

„Moncrif: Es ist kein Mensch, kein Menschenkenner, der dieß Gesicht in die Classe der Dummköpfe verweisen würde.

A. Dürer: Ein Bild, dem wohl kein einziger Mensch männlichen Muth, tiefen Blick u. s. w. absprechen wird.

Johnson: Auch das aller ungeübteste Auge wird in diesem Blicke leicht den tiefsehenden, Alles herauswitternden ꝛc. Mann erkennen.

Ein Umriß nach Sturz: Nach dem physiognomischen Gefühl, beinah eines jeden Weltmenschen wenigstens, ein fähiger, leichtbegreifender u. s. w. Kopf.

Spalding: Es ist kein Mensch, der beim Anblick dieses Gesichts nicht einen mehr als gemeinen(?) Menschen ꝛc. erkenne.

ditto: Auch dem Unwissenden wird Stirn und Aug' von einem denkenden ꝛc. Kopf zu sein scheinen.

Sterne: Von allen Lesern nicht einer, auch der ungeübteste nicht, wird diesem Gesichte tief einschneidenden Witz ꝛc. absprechen."

u. s. w. u. s. w.

Worte! Worte! Worte! — Nach Gründen und Beweisen sucht man bei Lavater vergebens, mit Phrasen wie: „Welcher Mensch, der nur eine Spur von physiognomischem Talente besitzt, sieht nicht in diesem Munde, in dieser Nase — dies oder das", schüchtert er die Critik des unklaren großen Haufens ein, und drängt dem Leser seine persönlichen Meinungen und Gefühle als Wahrheiten auf. Er spricht von der physiognomischen Erkenntniß wie von einer Offenbarung, und Beweise hält er dabei für überflüssig. Bd. I. S. 72 sagt er: „Thor-

heit, die Physiognomik zur Wissenschaft zu machen, damit man darüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könne!" Er brüstet sich wie ein Prophet, und daß selbst verständige Männer sich so lange an seinen physiognomischen Inspirationen erbauen konnten, scheint heute unglaublich, und doch: „wenn Du Dir nur selbst vertraust, vertraun Dir auch die andern Seelen!"

Lavater's Begriffe von der Wissenschaft und ihren Anforderungen, sind ganz eigenthümlicher Art. Bd. I. S. 71 sagt er: „Was ist die Wissenschaft, wo Alles bestimmbar, nichts dem Geschmacke, dem Gefühle, dem Genius überlassen sei? — Wehe der Wissenschaft, wo eine solche wäre! —"

Endlich Bd. I. S. 105 heißt es: „Ihr werdet so wenig deshalb Physiognomisten werden, weil ihr mein Buch leset — so wenig ihr deswegen große Aerzte werdet, weil ihr Boerhave gehört, oder große Staatsmänner, weil ihr Grotius und Puffendorf gelesen habt und Montesquieu beinah auswendig könnt! —"

Damit bricht er über seine Lehre selbst den Stab, indem er sich zugleich ein keineswegs verschämtes Compliment macht.

In Lavater's Fußtapfen tritt Sihler (Symbolik des Antlitzes, Berlin 1829), geht aber in seinem Dünkel noch etwas weiter, indem er sehr häufig versichert, daß seine Arbeit eine wissenschaftliche sei. Wie Lavater wirft er fortwährend die Bedeutung der Gesichtsknochen und der Gesichtsmuskeln durch einander, und übertrifft wo möglich noch sein Vorbild durch den unerschöpflichen Reichthum schwülstiger Phrasen. Als Probe seiner Wissenschaftlichkeit diene, was er S. 27 sagt: „Unmöglich kann ich das Stirn-Plateau verlassen, ohne die

eigenthümlichen Längen und Querthäler zu erwähnen, welche oft die Hochebene in Vierecke und förmliche Parzellen schachbrettförmig zertheilen; — unstreitig liegt in dieser Formation die symbolische Hindeutung auf ein inneres, unauflösliches Ineinander von finsterer Grübelei und eitler selbstgefälliger Dünkelweisheit," und dann Seite 37: „Die Widdernasen (vulgo Rammsnasen) sind ein Zeichen geistiger Niedrigkeit. Bei passionirten Schafzüchtern nun kann sich durch das verliebte Anschauen der Merinos eine Widdernase herausbilden," und endlich S. 40: „Die Spitznasen gehören den Geizhälsen, Visitatoren, Häschern, Polizei- und Mauthbeamten an, die Fuhrmanns- und Pfund-Nasen den Lastträgern, Pack- und Bootsknechten, Artilleristen u. A."

3.

Gall, Carus, Camper und die neueren Schädelmessungen.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Physiognomik erwarteten und erwarten die Anhänger der Phrenologie von ihrer Lehre; und in der That, wenn die Behauptungen Gall's und seiner Nachfolger (Spurzheim, Combe u. A.) richtig wären, so wäre wenigstens für einen Bezirk der Physiognomik, für den Stirntheil des Gesichtes, eine wissenschaftliche Grundlage gefunden.

Dem ist nun aber leider nicht so. In den nächsten Blättern sind die phrenologischen Theorien einer eingehenden Prüfung unterzogen worden, theils weil das Gall'sche System immer noch viele Verehrer hat, theils aber und vorzüglich, weil seit der

Erfindung der Phrenologie gewisse populäre Vorurtheile über die physiognomische Bedeutung der Stirn entstanden sind, und sich, trotz ihrer augenscheinlichen Unrichtigkeit, auch bei dem nichtphrenologischen Publicum sehr allgemein verbreitet haben.

Als Gall mit seiner neuen Lehre hervortrat, machte er damit ein gewaltiges Aufsehn. Die Einfachheit und der wissenschaftliche Nimbus seiner Grundsätze, die Entschiedenheit und Ueberzeugung, mit welcher er sie aussprach, rissen das Publicum hin, und man erzählte sich staunend, mit welcher erschreckenden Genauigkeit und Leichtigkeit er den Character fremder Menschen an ihren Schädeln herauszufühlen vermöge. Nun ist es aber immer ein eigen Ding mit solchen Geschichten, welche als Beweise unglaublicher Wunder erzählt und aufgeführt werden. Der große Haufen ist immer begierig nach Neuem, Unerhörtem, Nochnichtdagewesenem, und es ist kein so crasser Unsinn aufgestellt worden, für den nicht leichtgläubige und wundersüchtige Menschen einige beweisende „Fälle" zu erzählen gehabt hätten. Fabelhafte Geschichten werden berichtet von der Wirkung sympathetischer Mittel, von eingetroffenen Ahnungen und Träumen, von magnetisirten Hellseherinnen ꝛc. und um so lieber geglaubt, je unglaublicher sie sind. So ging es und so geht es noch heute dem begeisterten Publicum der Phrenologen. Die ärgerlichen Irrthümer werden nicht erwähnt und werden vergessen, wo aber die Behauptungen des phrenologischen Nigromanten zufällig einmal der Wahrheit nahe kommen (und um den Character eines Menschen zu erkennen, kann man sich noch andrer Mittel bedienen, als den Kopf zu betasten), da erhebt man ein großes Geschrei, und während die Erzählung von Mund zu Mund geht, wird sie immer wunderbarer, die Zweifler werden damit ad absurdum ge-

führt und zum Schweigen gebracht. Mundus vult decipi! — Aber auch noch in andrer Weise kommt dem Phrenologen sein Publicum entgegen. Wenn es schon schwer ist, andere Menschen richtig zu erkennen, und oft selbst ein jahrelanger Verkehr nicht hinreicht, sie zu durchschauen, so scheint es noch viel schwieriger, sich selber richtig zu beurtheilen. Die meisten Menschen sind sogar sehr geneigt, sich vorzugsweise Eigenschaften und Talente zuzutrauen, welche sie am wenigsten besitzen. Man sieht Menschen mit Vorliebe nach Witzen jagen, welchen der Beruf dazu versagt ist, nüchterne Verstandesmenschen halten sich für dichterische Talente, Mathematiker für gute Musiker u. s. w. Man schätzt gewöhnlich das am meisten, was man nicht hat und thut sich vorzugsweise auf die Leistungen Etwas zu Gute, welche die meiste Mühe verursacht haben. Goethe war mindestens eben so stolz auf seine schwachen Leistungen in der Farbenlehre und auf seine Radirungen, wie auf seinen Faust. Bei der Schwierigkeit, sich selbst richtig zu beurtheilen, darf man sich nicht wundern, wenn so viele Menschen bereit sind, die Behauptungen für wahr zu halten, mit denen der Phrenologe in apodictischer Sicherheit ihnen entgegentritt. Am leichtesten natürlich wird ein Mensch zu überzeugen sein, wenn der Phrenologe ihn mit der Zuerkennung guter Eigenschaften überrascht, die er sich selbst nicht zugetraut hatte, aber Mancher wird auch dann keinen Widerspruch erheben, wenn ihm eine Reihe von schlechten Eigenschaften zudictirt wird, welche er bis dahin nicht bei sich vermuthet hatte. Wie Jener durch Eitelkeit, so wird Dieser durch Mangel an Selbstvertrauen bestimmt, sich dem Ausspruche des Phrenologen zu unterwerfen. Gewöhnlich traut man andern Menschen nicht ganz viel Gutes zu, und ist selten abgeneigt,

Schlechtes zu glauben, das von ihnen erzählt wird. Aber sich selbst traut man meistens auch nicht viel Gutes zu; die rohen und schlechten Instincte fehlen in keiner Seele, und wenn sie auch durch Erziehung und Sitte gezähmt sind, so ist doch ihr Dasein jedem Menschen sehr wohl bekannt und fühlbar. Diese bösen Gewalten lauern im dunklen Hintergrunde der Seele, und der Mensch traut ihnen nicht; er weiß, daß sie, entfesselt, seinem Zaume nicht mehr gehorchen werden. Aus diesem Grunde wird er mit einer Art abergläubischer Furcht nicht geradezu zu widersprechen wagen, wenn man ihm Gewissenlosigkeit, Diebssinn, Jähzorn u. s. w. andichtet.

Die Phrenologen stellen an die Spitze ihrer Theorie den Grundsatz, daß die Geistesthätigkeit eine Function des Gehirns sei, und daß die Leistungsfähigkeit des Gehirns und seiner einzelnen Theile abhängig sei von der Größe des Gehirns und seiner einzelnen Theile. Nun findet man allerdings bei angeborenem Idiotismus immer ein abnorm kleines, bei bedeutender Genialität gewöhnlich *) ein abnorm großes Gehirn. Es würde aber sehr verkehrt sein, wenn man daraus schließen wollte, daß ein großes Gehirn immer auch einen großen Geist berge **). Vielmehr ist es nicht zweifelhaft, daß nicht nur die

---

*) Gewöhnlich, aber nicht immer. Voltaire z. B. hatte einen auffallend kleinen Kopf.

**) Die alten Physiognomiker hielten einen großen Schädel keineswegs für ein Zeichen besondrer Geistesgaben. Aristoteles sagt, daß ein großer Schädel auf Stumpfsinnigkeit, dagegen ein kleiner Schädel auf Scharfsinnigkeit schließen lasse. J. B. Porta erzählt, daß Polemon, Adamantius und Albertus einen großen Kopf als Merkmal der Dummheit und Rohheit aufführen, und stimmt selbst dieser Ansicht bei, indem er zum Beweise den großen Schädel des Vitellius anführt. Galen schildert die vollkommenste Kopfform folgender Maaßen: Veluti si sphaeram exquisite orbiculatam excogitares, ex cera constructam,

Quantität, sondern auch die Qualität des Gehirns maaßgebend für die geistige Entwickelungsfähigkeit des Menschen ist. Das Weib hat im Allgemeinen nicht nur ein kleineres, sondern auch ein verhältnißmäßig leichteres Gehirn als der Mann, und es scheint, daß die geringere Masse des Gehirns durch größere Dichtigkeit ausgeglichen werden könne. Dieses findet z. B. (nach Rud. Wagner) wahrscheinlich statt bei den Hindus, welche sich durch sehr kleine Schädel auszeichnen.

Die Phrenologen behaupten dann weiter: Erstens, daß das sogenannte Großhirn (oder die Hemisphären) das Organ der Geisteskräfte, das Geisteshirn sei. Das Großhirn überwölbt und bedeckt kappenartig die übrigen Gehirntheile, und liegt unmittelbar unter der knöchernen Schädeldecke. Auf der Oberfläche des Großhirns befinden sich zahlreiche, durch Furchen getrennte Wülste oder Windungen, und diese sind, nach der Meinung der Phrenologen, die Organe der geistigen Kräfte und Eigenschaften. Zweitens behaupten die Phrenologen, daß jedem Geistesorgane ein abgegrenzter Bezirk der Gehirnwülste entspreche; drittens behaupten sie, daß die Größe jedes Geistesorgans genau erkennbar sei an der äußern Schädeldecke.

Was nun die erste Behauptung anbetrifft, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß wir in den Gehirnwülsten den Sitz der Geisteskräfte zu suchen haben; wenn aber die Phrenologen sagen, daß die Gehirnwindungen gleichbedeutend seien mit Geistesorganen, so haben wir ein Recht, weiter zu schließen, daß überall da, wo Gehirnwülste sich finden, Gei-

---

leniter utrimque pressam. Derselben Meinung huldigen auch Avicenna, Rhazes, Albertus, Porta und letzterer führt an, daß der Kopf des Pericles dieser Art gewesen sei.

stesorgane liegen müssen. Die Phrenologie nimmt aber nur Rücksicht auf diejenigen Wülste, deren Größe auf der äußern Schädeldecke erkennbar ist (oder sein soll). Etwa $1/5$ derselben wird von den Phrenologen gar nicht berücksichtigt, und zwar sind das diejenigen, welche auf dem Gewölbe der Augenhöhlen und in der Tiefe der (das Geisteshirn in zwei seitliche Hälften scheidenden) Gehirnspalte liegen. Die Größe dieser Wülste ist natürlich an der Schädeldecke nicht erkennbar, und deshalb werden sie auch von den Phrenologen nicht berücksichtigt. Da man allen denkbaren Geisteseigenschaften auf der betastbaren Schädeloberfläche bereits ihre Quartiere angewiesen hat, so bleiben diese Gehirnwülste übrig, — sie sind dem Phrenologen ein wahrer embarras de richesse.

Untersuchen wir nun die zweite Behauptung der Phrenologen, und werfen wir zunächst einen Blick auf die phrenologische Eintheilung der Geisteskräfte, so stoßen wir dabei auf die wunderlichsten Willkührlichkeiten und Ungereimtheiten. Jeder Uneingeweihte wird vermuthen, daß jedem Geistesorgane (und man hat deren etwa 3 Dutzend aufgestellt) eine abgegrenzte und äußerlich erkennbare Parthie der Gehirnoberfläche entspreche. Heben wir nun aber die Schädeldecke ab, so bemerken wir unter den Gehirnwülsten keineswegs gewisse Abtheilungen, welche etwa zu den phrenologischen Abtheilungen und Höckern der Schädeldecke passen könnten, und es muß deshalb derselbe Gehirnwulst theilweise zu einem Geistesorgan, theilweise zu dem daneben liegenden gerechnet werden, so grundverschieden auch die Thätigkeit eines jeden dieser Organe sein mag. Ebenso wenig bemerken wir im Innern des Geisteshirns gewisse Abtheilungen, welche den supponirten

phrenologischen Organen entsprechen könnten, so daß es eine unberechtigte Willkührlichkeit ist, die Oberfläche des Geisteshirns in streng abgegrenzte Organe eintheilen zu wollen. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir prüfen, mit welchem Rechte die Phrenologen das Geistesleben auf 3 Dutzend einfacher Kräfte zurückführen wollen, es möge nur noch erwähnt sein, daß sie keinen Anstand genommen haben, die verschiedenartigsten Organe neben einander zu legen. Da findet sich der Zerstörungstrieb neben dem Verheimlichungstriebe, die Ehrfurcht neben der Festigkeit, der Tonsinn neben dem Witz, die Vorsicht neben der Beifallsliebe, die Kinderliebe neben dem Concentrationsvermögen, — wo aber hört das eine Organ auf und wo fängt das andere an? Die Phrenologen sind gezwungen, anzunehmen, daß ein und dieselbe Nervenfaser bis zu einem gewissen Punkte witzig ist und unmittelbar daneben musikalisch wird.

Was die dritte Behauptung der Phrenologen anbetrifft, daß nämlich die Größe jedes Geistesorgans an der äußeren Schädeldecke erkennbar sei, so ist es allerdings wohl im Allgemeinen richtig, daß die Form der Schädeloberfläche abhängig ist von der Form der Gehirnoberfläche. Dieses Gesetz findet jedoch durchaus keine Anwendung auf den unteren Theil der Stirn. Die Phrenologen sind von der Ansicht ausgegangen, daß sich der Mensch von den Thieren vorzugsweise durch eine bedeutende Entwicklung der Stirn auszeichne. Nachdem man den oberen Theil der Stirn dem Schlußvermögen, dem Vergleichungsvermögen *) u. s. w. eingeräumt hatte, blieb noch

*) Beiläufig ist es unlogisch, Schluß- und Vergleichungsvermögen als zwei getrennte Geisteskräfte zu unterscheiden. Die Quelle jeder Ueberlegung, das

eine bedeutende Anzahl geistiger Anlagen übrig, welche man so gut wie möglich auf dem schmalen Raume oberhalb der Augenbrauen unterbringen mußte; dies war der einzige noch unbesetzte Platz, und hierhin verlegte man den Sinn für Zeit (Musik), Ordnung (Rechnen), Farben (Malerei), Gewicht (Handgeschicklichkeit), Gestalt, Gegenstände und Oertlichkeit. Des beschränkten Raumes wegen mußte sich jeder dieser edlen Sinne mit einem dürftigen Wohnsitze von einigen Quadratlinien begnügen. Wollte man nun aber auch dem Phrenologen seine kühne Behauptung zugeben, daß der Theil des Gehirns, welcher hinter und über den Augenbrauen liegt, der Sitz der eben erwähnten Geisteskräfte sei, so kann man doch unmöglich zugeben, daß die bedeutendere oder geringere Größe dieses Gehirntheils, die bedeutendere oder geringere Entwickelung der hier supponirten phrenologischen Organe an ihrer knöchernen Decke erkennbar sei; denn es liegen hier, zwischen der äußeren und inneren Platte des Schädelknochens, die sogenannten Stirnhöhlen, hohle Knochenräume, welche bei verschiedenen Menschen sehr verschiedenartig groß sind. Die Form dieses Stirntheils ist also ganz unabhängig von der Form des darunterliegenden Gehirntheils, und hohl sind die Schlüsse, welche der Phrenologe aus der äußern Untersuchung dieser Stirnhöhlen zieht, absichtliche oder unabsichtliche Täuschungen, Unwissenheit oder Betrügerei.

In neuerer Zeit hat Carus versucht, der Phrenologie eine neue Basis zu geben, indem er die Hypothese aufstellte,

---

Material aller Geistesthätigkeit sind die Vorstellungen, und die Vergleichung der Vorstellungen giebt den Schluß. Der Schluß ist die abgeschlossene Vergleichung. Wer vergleichen kann, kann auch schließen, und ein Schluß ohne Vergleichung ist ein Unsinn.

daß das Vorderhirn (das Großhirn, die Hemisphären) das Organ der Verstandeskräfte, das Mittelhirn (die Vierhügel) das Organ des Gemüthslebens, das Hinterhirn (das kleine Gehirn) das Organ der Willenskraft sei. Die Größe und Leistungsfähigkeit des Vorderhirns soll an dem Stirnknochen, die des Mittelhirns an den Scheitelknochen, die des Hinterhirns an dem Hinterhauptknochen zu erkennen sein. Diese Theorie hat jedoch geringen Beifall bei Laien und wissenschaftlichen Forschern gefunden. Wenn auch die Physiologie des Gehirns noch wenig sichere Anhaltspunkte bietet, so darf doch schon mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß Mittel- und Hinter-Hirn nur eine ganz untergeordnete Bedeutung für das Geistesleben haben. Wäre aber auch richtig, was Carus behauptet, so ist doch nicht einzusehn, mit welchem Rechte er aus einer bedeutenden Entwickelung der Scheitelknochen auf eine bedeutende Entwickelung des Mittelhirns schließen will, denn das verhältnißmäßig sehr kleine Mittelhirn wird von der gewaltigen Masse des Vorderhirns überwölbt und bedeckt; die Form und Größe der Scheitelbeine ist deshalb zunächst und hauptsächlich abhängig von der Form und Größe der darunter liegenden Großhirntheile.

Während in anderen Ländern, vorzüglich in Nordamerika und England, die Phrenologie noch immer viele gläubige Verehrer hat, ist sie in ihrem Vaterlande, in Deutschland, mehr und mehr in Mißcredit gerathen. Wie aber Theorien, Ansichten und Richtungen, wenn sie auch bereits als falsch erkannt und verlassen sind, doch oft noch lange Zeit Spuren im großen Publicum zurücklassen, so haben auch einige phrenologische Ansichten sich sehr allgemeine Geltung verschafft,

obgleich, sonderbarer Weise, sich diese Ansichten auf ein Gebiet beziehn, wo die Behauptungen der Phrenologen offenbar am schwächsten sind — auf die Stirn.

Es ließe sich leicht nachweisen, daß, seit der Erfindung der Phrenologie, die Künstler mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt die Stirn auf ihren Portraits ausgearbeitet haben. In früheren Zeiten hatte man von den hohen Stirnen keine so gute Meinung. Die alten Griechen gaben ihren hehren Göttergestalten wohl eine senkrecht aufsteigende, aber eher eine niedrige, als hohe Stirn. Aristoteles führt (Naturgeschichte der Thiere Cap. 8) eine große Stirn als Zeichen der Stumpfsinnigkeit auf, dann wieder (Physiognomik Cap. 4) eine große, runde, fleischige Stirn als Zeichen von Stumpfsinnigkeit und (Physiognomik Cap. 6) eine zu große Stirn als Zeichen der Trägheit, überhaupt aber (Physiognomik Cap. 6) einen großen Vorderkopf als Zeichen der Faulheit. J. B. Porta erzählt, daß auch Galen, Plinius, Polemon, Rhazes, Albertus und Meletius eine große Stirn für ein Zeichen der Stupidität halten.

Heut zu Tage findet man aber bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Künstlern und Laien, ziemlich allgemein die Ueberzeugung verbreitet, daß bedeutende Männer bedeutende Stirnen haben müssen, daß man Geisteshoheit nur hinter einer hohen Stirn suchen darf. Durch die Brille populärer Vorurtheile sahen die Künstler, was sie glaubten, und sie gaben und geben den Portraits berühmter Männer so gewiß die hohe vorgewölbte Stirn, wie man früher den Heiligen ihren Heiligenschein gab. Je länger die Zeit wird, welche seit dem Tode eines berühmten Mannes verstrichen ist, je weniger Widerspruch von überlebenden Zeitgenossen dagegen

eingewendet werden kann, desto höher wird auf seinen Bildern die Stirn, und wächst im Laufe der Zeit oft bis an die Grenze des Wasserkopfes.

So z. B. ist die mächtige Stirn Goethe's nachweisbar ein Mythus, und um diese Behauptung zu beweisen, sind hier 3 Portraits aus seiner Jugend beigefügt, welche aus einer Zeit stammen, in der die Phrenologie noch nicht erfunden war. Das erste, Fig. 55, ist die Copie eines von Chodowiecki ausgeführten Bildes, eines Künstlers, der sich bekanntlich durch die Treue und Naturwahrheit seiner Darstellungen und Portraits ganz besonders auszeichnete.

Das zweite, Fig. 56, ist die Copie der Photographie einer bekannten Marmorbüste, welche sich in Weimar befindet, und auf Goethe's erster italiänischer Reise in Rom entstanden ist.

Das dritte, Fig. 57, ist die Copie einer Silhouette, welche dem Buche „Goethe's Briefwechsel mit Kestner" entnommen ist.

Man vergleiche nun mit diesen jugendlichen Köpfen, deren Stirn in keiner Weise das gewöhnliche Maaß überschreitet, die colossalen Stirnen, welche auf manchen Portraits des alten Goethe zu sehen sind, um sich von der Wahrheit der eben ausgesprochenen Behauptung zu überzeugen.

Beiläufig sei hier vor einem Irrthume gewarnt, der sehr leicht und sehr gewöhnlich begangen wird, kahle Stirnen für hohe Stirnen zu halten. Eine kahle Stirn macht leicht den Eindruck einer hohen Stirn, wenn man sie von vorn sieht, um aber ein richtiges Urtheil zu fällen, um zu entscheiden, in welchem Verhältniß die Wölbung der Stirn zu dem übrigen Gesichte steht, muß man sie von der Seite betrachten.

Ein andres und eclatantes Beispiel von der Sucht, berühmte Männer mit hohen Stirnen zu schmücken, sind die Portraits Shakespeare's. Hierbei durfte man der Phantasie um so freier die Zügel schießen lassen, als verschiedene Portraits Shakespeare's existiren, welche unter sich wenig Aehnlichkeit haben und keins auf vollständige Authenticität und Aehnlichkeit Anspruch machen kann. Nichts destoweniger glaubt ziemlich Jedermann an seine „göttliche" Stirn so gewiß wie an sein Genie, und häufig genug hört man seine Stirn als Beweis für die Richtigkeit der phrenologischen Grundsätze aufführen. Aber auch diese Stirn, welche auf manchen Bildern die Grenze des Cretinismus nicht nur erreicht, sondern überschreitet, scheint ein Mythus zu sein. In Stratford am Avon findet sich eine Statue Shakespeare's, welche jetzt ziemlich allgemein für sein treustes Bild gehalten wird. Der bekannte amerikanische Schriftsteller Nathaniel Hawthorne spricht sich darüber folgender Maaßen aus: „Die Büste des Dichters, deren Piedestal sich mannshoch über den Fuß der Kanzel erhebt, ist an der nördlichen Wand der Kirche angebracht. Die Züge jener Büste sind allen mir bekannten Portraits von Shakespeare ganz unähnlich und veranlassen mich, das schöne, edle Bild, mit der freien stolzen Stirn, welches bisher in meiner Gemäldegalerie gehangen hat, herabzunehmen. Man kann nicht behaupten, daß die Büste ein schönes Gesicht oder einen fesselnden, edlen Kopf darstellt; sie hält sich streng an die Wirklichkeit und nöthigt uns, in ihr nicht Shakespeare den Dichter, sondern den reichen Bürger, den Freund John à Combe's, welcher dort unten in jenem Winkel ruht, zu erkennen. Ich weiß nicht, was Phrenologen von dieser Büste sagen. Die Stirn

ist nur mäßig entwickelt und geht nach oben etwas zurück, so daß der Schädel sich pyramidal erhebt. Die Augen treten fast aus ihren Höhlen hervor, die Oberlippe ist so lang, daß sie fast verunstaltend gewesen sein muß; es sei denn, daß der Bildhauer sie absichtlich so verlängert hat, um sie vom Piedestal aus nicht unnatürlich kurz erscheinen zu lassen. Im Ganzen muß Shakespeare viel mehr eine eigenthümliche, als eine einnehmende Physiognomie gehabt haben, und es ist wunderbar, daß, mit dieser Büste vor Augen, die Welt hartnäckig eine irrige Meinung von seinem Aeußern aufrecht erhalten und Malern und Bildhauern erlaubt hat, statt des unverfälschten, natürlichen Mannes, ihre idealisirte Lüge auf uns zu übertragen. Was mich betrifft, so wird von nun an Shakespeare meinen geistigen Augen als ein Mann mit röthlicher, englischer Gesichtsfarbe, gewöhnlich hoher Stirn, intelligenten, schnell beobachtenden Augen, leicht gebogener Nase, langer Oberlippe mit darunter etwas geöffnetem Munde und vollen herabhängenden Wangen erscheinen. Aber wenn Shakespeare er selbst war (denn $^1/_{10}$ seiner Zeit war er, allem Anschein nach, nur der Bürger von Stratford), so leuchtete sein strahlender Genius gewiß durch diese unschöne Maske hindurch und verklärte sie zauberhaft."

Daß Friedrich der Große eine auffallend flache und zurückliegende Stirn hatte, ist bekannt, und wer es nicht weiß, der braucht sich nur einen Fréderic d'or oder Friedrichsthaler, Fig. 58, anzusehen, um sich davon zu überzeugen.

Zahlreiche Portraits des Cardinals Richelieu, welche der Verf. verglichen hat, zeigen sämmtlich eine characteristisch

niedrige und zurückliegende Stirn. Eins der besten und seltensten ist das von M. Lasne, welches, Fig. 59, beigefügt ist.

Ebensowenig wie der geniale Politiker Richelieu würde der geniale Philosoph Locke Gnade vor den Augen der Phrenologen gefunden haben. Fig. 60 ist die Copie eines vortrefflichen Kupferstiches, welcher von G. Ventue 1738 nach dem berühmten Oelgemälde G. Kneller's ausgeführt wurde.

Daß auch ein musikalisches Genie unter einer kleinen Stirn Platz finden kann, beweisen alle Portraits K. M. v. Weber's, Fig. 61.

Ewald Friedrich Graf von Herzberg, der berühmte Minister Friedrich des Großen, hatte eine ebenso niedrige und zurückliegende Stirn wie sein königlicher Herr. Der mit seinem Lobe so karge Friedrich spendete ihm die höchste Anerkennung für seine Umsicht und Klugheit in den bekannten Worten: Je Vous félicite — vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre: un contre plusieurs! — Das Original der Fig. 62 ist von Chodowiecki.

Auch das großartige Mannweib Katharina II. von Rußland trug eine Stirn, welche das gewöhnliche Maaß nicht erreichte. — Fig. 63 ist ebenfalls die Copie eines Bildes von Chodowiecki.

Beiläufig hat eine Stirn das gewöhnliche Maaß, wenn sie den dritten Theil der Gesichtslänge einnimmt; es bildet dann die Parthie von der Kinnspitze bis zum Nasenanfange das erste Drittel, die Parthie von dem Nasenanfange bis zu den Augenbrauen das zweite Drittel, und die Parthie von den Augenbrauen bis zum Haaranfange das letzte Drittel der Gesichtslänge.

Dem berühmtesten unserer Zeitgenossen, Napoleon III., würde kein Phrenologe ein günstiges Prognosticon gestellt haben; auf seiner kurzen und zurückweichenden Stirn ist Schluß- und Vergleichungsvermögen nur spärlich vertreten, und es wäre leicht, jeden Augenblick unter Gevatter Schneider und Handschuhmacher unvergleichlich hoffnungsvollere Stirnen aufzuweisen. Napoleon I. erfreute sich bekanntlich einer gewaltigen, hochgewölbten Stirn*) und die Phrenologen versäumen auch nicht, dieses ihr Prachtexemplar gehörig in den Vordergrund zu stellen. Nichtsdestoweniger hat der kleinbestirnte Napoleon III. in den schwierigsten Zeiten und Verhältnissen sich mindestens mit eben so viel Einsicht und Umsicht benommen, wie sein hochbestirnter Onkel Napoleon I.

Wie es einerseits leicht sein würde, die Beispiele beliebig zu vermehren, welche beweisen, daß begabte Menschen sich keineswegs immer durch sehr hohe und gewölbte Stirnen auszeichnen, daß sie meistentheils eine gewöhnlich gebildete, oft eine ungewöhnlich kleine Stirn tragen, so wird es andererseits Jedem leicht sein, in seiner Umgebung und Bekanntschaft sich zu überzeugen, daß eine hohe Stirn keineswegs immer auf hohe Geistesgaben schließen läßt. Beiläufig sind bei den Mitgliedern der Oesterreichischen Kaiserfamilie hohe Stirnen erblich; bei ihnen wird der Phrenologe die idealen Stirnformen finden, welche er bei Shakespeare, Goethe u. A. vergebens suchte. Als Beispiel diene das Portrait des biedern Johann, des deutschen Reichsverwesers seligen Angedenkens. Fig. 64.

---

*) Dagegen überschritt der Umfang seines Schädels nicht das gewöhnliche Maaß.

In neuester Zeit hat man sich vielfach bemüht, die Schädelformen einer wissenschaftlichen Untersuchung und sorgfältigen Messung zu unterwerfen *) und versucht, die Unterschiede zwischen Affen- und Menschen-Schädeln, sowie zwischen den Schädeln verschiedener Raçen festzustellen. Doch die gewonnenen Resultate sind noch dürftig und unsicher, und keinesfalls derart, daß es erlaubt wäre, von Schädelformen auf Geisteseigenschaften zu schließen. Man hat sich noch nicht einmal über eine allgemein gültige Methode der Schädelmessungen einigen können, weil alle bis jetzt vorgeschlagenen sich als mangelhaft herausgestellt haben.

Der erste, welcher den Versuch gemacht hat, Regeln für Messungen des Schädels aufzustellen, war bekanntlich der Holländer Camper **). An der Profilansicht eines Kopfes zog er eine Linie von dem Ohrloche bis zur Spitze des obern Randes des Oberkieferknochens, und von diesem Punkte eine andere Linie zum hervortretendsten Punkte der Stirnwölbung. Den zwischen diesen beiden Linien liegenden Winkel nannte er den Gesichtswinkel und behauptete, daß die geistige Bedeutung an der Größe des Gesichtswinkels zu erkennen sei. Der Gesichtswinkel des sogenannten Todtenkopfes, des menschenähnlichsten Affen, erreiche nur 42 Grad, der des Negers 70, der des Europäers 80 Grad. An den idealisirten Statuen der alten Griechen aber, z. B. an dem Kopfe des Apollo

---

*) Vergl. die Schriften von Retzius, Engel, Huschke, Lucae, Morton, v. Baer, Huxley, Wagner, Welker, Vogt u. A.

**) Peter Camper's sämmtliche kleinere Schriften herausgegeben von J. F. M. Herbell. Leipzig bei Siegfried Lebrecht Crusius 1784. B. I. S. 15.

Pythius finde man, als Ausdruck höchsten Geistesadels, einen Winkel von 100 Graden.

Wie unrichtig es aber ist, aus der Größe des Gesichtswinkels einen Schluß auf die Größe der Intelligenz ziehen zu wollen, das beweist schon die Thatsache, daß bei dem Kinde der Gesichtswinkel bedeutender ist als beim Erwachsenen, und außerdem genügt ein Blick auf das Profil Friedrich des Großen (Fig. 58), um die Unbrauchbarkeit der Camper'schen Methode und die Unrichtigkeit seiner Hypothese augenscheinlich zu machen. Bekannt ist der Scherz, eine sehr kenntliche, wenn auch carrikirte Silhouette Friedrich's des Großen zwischen zwei Linien zu zeichnen, welche in einem Winkel von etwa 115 Graden zusammenstoßen. Der Gesichtswinkel eines solchen Portraits würde etwa 50 Grad betragen, also dem Gesichtswinkel des Affen noch weit näher stehn, als dem des Negers.

Die Unwahrscheinlichkeit, von Schädelformen auf Geisteseigenschaften schließen zu können, scheint durch Professor Welker's sorgfältige und zahlreiche Schädelmessungen nur bekräftigt zu werden. Er hat gezeigt, daß die Schädel der verschiedenen Raçen und Völker zwischen zwei extremen Formen, den Kurzköpfen und den Langköpfen schwanken. Zu den ausgesprochensten Kurzköpfen rechnet er die Lappen, Makassaren, Maduresen, Baschkiren, Türken und Neuitaliener, zu den entschiedenen Langköpfen die Nukahiver, Hindus, Eskimos, Neger, Australneger, Kaffern, Buschmänner und Hottentotten. Daß weder die eine noch die andre Form eine Anwartschaft auf Genialität giebt, geht daraus hervor, daß auf der einen, wie auf der andern Seite Völkerschaften aufgeführt sind, welche ziemlich auf der-

selben Stufe der Cultur und Culturfähigkeit stehen. Die Baschkiren zeichnen sich vor den Hindus, die Makassaren vor den Nukahivern, die Lappen vor den Eskimos weder durch größere Genialität noch Bestialität besonders aus. Zwischen den Kurzköpfen und Langköpfen stehn die Mittelköpfe. Es sind dies die Deutschen, Russen, Buggesen, Sumatraner, Kalmücken, Javaner, Franzosen, Kosacken, Juden, Zigeuner, Molukkesen, Indianer, Chinesen, Finnen, Altgriechen, Altrömer, Brasilianer, Holländer. Die ersten stehen den Kurzköpfen, die letzten den Langköpfen am nächsten. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, wie auch aus dieser Tabelle die Bedeutungslosigkeit der Schädelformen hervorgeht. Je mehr ein Schädel langköpfig ist, desto mehr nähert er sich dem Neger- und dem Affen-Typus, und doch stehen die hochcultivirten und geistvollen alten Griechen und Römer unter den langköpfigen aufgeführt. Solche Thatsachen zeigen, daß man von verschiedenen Schädelformen nicht auf verschiedenartigen Inhalt schließen darf, sondern daß gleichartige Gehirne in verschiedengeformten Schädelhöhlen eingeschlossen liegen können.

III.

Rückblick.

Aus dem, was bis jetzt über die Theorien von Aristoteles, Lavater, Gall u. A. gesagt wurde, geht hervor, wie unwahrscheinlich es ist, daß man jemals dahin kommen wird, in den festen Formen des Körpers Merkmale für Eigenschaften des Geistes zu finden. Um übrigens die Frage vollständig zu erledigen, würde es nöthig sein, nicht sowohl mit der Untersuchung der vielfach durcheinander gemischten Nationen Europas zu beginnen, deren Individuen alle möglichen Abstufungen extremer Formen zeigen, und deren fundamentale Geistesverschiedenheiten unter dem allgemeinen Firniß der Cultur schwer zu erkennen sind, als vielmehr Völkerschaften aufzusuchen, unter denen ein bestimmter Typus der festen Formen allgemein ist, deren Individuen unter einander eine auffallende Aehnlichkeit zeigen. Fände man bei diesen auch geistige Eigenthümlichkeiten allgemein verbreitet, so könnte man alsdann solche Anhaltspunkte auf die practische Probe stellen, und untersuchen, ob auch bei andern Völkern und Individuen dieselbe Knochenform mit derselben Geistesart verbunden gefunden werde.

Doch ist das Material für eine solche Arbeit noch äußerst mangelhaft; wir haben bis jetzt nur vereinzelte Beobachtungen, wie z. B., daß die Chinesen und Japanesen schief stehende Augen haben, daß die americanischen Rothhäute sich durch eine scharfkantige, schmale, vorspringende Adlernase auszeichnen, daß die Nomaden im Innern von Asien ein breites, viereckiges Kinn, die Semiten dagegen ein spitz zulaufendes und endlich die Neger ein affenartiges Kinn haben, welches kaum eine Hervorragung bemerken läßt. Auch die Haarbekleidung ist characteristisch verschieden bei verschiedenen Raçen, und Isidore Geoffroy St. Hilaire unterscheidet danach schlichthaarige (Leiotrichi) und wollhaarige (Ulotrichi) Menschen; zu ersteren zählt er die meisten weißen, gelben, braunen und rothen Raçen, zu letztern die Neger, Negritos, Hottentotten und Buschmänner. Am vollständigsten untersucht sind die Formeneigenthümlichkeiten der Neger, einer Raçe, welche in vielen Beziehungen den menschenähnlichen Affen so nahe steht, daß man sie als Uebergangsform zwischen die Affen und Menschen gestellt hat. Wie schon früher bemerkt wurde, ist der Negerschädel der reinste Typus der Langschädel; die Stirnhöcker oberhalb der Augen sind wenig ausgebildet, die Stirn ist zurückliegend und platt, die Nasenwurzel breit, die Schläfengruben tief gehöhlt, die Scheitelbeine sind größer als das Stirnbein und das Hinterhauptbein. Der Gesichtsschädel ist außerordentlich groß im Verhältniß zum Gehirnschädel, während dagegen beim Weißen der Gesichtsschädel nur ein Anhang des außerordentlich entwickelten Gehirnschädels ist, die Nasenbeine sind kurz, schmal und viereckig, die Nasenöffnung ist mehr breit als hoch, die Ohren sind auffallend klein, abstehend, dick und knorpelig, der Oberkiefer ist schnauzenförmig vorstehend und ein Kinn kaum vor-

handen. Und nicht nur in der Form des Kopfes, sondern auch in der Bildung der übrigen Körpertheile zeigt der Neger eine verdächtige Aehnlichkeit mit den menschenähnlichen Affen, mit dem Orang, dem Chimpanse und Gorill*). Aber diese Thatsachen haben für die Physiognomik geringen Werth, es hat affenähnliche Neger gegeben, welche durch Edelsinn und Klugheit ihre weißen Peiniger in Erstaunen gesetzt und beschämt haben, und es giebt Weiße, welche, trotz griechischer Gesichtszüge, den Affen in Narrheit und roher Lüsternheit wenig nachstehen.

Physiognomische Merkmale darf man nur an den Theilen suchen, welche unter dem Einflusse der Geistesthätigkeit stehn. Diese Theile aber sind die Muskeln und vorzugsweise die zahlreichen und beweglichen Muskeln des Gesichts**). Die vorübergehenden, mimischen Bewegun-

---

*) Vergl. Karl Vogt: Vorlesungen über den Menschen. B. 1. S. 219.

**) Die Untersuchung in wie weit die Haltung und Bewegung andrer Muskeln, in wie weit die Haltung und Bewegung des Kopfes, der Extremitäten und des Rumpfes Schlüsse auf die Beschäftigung oder Sinnesart eines Menschen gestatten, liegt nicht im Bereiche dieser Arbeit. Es sei hier nur hingewiesen auf die characteristische straffe Körperhaltung der Soldaten, auf den eigenthümlichen Gang der Seeleute und Cavalleristen, die gezierten Bewegungen der Tanzmeister, die hochgezogenen Schultern der Schmiede u. s. w.

Ueber den Gang sagt Dr. Zimmermann in seinem Buche: Der Mensch: „Unter den Fußgängern legt ein sehr bedeutender Bruchtheil entweder zu viel Werth oder zu wenig auf seine Bewegungen. Die ersten gehn mit zierigen Schritten aufgeblasen einher, — wir werden uns zu derartigen Persönlichkeiten nicht hingezogen fühlen; die andren wiederum schlottern und tändeln nachlässig und verdrossen dahin, — auch sie werden uns kein Vertrauen einflößen, wir werden uns wohl bedenken, ihnen die Leitung unsrer Angelegenheiten zu übertragen und sie den ernsten Aufgaben des Lebens nicht gewachsen betrachten. Sehn wir dagegen Jemand, der durch die Festigkeit und Sicherheit seines Tritts und durch die regelmäßige Aufeinanderfolge seiner Bewegungen zeigt, daß er sich seiner Würde und des ihm zukommenden Grades von Achtung bewußt ist, so fühlen wir unwillkührlich, daß ein solcher Mann seiner Bestimmung, seinem Berufe thatkräftig, mit Einsicht und Pünktlichkeit nachkommen wird. Daß wir

gen dieser Muskeln, die mimischen Züge werden durch häufige Wiederholung zu bleibenden, zu physiognomischen Zügen, und ein physiognomischer Ausdruck ist anzusehn als ein habituell gewordener mimischer Ausdruck *). Dieser Grundsatz

unbewußt ein solches Wechselverhältniß zwischen dem Gange und Charakter des Menschen annehmen, und zwar mit Grund, liegt in der Thatsache, daß die verschiedenen Bewegungen beim Gehn unter der Aufsicht und Leitung des unablässig auf sie einwirkenden Willens stehn. Den frappantesten Beweis hierfür liefert der Gang der Idioten und Trunkenbolde. Die Bewegungen der Idioten sind meist unregelmäßig, ohne Uebereinstimmung, ruckweise, ohne Takt und Halt. Ebenso beim Trunkenbolde. Er hat noch genug Willenskraft, die Maschine in Gang zu bringen, aber nicht genug, um sie zu überschauen und zu regeln. Die Kraft, das Gleichgewicht zu erhalten, ging in der That verloren, die Füße werden hin und her geschleudert, sie folgen in ungewissen Zeiträumen und beschreiben auf dem Boden eine gerade Linie."

Krusenstolpe (der Russische Hof. B. 8, 131) schildert die äußere Erscheinung Schamyl's und sagt dabei: „die scheinbare Unbeweglichkeit seiner Arme beim Gehn deutet auf seinen entschlossenen Charakter hin."

Beiläufig sei hier auch erwähnt, daß Lichtenberg noch eine andre Methode des Menschenstudiums empfiehlt. Er sagt (B. III. S. 518): „Nützlicher wäre ein andrer Weg, den Charakter der Menschen zu erforschen, und der sich vielleicht wissenschaftlich behandeln ließe; nemlich aus bekannten Handlungen eines Menschen, und die zu verbergen er keine Ursache zu haben glaubt, Andres, nicht Eingestandenes zu finden, eine Wissenschaft, welche Leute von Welt in einem höheren Grade besitzen, als die armen Tröpfe glauben können, die ihr Opfer täglich werden. So schließt man von Ordnung in der Wohnstube auf Ordnung im Kopfe, von scharfem Augenmaaß auf richtigen Verstand, von Farben und Schnitt der Kleider in gewissen Jahren auf den ganzen Charakter mit größerer Gewißheit als aus hundert Silhouetten, aus hundert Seiten von eben demselben Kopfe. Wer sagt: „Ich bin ein hitziger Kopf, wenn ich anfange," ist ein gutes Lamm, und der fromme Schwärmer, der jeden Augenblick ausruft: „Ich bin ein schwaches Werkzeug," würde sich unversöhnlich beleidigt glauben, wenn man ihm antwortete: „Das haben wir längst gedacht." Verschwiegenheit hat unzertrennlich verschwisterte Tugenden. Wer gegen sein Gesinde gut ist, ist meistens im Grunde gut."

*) Selbst Lichtenberg, der erbitterte Gegner Lavater's, billigt eine solche Behandlungsweise der Physiognomik, indem er (B. III. S. 516 und 517) sagt: „Talent und überhaupt die Gaben des Geistes haben kein Zeichen in den festen Theilen des Kopfes. Dieses zu beweisen, muß man den ausgesuchten Sil-

stützt sich auf die physiologische Thatsache, daß Muskeln, welche häufig in Spannung gesetzt werden, sich kräftiger ausbilden, leichter erregbar werden, und auch im Zustande der Ruhe in einer gewissen Spannung verharren *).

---

houetten von denkenden Köpfen auch ausgesuchte von nicht denkenden Köpfen und Narren beifügen .... Die wirkenden Leidenschaften haben zwar ihre Zeichen und lassen oft merkliche Spuren zurück, das ist unleugbar, und daher rührt das, was die Physiognomik Wahres hat." Und ferner (B. III. S. 481) „die pathognomischen (leidenschaftlichen) Zeichen, oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder, und lassen physiognomische Eindrücke zurück."

Ebenso Gregorius (Conspect. Med. Theoretic.): „Animi imprimis affectus, ira, gaudium, moeror, metus, amor, odium, certos motus in musculis excitant, praesertim vultus; quo fit ut singuli sese in ore exprimant, plusquam Phidiaca arte; diuturni, et graves, et saepe repetiti fortius et constantius depinguntur, dificillime delendi: hinc saepe iracundiae imago, ubi nulla ira est; hoc fundamento nititur ars Physiognomonis" Vergl. M. J. Chapman: De affectibus animi. Edinburgi 1820.

In ähnlicher Weise äußert sich auch Pernetty (La connaissance de l'homme moral par l'homme physique, par l'Abbé A. J. Pernetty. Berlin 1777. S. 397) „Quand on a bien gravé dans sa mémoire et bien imprimé dans son imagination le portrait d'un homme actuellement dans l'accès de colère, par exemple, il ne sera pas difficile d'en reconnâitre au premier coup d'oeil, les traits distinctifs et caractéristiques, quoique plus adoucis, et moins frappans sur le visage d'un homme qui en a l'habitude, ou qui y a simplément du penchant, mais qui n'est pas dans l'accès. — Il en est de même des autres affections de l'âme; elles se peignent sur le visage, et y impriment, par leurs accès répétés, ces linéamens ou traits caractéristiques qui leur sont propres. Accoutumez Vous donc à considérer et à Vous imprimer dans la mémoire les traits d'un homme en colère, ceux d'un homme en fureur, d'un homme craintif, d'un soucieux, d'un pusillanime, d'un jaloux, d'un homme porté à la debauche dans quelque genre que ce soit.

Pernetty legt also auf die Leidenschaften als Ursachen physiognomischer Züge ein großes Gewicht, aber er nimmt die Veränderungen der Gesichtszüge durch Leidenschaften als Thatsachen hin, ohne sie in ihren Einzelnheiten zu verfolgen, ohne eine Erklärung zu versuchen, warum und wie gewisse Gesichtsmuskeln durch gewisse Geisteszustände in Spannung versetzt werden.

*) Daß die Muskeln durch Uebung kräftiger ausgebildet werden, zeigen die Armmuskeln der Schmiede, die Wadenmuskeln der Bergbewohner 2c. Daß die Muskeln auch im Zustande der Ruhe sich in einer gewissen Spannung befinden,

In den folgenden Blättern sind nun die physiognomischen Resultate der mimischen Untersuchungen übersichtlich zusammengestellt, um ihre practische Bedeutung näher zu erläutern.

---

sieht man am augenscheinlichsten bei Menschen, denen eine Gesichtshälfte gelähmt ist. Da die gelähmten Muskeln vollständig erschlafft sind, so wird durch die natürliche Spannung (durch den sogenannten Muskeltonus) der andern Gesichtshälfte das Gesicht schief gezogen.

IV.

Physiognomik der Gesichtsmuskeln.

Schon in der Einleitung wurde bemerkt, daß Mancher in dem physiognomischen Theile eine größere nutzbare Ausbeute suchen und erwarten werde, als es, der Natur der Sache nach, möglich sei.

Wenn die in dem ersten Theile angeführten mimischen Muskelbewegungen die einzigen Ursachen wären, welche zur Ausbildung physiognomischer Züge Veranlassung geben können, so würde allerdings die practische Anwendung der vom Verf. aufgestellten physiognomischen Regeln eine ebenso einfache wie zuverlässige sein. Doch giebt es noch andre Ursachen, welche vorübergehende Bewegungen der Gesichtsmuskeln und, durch öftere Wiederholung, eine physiognomische Veränderung der Gesichtszüge veranlassen können.

Diese Ursachen richtig zu erkennen und zu würdigen, ist nicht immer leicht, aber durchaus erforderlich, ehe man wagen darf, aus der Physiognomie eines Menschen auf seine geistigen Eigenschaften zu schließen.

Hierbei müssen zunächst und hauptsächlich körperliche Leiden und Krankheiten berücksichtigt werden. Welchen Einfluß sie auf die Entstehung einzelner physiognomischer Züge haben können, wird in den folgenden Blättern an den betreffenden Stellen näher erörtert werden.

Alsdann sind es gewisse äußere Ursachen, welche zu häufigen Bewegungen der Gesichtsmuskeln und zur Entstehung physiognomischer Züge und Falten Veranlassung geben können. Menschen z. B., welche viel in freier Luft arbeiten, welche von Wind, Staub, Kälte und grellem Sonnenlicht zu leiden haben, Kutscher, Kärrner, Fischer, Schiffer, Jäger, Förster, Hirten, Lastträger, Ackerbauer ꝛc. haben gewöhnlich ein sehr runzliges Gesicht. Unter diesen tiefgefurchten Zügen, welche das Leben mit rauher Hand eingegraben hat, die feinen Schriftzüge der Seele zu erkennen und zu entziffern, wird auch dem aufmerksamsten und geübtesten Auge oft nicht möglich sein.

Eine andre, allerdings weniger häufige und weniger bedeutende Ursache, durch welche die Physiognomie verändert werden kann, liegt in der Gewohnheit, welche einige Menschen haben, bei ihren Arbeiten Grimassen zu schneiden. Beim Schreiben, Zeichnen, Malen, Meißeln, Klavierspielen ꝛc. verzerren manche Menschen ihr Gesicht auf die drolligste Weise, und um so heftiger, je aufmerksamer und je angestrengter sie arbeiten. Noch Andre verzerren ihr Gesicht ohne alle Veranlassung. Die üble Angewohnheit, gewisse Gesichtsmuskeln krampfhaft zu bewegen, z. B. mit einem Mundwinkel zu zucken, oder die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen, ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß sie ihr Gesicht kaum für Momente ruhig zu halten vermögen. Solche Angewohnheiten lassen sich natürlich schon nach einer kurzen Unterredung und

Beobachtung herausfinden, und leicht der Antheil bemessen, welchen sie an der Ausbildung des physiognomischen Ausdrucks gehabt haben.

Ferner sind es gewisse Beschäftigungen, welche eine besondere Anstrengung einzelner Gesichtsmuskeln erfordern. Indem solche Muskeln häufig und dauernd in Thätigkeit gesetzt werden, und sich durch Uebung besonders kräftig entwickeln und ausbilden, kann die Physiognomie in eigenthümlicher Weise verändert werden. Uhrmacher, Mikroskopiker, Astronomen ꝛc., Menschen, welche mit großer Anstrengung und Aufmerksamkeit kleine oder undeutliche Dinge klar zu sehn sich bemühn, bilden vorzugsweise diejenigen Gesichtsmuskeln aus, welche das Sehen unterstützen; Musiker dagegen, welche Blasinstrumente spielen (Flötenspieler, Trompetenbläser ꝛc.), üben vorzugsweise ihre Mundmuskeln.

Ein andres nicht zu übersehendes Moment bei der Entstehung physiognomischer Züge ist der Nachahmungstrieb der Menschen. Lichtenberg macht darüber (Bd. III. S. 484) folgende treffende Bemerkungen: „Nachäffung und Bestreben seine Oberfläche der Oberfläche berühmter, bewunderter und beliebter Menschen ähnlich zu machen, ihre Fehler und lächerlichen, ja bösen Angewohnheiten nachzuahmen, bringt erstaunliche Revolutionen auf dem Gesichte hervor, die sich gar nicht bis in das Herz oder den Kopf erstrecken. So werden Kopfhängen, hochweises Stirnrunzeln, Lispeln, Stammeln, Gang, Stimme, die horchende Kopfhaltung, das kurzsichtige, gelehrte Blinzeln, vornehmes Trübsehn, empfindsame Melancholie, leichtfertige Lebhaftigkeit, das bedeutende Augenzwinkern und die satirische Miene Andren nachgethan so gut als das Gähnen; von Einigen vorsätzlich und vorm Spiegel studirt,

von Andren, ohne daß sie es wissen ...... Der Verf. hat einen jungen vortrefflichen Menschen gekannt, der sich in Gesellschaft eines berühmten Mannes ein decisives Aufwerfen des Kopfes und verachtendes Herabziehen des Mundes angewöhnt hatte, das ihm gar nicht von Herzen ging, und sich auch wieder abgewöhnte ...... doch bleiben pathognomische Ausdrücke allemal eine Sprache für die Augen."

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die Ausbildung physiognomischer Züge ist aber das Temperament, die Fettigkeit und das Alter eines Menschen.

Lassen wir das melancholische Temperament, als Ausdruck einer körperlichen Verstimmung, unberücksichtigt, so finden wir den geistig leicht erregbaren Sanguiniker mit beweglichen Gesichtszügen. Seine Geisteszustände aber, flüchtig wie sie sind, verursachen eine ebenso flüchtige Wirkung in den Gesichtsmuskeln, so daß die Physiognomie ohne markirte Züge bleibt. Das sanguine Temperament ist vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte eigen, das cholerische dem männlichen. Das zähere Wesen des Cholerikers bedingt ein längeres Haften der Geisteszustände; die Wirkungen derselben auf die Gesichtszüge sind deshalb nachhaltiger, seine Physiognomie ist ausgeprägter. Der Geist des Phlegmatikers ist weder leicht noch nachhaltig erregbar, seine Physiognomie wird deshalb sowohl mimisch wie physiognomisch wenig verändert. Das phlegmatische Temperament ist übrigens kaum ein Temperament zu nennen; es ist die Negation der beiden vorigen, und findet sich ebensowohl bei Männern wie bei Weibern.

Von wesentlichem Einfluß auf die Ausbildung physiognomischer Züge ist ferner der größere oder geringere Fettreichthum eines Menschen. Fette Leute haben oft ausdrucks-

lose Gesichter, weil unter dem deckenden Fettpolster die größere Straffheit einzelner Muskeln schwerer hervortritt, weil Gesichtsfalten selten erscheinen und rasch wieder verschwinden. Magere Menschen dagegen haben gewöhnlich scharf ausgeprägte Gesichtszüge. Lichtenberg sagt (II. 185): „Es giebt Leute, die so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können, daß der größte physiognomische Zauberer nichts davon gewahr wird, da wir arme, winddürre Geschöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Epidermis sitzt, immer die Sprache sprechen, worin man nicht lügen kann."

Daß endlich bei alten Menschen die physiognomischen Züge ausgeprägter sind als bei jugendlichen, hat seinen Grund nicht allein darin, daß (caeteris paribus) ein bestimmter Gesichtsausdruck sich bei jenen häufiger wiederholt hat als bei diesen, sondern auch darin, daß im Alter die Haut brüchiger, weniger elastisch ist als in der Jugend, daß mithin die physiognomischen Gesichtsfalten sich leichter entwickeln und tiefer ausprägen.

Jugendliche Gesichter zeigen oft so wenige und so undeutliche physiognomische Merkmale, daß selbst ein geübter Physiognomiker darin keine brauchbaren Anhaltspunkte finden wird, um sein Urtheil zu leiten. In solchen Fällen gilt das alte, wahre Wort des Socrates: „Rede, damit ich dich sehe!" Während der Rede beleben sich die Gesichtszüge, und wer sich gewöhnt hat, die mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln aufmerksam zu beobachten, wer es gelernt hat, diese stumme Sprache des Geistes richtig zu verstehen, der wird weit weniger leicht getäuscht werden als der, welcher nur auf die gesprochenen Worte horcht. Im Verkehr mit den Menschen ist es wichtiger und nützlicher, das

flüchtige Spiel der Mienen zu beachten, als die physiognomisch ausgeprägten Züge zu studiren. Ein verstecktes Lächeln, ein schmerzliches Zucken, ein lauernder Blick wird dem aufmerksamen Beobachter oft mehr verrathen, als Worte sagen können, er wird in solchen flüchtigen, unwillkürlichen Muskelbewegungen am sichersten erkennen, ob er der Rede Glauben schenken darf oder nicht. Jesus Sirach sagt (XIX. 26): „Ein Vernünftiger merkt den Mann an seinen Geberden!" und mit vollem Rechte behauptet Leibnitz: „Wenn die Menschen eifriger beobachteten und studirten, von welchen äußeren Bewegungen die Leidenschaften begleitet werden, so würde es schwer sein, sich zu verstellen." *)

Aber nicht allein in den augenblicklichen Geisteszustand eines Menschen erlaubt das Mienenspiel einen sichern Einblick, auch seine individuelle Eigenthümlichkeit läßt sich bis zu einem gewissen Grade daraus errathen. Bei jugendlichen Gesichtern, in welchen characteristische, physiognomische Züge sich noch nicht ausgebildet haben, ist man fast ausschließlich auf die Beobachtung solcher Merkmale angewiesen. Wenn nämlich, bei lebhafter Rede, gewisse mimische Gesichtsbewegungen sich unverhältnißmäßig oft und bei geringfügigen Veranlassungen wiederholen, so darf man überzeugt sein, daß diese mimischen Züge sich nach und nach, durch häufige Wiederholung, zu physiognomischen ausbilden werden, und man wird bei der Beurtheilung eines Menschen selten fehl gehn, wenn man solchen mimischen Zeichen eine physiognomische Bedeutung beimißt. Ein ungewöhnlich häufiges Zucken

*) Della Fisiognomia umana. Dissertazione inaugurale da M. A. Cavalli. Milano 1846. S. 30 u. f.

der Oberlippenheber (vergl. S. 72) z. B. läßt darauf schließen, daß der Mensch leicht erbittert wird, also wenig umgänglich ist; ein ungewöhnlich häufiges Zusammenkneifen der Lippen deutet auf Eigensinn u. s. w.; überhaupt aber darf man annehmen, daß ein Mensch um so lebhafter und leidenschaftlicher ist, je lebhafter das Mienenspiel erscheint, mit dem er seine Rede begleitet.

Es wurde früher der Grundsatz aufgestellt, daß die physiognomischen Züge anzusehen sind als bleibend gewordene mimische Züge. Es läßt sich aber zwischen beiden eine strenge Grenze kaum ziehn. Es giebt zwischen beiden gewisse Mittelstufen, Züge, welche constanter sind als die mimischen, und doch nicht so constant wie die eigentlich physiognomischen. Dahin dürften z. B. diejenigen zu rechnen sein, welche während acuter, schmerzhafter Krankheiten auftreten. Leiden bringen auf der Stirn senkrechte Stirnfalten, am Munde den Ausdruck der Bitterkeit hervor, und junge Leute können dadurch ein ältliches Aussehen bekommen, zumal wenn das Gesicht abgemagert ist, und dadurch die Züge um so markirter erscheinen. In der Reconvalescenz, unter den schwellenden Formen (unter der wieder stattfindenden Fettablagerung in den Geweben) verschwinden solche Falten dann allmählig. Es giebt ferner Züge, welche nur Stunden oder Tage bleiben, und dann wieder verschwinden. Solche Züge und Falten richtig zu würdigen, ist im Umgange mit Menschen von nicht zu unterschätzendem Werthe. Wenn z. B. Jemand am Morgen einen heftigen Aerger gehabt hat, so werden die Falten des Zorns auf seiner Stirn noch am Nachmittage sehr deutlich sichtbar sein. Hat man nun mit einem Menschen Wichtiges zu verhandeln, hängt von seiner augenblicklichen Stim-

mung vielleicht die Erreichung eines Zwecks, die Erfüllung einer Bitte ab, und sieht man auf seiner Stirn senkrechte Falten ausgeprägt, die man dort sonst nicht bemerkt hatte, so schiebe man die Unterredung auf, und komme zu gelegener Zeit wieder. So lange die Falten auf der Stirn nicht verschwunden sind, wird auch die Mißstimmung nicht völlig verklungen sein, welche jene hervorrief.

Es sind nun im Folgenden die im mimischen Theile zerstreut stehenden physiognomischen Bemerkungen zu einem selbstständigen Ganzen zusammengefaßt worden. Während die physiognomischen Bemerkungen in dem ersten Theile nur als Nebensätze erschienen, bilden sie die Hauptsätze des zweiten Theils und finden hier ihre nähere Ausführung und Erläuterung. Durch eine übersichtliche Zusammenstellung aller der physiognomischen Resultate, welche sich aus den Untersuchungen des Verf. ergeben haben, wird den Liebhabern der Physiognomik eine bequeme Gelegenheit geboten, die practische Anwendbarkeit der darin aufgestellten Grundsätze zu prüfen.

Die stark ausgeprägten physiognomischen Züge werden jedem aufmerksamen Beobachter kenntlich und verständlich sein, um aber die feineren Nüancen des physiognomischen Gesichtsausdrucks richtig zu würdigen, ist ein gewisses physiognomisches Talent, eine gewisse Beobachtungsgabe, ein gewisser Tact erforderlich. Wie es Menschen giebt, welche die Schönheiten musikalischer Harmonien wenig zu würdigen wissen und leichte Disharmonien kaum bemerken, so giebt es auch Menschen, welche die leichteren Störungen in der Harmonie der menschlichen Gesichtszüge nicht zu entdecken vermögen, während Andere selbst für die unbedeutendsten Veränderungen ein scharfes Auge haben. Wem solche Begabung vollständig

fehlt, wird durch das Studium der physiognomischen Regeln ebenso wenig zum Physiognomiker werden, wie er durch das Studium des Generalbasses zum Musiker werden kann.*)

Schließlich sei noch bemerkt, daß man sich in seinem physiognomischen Urtheile manchmal leiten und täuschen läßt, weil ein Mensch eine gewisse Aehnlichkeit mit einem anderen besitzt, den man früher gekannt und geliebt oder gehaßt hat. Wenn man z. B. von einem Menschen betrogen worden ist, und man trifft im späteren Leben auf Jemanden, der diesem Menschen ähnlich sieht, so wird man Mißtrauen gegen ihn empfinden, sei es, daß man sich der Aehnlichkeit bewußt ist oder nicht. Lichtenberg sagt in dieser Beziehung ganz richtig (B. III. S. 453): „Das Gesicht eines Feindes verhäßlicht uns tausend andere Gesichter, so wie hingegen die Mienen einer Geliebten wiederum Reiz über Tausende verbreiten. So fanden Cartesius und Swift und vermuthlich unzählige Unbekannte das Schielen reizend, und so hat eine lispelnde Zunge, die in einem Juden, der uns um unsere Louisd'ors bringt, abscheulich ist, vermuthlich manchen meiner Leser um sein Herz gebracht. Ideen-Association erklärt eine Menge von Erscheinungen in der Physiognomik."

Nachdem nun in dem mimischen Theile gezeigt worden ist, welche Geisteszustände in dem menschlichen Gesichte zum Ausdruck kommen und durch häufige Wiederholung physiognomische Züge hervorrufen, nachdem ferner auf die vielfachen Täuschun-

*) Beiläufig die Bemerkung, daß die Beobachtung der mimischen und physiognomischen Gesichtszüge wesentlich erschwert wird, wenn der Mund durch Bart, die Augen durch Brillen verdeckt sind, denn Mund und Augen sind entscheidend für den mimischen und physiognomischen Ausdruck des Gesichtes, und wer ihn möglichst zu verbergen wünscht, trage Bart und Brille.

gen aufmerksam gemacht worden ist, welche der Physiognomiker zu vermeiden hat, wird der Leser nicht mehr mit ungerechtfertigten Ansprüchen an diesen zweiten, physiognomischen Theil gehn, er wird die Grenzen physiognomischer Erkenntniß gelten lassen, er wird nicht erwarten, daß man mit diesem Buche in der Hand alle Geheimnisse und Anlagen des Geistes auf dem Gesichte ablesen kann. Selten kann eine Wissenschaft alles Das leisten und erfüllen, was die Menschen von ihr wünschen und erwarten, und so wird der Verständige auch die Physiognomik nicht deshalb mißachten, weil sie nicht Alles zu leisten vermag, was anspruchsvolle Träumer darin suchen, und was Lavater versprochen hat.

IVa.

Physiognomik der Augen.

1.

Der Blick.

A. Die Arten des Blicks, welche sich durch den verschiedenen Grad ihrer Beweglichkeit characterisiren.

a. Der müde und träge Blick.

Wenn ein Mensch für gewöhnlich und ohne körperliche Ursache träge und träumerisch blickt, so darf man auf Geistesträgheit und Gedankenarmuth schließen (vergl. S. 32).

Ganz besonders schlaff und träge ist der Blick der Blödsinnigen.

Man hüte sich nun aber wohl, nach kurzem Zusammensein, nach einmaliger Beobachtung ein rasches Urtheil zu fällen, denn träge wird die Bewegung der Augapfelmuskeln, selbst bei dem geistreichsten Menschen, wenn er körperlich erschöpft, wenn er schlaftrunken ist, und auch — wenn er sich gelangweilt fühlt, wenn Umstände ihn zwingen, zwischen Menschen zu verweilen, deren Interessen er nicht theilt, deren Geschwätz ihn aber verhindert, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit sagt: „Der weiseste Mann sieht gerade so aus wie ein Dummkopf, wenn er lange Weile hat," und wenn das auf gut Deutsch heißen soll: „Der weiseste Mann, wenn er Langeweile hat, sieht aus wie ein Dummkopf," so hat er Recht.

b. Der lebhafte Blick.

Wer für gewöhnlich und ohne besondere Veranlassung rasch und lebhaft blickt, ist lebhaften und regsamen Geistes (vergl. S. 33).

Denn die Lebhaftigkeit der Geistesthätigkeit, welche sich in lebhaften Bewegungen der Augapfelmuskeln zu erkennen giebt, hängt nicht sowohl von den erregenden Ursachen ab, als vielmehr von der Erregbarkeit des Geistes, von der angeborenen Disposition, vermöge welcher einige Menschen leichter als andere durch Sinneseindrücke, Erinnerungen oder Reflexionen afficirt werden.

c. Der feste Blick.

Wem ein fixirender, fester Blick, d. h. eine eigenthümlich straffe Bewegung der Augapfelmuskeln eigen ist, der besitzt Energie, Energie im Handeln oder Denken, oder auch in Beiden (vergl. S. 33).

Rasch und fest zugleich ist der Blick des Mannes, des kraftvollen, unerschrockenen Mannes, der sich den Herrn der Schöpfung nennt. Furchtlos und offnen Sinnes schaut er in der Welt umher, fest und durchdringend haftet sein Auge auf den Objecten, die in seinen Gesichtskreis fallen, rasch und suchend blickt er um sich, nach immer neuem Stoff für seine nie befriedigte Forschung und seine nie ermattende Thätigkeit.

Unnatürlich fest und unheimlich stechend ist oft der Blick bei Wahnsinnigen, welche an fixen Ideen leiden, deren Geistesthätigkeit durch eine krankhafte Vorstellung vollständig gefesselt und absorbirt wird.

d. Der sanfte Blick

deutet auf Sanftmüthigkeit (vergl. S. 34).

Fest ist der Blick des Mannes, sanft ist der Blick des Weibes. Aber auch die pflanzenfressenden Thiere, die Kühe und Schafe haben den sanften Blick, (und Homer nennt deshalb die Juno βοῶπις — kuhäugig) während dagegen die fleischfressenden und reißenden Thiere einen festen Blick zeigen. So naturgemäß es nun erscheint, wenn das Weib, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, sanft, der Mann aber fest und rasch blickt, so unnatürlich und unerquicklich ist es,

wenn man die Rollen getauscht sieht. Ein Mann mit sanftem Blick macht den Eindruck weibischer Schwäche, ein Weib mit raschem und festem Blick macht den Eindruck der Frechheit.

e. Der häufig umherschweifende Blick

läßt auf Mangel an Ausdauer, auf leichten Sinn aber auch auf Leichtsinn schließen (vergl. S. 34).

Menschen, deren Blick gewöhnlich schwankend und zerstreut umhergleitet, pflegen in den Tag hineinzuleben ohne viel Ueberlegung und Nachdenken, und sind selten im Stande, für lange Zeit ein Lebensziel fest im Auge zu behalten und zu verfolgen.

f. Der unstäte Blick

ist sehr schüchternen und furchtsamen Naturen eigen, aber auch Menschen, welche von ihrem bösen Gewissen geängstigt werden (vergl. S. 34).

Zuweilen sind jedoch auch Krankheitszustände die Ursache des unstäten Blicks. Wenn nämlich die Augen entzündet sind, so werden sie sehr empfindlich gegen Lichtreize. Der Blick kann alsdann nicht lange auf einem Gegenstande verweilen und gleitet unruhig hin und her. Diesen krankhaften, unstäten Blick findet man besonders bei scrophulösen Menschen, welche häufig durch eine entzündliche Reizbarkeit der Augen geplagt werden, und welche durch ihren scheuen Blick manchmal Veranlassung zu Mißtrauen bei oberflächlich beobachtenden Menschen geben.

B. Die Arten des Blicks, welche sich durch ihre besondere Richtung characterisiren.

a. Der versteckte Blick.

Wenn der versteckte Blick bei einem Menschen habituell geworden ist, so darf man annehmen, daß Mißtrauen ein Grundzug seines Characters ist. (Fig. 2.)

Vorzüglich häufig findet man den mißtrauischen Blick bei blöden, verlegenen Kindern, welche im Gefühle ihrer Schwäche alles Fremde fürchten. Ihre Weise, mit gesenktem Kopfe aufwärts und zur Seite zu blicken, nennt man: „unter dem Berge hergucken." Mit der wachsenden Kraft und dem zunehmenden Selbstgefühle verliert sich dieser blöde Blick.

b. Den pedantischen Blick

findet man bei Menschen, welche in ihrem Geistesleben ängstlich festhalten an gewohnten Formen, Gedanken und Ueberzeugungen, welche ungern das Alte fahren lassen und sich mit Widerwillen zum Neuen wenden, mit einem Worte — bei Pedanten (vergl. S. 36).

Ihr Pedantismus giebt sich nicht nur in der Haltung ihres Kopfes zu erkennen, den sie unbeweglich steif halten, wenn sie umherblicken, sondern auch in ihrer Kleidung; sie tragen meistentheils auffallend hohe und steife Cravatten, weil dadurch die straffe Haltung ihres Kopfes erleichtert und unterstützt wird.

c. Der entzückte Blick.

Den entzückten, schwärmerischen, d. h. den nach Oben und in die Ferne gerichteten Blick findet man phy-

siognomisch bei Menschen, deren Geist sich vorzugsweise in der Sphäre des Erhabenen, in der Welt der Ideale bewegt, und je mehr diese Richtung überhand genommen hat, bei romantischen und phantastischen Menschen; desto leichter und öfter nimmt ihr Blick den schwärmerischen Ausdruck an, auch bei geringfügigen Veranlassungen und wenn der Blick nicht gerade auf bestimmte Gegenstände gerichtet ist. Ihre Augen sind besonders dadurch auffallend, daß zwischen dem untern Rande der Hornhaut und dem Rande des untern Augenlides „das Weiße" vom Auge sichtbar ist. Fig. 65.

Einen affectirt schwärmerischen Blick findet man nicht selten bei religiösen Heuchlern, bei augenverdrehenden Scheinheiligen, und je gieriger ein solcher Tartuffe seine irdischen Ziele verfolgt, desto verhimmelter ist sein Blick.

Bei einigen Menschen ist die Augenspalte so ungewöhnlich groß, daß unter der Hornhaut ein bedeutender Theil des „Weißen" vom Auge sichtbar ist; aber nur ein sehr unaufmerksamer Beobachter wird derartig geformte Augen für schwärmerische halten.

Den schwärmerischen Blick findet man auf den Portraits von Jean Paul Fr. Richter, Fig. 66, und von Beethoven, Fig. 67. Die physiognomische Bedeutung des Mundes der Fig. 66 wird S. 185 erörtert werden. Fig. 67 ist eine, mit Hülfe der Camera lucida verkleinerte Copie des bekannten Bildes von dem Prof. A. v. Kloeber, doch sei bemerkt, daß, während dieser Künstler den obern Theil des Gesichts meisterhaft ausgeführt hat, der untere Theil nicht naturgetreu zu sein scheint. Einen so harmlosen, lächelnden Mund hat der titanenhafte, tiefsinnige Beethoven ganz gewiß nicht gehabt.

Man darf dies schon daraus schließen, daß die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln verlaufenden Mundfalten, welche da, wo der lächelnde Ausdruck physiognomisch geworden ist, niemals fehlen (vergl. darüber S. 99 u. 106), auf Kloebers Bilde gar nicht markirt sind. Nur neben den Nasenflügeln erscheinen kurze, geradlinige Falten, welche für den bittern Zug characteristisch sind (vergl. darüber S. 183). Die physiognomische Bedeutung der senkrechten Falten auf Beethovens Stirn wird S. 171 erklärt werden. — Auch auf dem Portrait K. M. v. Weber's, Fig. 61, ist der schwärmerische Blick in die Augen fallend. — Ein außergewöhnlich großes Stück von dem „Weißen" im Auge, zwischen der Hornhaut und dem untern Augenlide, sieht man auf dem Portrait des eminenten nordamerikanischen Staatsmannes und Redners Daniel Webster, weil bei ihm der ideale Blick mit außergewöhnlich großer Augenspalte zusammentrifft. Fig. 68 ist mit der Camera lucida von dem lebensgroßen Kopfe copirt, der von Ames gemalt und von Rowse gezeichnet wurde. Ueber die Bedeutung des Mundes vergl. S. 189, über die Bedeutung der Nasenlöcher S. 195.

2.

Die senkrechten Stirnfalten.

Wenn diese sich in einem Gesichte ausgeprägt haben, so geben sie zu erkennen, daß der Mensch häufig und andauernd verstimmt gewesen ist (Fig. 6). Die Ursachen der Verstimmung können aber einestheils äußerliche, anderentheils innerliche sein, und man findet deshalb die senkrechten Stirnfalten:

A. bei Menschen, welche von Sorgen, Unglück und Leiden heimgesucht worden sind, vorzüglich bei Menschen, welche an schmerzhaften Krankheiten leiden.

Da die angegebenen Ursachen zugleich den Blick träge und den Glanz der Augen matt zu machen pflegen, so darf man auf jene Ursachen um so eher schließen, wenn die senkrechten Stirnfalten über trägen, matten Augen liegen.

Die Ursachen der Verstimmung können aber auch innerliche sein. Bekanntlich machen dieselben Erlebnisse auf verschiedene Menschen einen verschiedenen Eindruck, und der Grad der Verstimmung hängt nicht sowohl von der Art des Erlebten ab, wie von der Reizbarkeit des erlebenden Individuums. Die senkrechten Stirnfalten sieht man deshalb vorzugsweise entwickelt:

B. bei leicht verstimmten, verdrießlichen, zornigen Menschen.

Daß diese Falten durch Unzufriedenheit und Zorn entstanden sind, ist um so wahrscheinlicher, wenn der Blick zugleich ein lebhafter und fester ist. Trifft man mit solchen Menschen zusammen, so sei man auf seiner Huth, zumal wenn sie den „bösen Blick" haben. Der „böse Blick" ist fest und lauernd, aber böse wird er erst dadurch, daß senkrechte Stirnfalten ihn begleiten (Fig. 8). Am unnatürlichsten und unheimlichsten erscheinen diese Falten in weiblichen Gesichtern, denn das weibliche Antlitz soll den Stempel der Sanftmuth tragen, senkrechte Stirnfalten aber geben dem Gesichte einen zornmüthigen, finstern, unweiblichen Ausdruck.

Schon in der Einleitung zum physiognomischen Theile wurde bemerkt, daß die senkrechten Stirnfalten ein physiognomisches Merkmal sind, welches im Umgange mit Menschen von großer Bedeutung ist. Jeder heftige Aerger läßt auf der Stirn seine Spuren längere oder kürzere Zeit zurück. Hat man nun mit einem Menschen Wichtiges zu verhandeln, und man findet auf seiner Stirn senkrechte Falten, welche man dort sonst nicht bemerkt hatte, so schiebe man lieber die Verhandlung auf und komme zu gelegener Zeit wieder! So lange die Falten auf der Stirn nicht verschwunden sind, wird auch die Mißstimmung nicht verklungen sein, durch welche jene hervorgerufen wurden.

Man findet nun aber die senkrechten Falten auch ausgebildet:

C. bei eifrigen Denkern, bei Menschen, deren Denkthätigkeit eine angestrengte, aber unbefriedigte zu sein pflegt.

Je schwieriger die Gegenstände, je verwickelter die Verhältnisse sind, über welche man nachdenkt, und je leidenschaftlicher dabei der Eifer ist, mit welchem man sein Denkobject verfolgt, desto leichter wird während des Denkens Ungeduld, Unbehagen, Verstimmung entstehn, desto leichter wird man die Stirn in senkrechte Falten ziehn, und je häufiger diese Art der Denkthätigkeit sich bei einem Menschen wiederholt, desto markirter werden sich bei ihm die senkrechten Stirnfalten ausprägen.

Doch versteht es sich von selbst, daß man aus diesen Denkerfalten nicht auf die Objecte oder Erfolge der Denkthätigkeit, sondern nur auf die Art derselben schließen kann.

Es können sich diese Falten ebensowohl bei Menschen ausbilden, welche sich anstrengen, über Verhältnisse nachzudenken, die allgemein als schwierig gelten, wie auch bei Menschen, welche sich anstrengen, über Verhältnisse nachzudenken, die allgemein als leicht verständlich gelten. In den senkrechten Stirnfalten giebt sich immer nur die Leidenschaftlichkeit zu erkennen, mit welcher der Denker sein Ziel zu verfolgen pflegt, der Ernst mit dem er nach Klarheit ringt, der unbefriedigte Eifer, mit dem er nach Erkenntniß strebt. Es ist das Faustische, das Grübelnde in der Menschennatur, welches sich in den senkrechten Stirnfalten ausprägt. Das Gesicht des Faust wird sich Niemand ohne diese Falten vorstellen.

Vorzugsweise ist es die critische, analysirende Denkthätigkeit, welche das Erscheinen senkrechter Falten auf der Stirn veranlaßt, weil durch die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten gar leicht Ungeduld und Verstimmung verursacht wird. Man findet diese Falten deshalb vorzugsweise bei Denkern, welche eine vorherrschende Neigung zu critischer, analysirender Denkthätigkeit haben.

Es darf jedoch nicht übersehn werden, daß sich die senkrechten Stirnfalten nicht allein in Folge von Leiden, von Zornmüthigkeit, oder von angestrengter und unbefriedigter Denkthätigkeit entwickeln, sondern auch

D. bei Menschen mit empfindlichen Augen.

Im mimischen Theile wurde auseinandergesetzt, daß und warum bei unangenehmen Gesichtseindrücken die Stirn in senkrechte Falten gelegt wird. Wer nun an einer ungewöhnlichen Empfindlichkeit der Augen leidet, wird ungewöhnlich häufig durch Lichteindrücke unangenehm afficirt werden. Heller

Sonnenschein und grelles Lampenlicht werden ihn häufig veranlassen, die Stirn zu runzeln, und in Folge dessen werden die senkrechten Falten allmählig zu bleibenden.

Schließlich bilden sich diese Falten auch aus

E. in Folge von Kurzsichtigkeit.

Kurzsichtige Menschen haben die Gewohnheit, beim Betrachten nicht deutlich wahrgenommener Gegenstände ihre Augenlider mit einer gewissen Anstrengung zusammenzukneifen, so daß nur eine sehr enge Spalte zwischen ihnen übrig bleibt, und zwar, damit die Lichtstrahlen an den Rändern der Augenlider durch Diffraction eine weniger convergirende Richtung bekommen *). Dabei erscheinen senkrechte Falten auf der Stirn, welche dann durch öftere Wiederholung bleibend, physiognomisch werden.

Zwei Portraits, auf welchen die senkrechten Stirnfalten sehr markirt erscheinen, sind das von Locke, Fig. 60, und das von dem eminenten Physiologen Joh. Müller, Fig. 69. Letzteres ist die Copie einer Photographie aus dem Jahre 1857. Beide Männer waren geniale Forscher, unverdrossene Kämpfer im Reich der Gedanken, und in beiden Fällen darf man annehmen, daß diese Falten in Folge rastloser, nie befriedigter Denkarbeit entstanden sind, und nicht in Folge von körperlichen Leiden oder Verdrießlichkeit oder Kurzsichtigkeit.

Einen schmerzlichen Eindruck machen die senkrechten Stirnfalten auf dem Bilde Beethoven's, Fig. 67. Schwärmerisch sind seine Augen, weil er nach dem Idealen strebte,

---

*) Vrgl. Ruete: Ophtalmologie S. 1.

gefurcht ist seine Stirn, weil er mit Krankheit, Kummer und Enttäuschung zu kämpfen hatte, weil eine entsetzliche Schwerhörigkeit seine schönsten Lebensfreuden ihm raubte.

Prononcirt sind auch die senkrechten Stirnfalten auf dem Bilde von Richelieu, Fig. 58, und von Napoleon I., Fig. 70. Beide waren ehrgeizige Politiker, beide verbrachten ihr Leben damit, immer neue politische und militärische Combinationen zu ersinnen, und im rücksichtslosen Kampfe mit entgegenstehenden Hindernissen und Feindseligkeiten furchte sich ihre Stirn. Der quälende Ehrgeiz war die Ursache, daß sich auf Napoleon's Stirn schon in sehr jugendlichem Alter die senkrechten Stirnfalten ausprägten. Sein beigefügtes Bild ist ein höchst interessantes, weil es aus sehr früher Zeit stammt, und entstanden sein muß, ehe er seinen Zug nach Egypten unternahm. Es ist von J. Guerin gezeichnet, von G. Friesinger gestochen, und darunter steht: Deposé à la Bibliothèque Nationale le 29 Vendemiaire l'an 7 de la Republique française, also d. 20. Oct. 1798. Man darf wohl annehmen, daß dieses Bild treuer und ähnlicher ist, als die, welche aus späterer Zeit stammen, denn als Napoleon sich zum allmächtigen Kaiser emporgeschwungen hatte, schmeichelte ihm Jeder, und die Künstler ließen es sich angelegen sein, seinen Zügen das Gepräge antiker Schönheit und antiker Ruhe zu geben. Es zeigt dieses Portrait zugleich, wie richtig die Bemerkung der Geschichtschreiber ist, daß Napoleon in seinen früheren Jahren sehr mager war, daß aber, mit der zunehmenden Befriedigung seines Ehrgeizes, auch die Fettablagerung in seinem Körper zunahm. Ueber die physiognomische Bedeutung des Mundes und der Nase in Napoleon's Ge-Gesichte vergl. S. 189 und 195.

Uebrigens scheinen bei allen großen Kriegern und Feldherrn die senkrechten Stirnfalten sich besonders scharf auszuprägen. Man findet sie auf den Portraits von Peter dem Großen, Blücher u. s. w. sehr markirt. Von Karl dem Kühnen von Burgund erzählt Porta (S. 126): „Severa et menaci fronte fuit Carolus Burgundiae dux, qui animi magnitudine et vi bellica omnia ausus, nemine inferior fuit.

Endlich mag hier noch ein characteristisches Bild aus dem Alterthume seinen Platz finden — das Bild des Brutus. Fig. 71 ist die sorgfältige Copie einer Photographie der im Louvre befindlichen antiken Marmorbüste. Die senkrechten Stirnfalten sind so außerordentlich ausgeprägt in diesem Gesichte, daß auch der flüchtigste Beobachter darin den Ausdruck tiefeingewurzelten Grolls erkennen wird. Ueber die physiognomische Bedeutung des Mundes in diesem Gesichte vergl. S. 189.

Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß durch eine eigenthümliche Bildung der Augenbrauen der physiognomische Ausdruck der senkrechten Stirnfalten vorgetäuscht werden kann. Wenn nämlich bei einem Menschen dunkle, buschige Augenbrauen sehr nahe zusammenstehn, oder gar ganz mit einander verwachsen sind, so geben sie dem Gesichte einen ähnlich finstern Ausdruck wie stark ausgeprägte senkrechte Stirnfalten. Wenn auch ein aufmerksamer Beobachter sich dadurch nicht stören und täuschen lassen wird, so wird doch ein so Gezeichneter bei seinem ersten Auftreten selten einen günstigen Eindruck machen. Fig. 72.

3.

Das offene Auge.

Je häufiger sich der mimische Ausdruck dauernder Aufmerksamkeit in einem Gesichte wiederholt, je häufiger die Augendeckelheber in dauernder Spannung gehalten werden, desto bedeutender wird auch allmählig die physiognomische Spannung dieser Muskeln. Der ungewöhnlich hochstehende Augendeckel läßt alsdann die runde Hornhaut in ihrem ganzen Umfange erkennen, oder es ist doch wenigstens nur ein sehr kleiner Theil derselben von dem Augendeckel bedeckt. Ein solches Auge nennt das Volk sehr richtig ein „offenes Auge", und dem entsprechend ist die physiognomische Bedeutung des offnen Auges: ein „offner Sinn", d. h. ein für alle Eindrücke empfänglicher, aufgeweckter Geist.

Doch wird kaum bemerkt zu werden brauchen, daß sich nur die Art der Geistesthätigkeit, nicht aber das Object derselben in dem offnen Auge zu erkennen giebt. Man sieht diesen physiognomischen Zug ebensowohl bei Menschen, welche mit offnem Auge und offnem Sinn alle Zweige menschlichen Wissens durchspähen, wie auch bei Menschen, welche den Wechselfällen und Interessen des täglichen Lebens mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen pflegen, ebensowohl bei wissensdurstigen Forschern wie bei neugierigen Klatschschwestern.

Das „offne Auge" findet man auf allen Portraits Lessing's, des rastlosen Forschers mit dem klaren Geiste. Ebenso auf dem vortrefflichen Bilde Schubart's, Fig. 73,

welches von J. Oelenhainz gemalt und von E. Morace gestochen ist. Wegen der übrigen Züge dieses Gesichtes vergl. S. 191. Weit geöffnet sind auch die Augen auf dem Bilde Luther's, von Lucas Cranach 1523 gemalt und von Bernigeroth 1747 gestochen, Fig. 74. Freundlichkeit und Festigkeit sind dabei gleichmäßig stark im Munde ausgeprägt (vergl. darüber S. 189 und S. 197).

Kurzsichtige Menschen pflegen ihre Augenlider zusammenzukneifen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf sichtbare Gegenstände (vergl. S. 171) oder auf Vorstellungen (imaginaere Gegenstände) richten. Aus diesem Grunde kann bei ihnen der physiognomische Zug der hochstehenden Augendeckel weniger leicht zur Ausbildung kommen.

4.

Das schläfrige Auge.

Die physiognomische Bedeutung der schläfrig gesenkten Augendeckel ist der Bedeutung der gehobenen entgegengesetzt: Gleichgültige, theilnahmlose, indolente Subjecte sind daran kenntlich, daß ein verhältnißmäßig bedeutender Theil der Hornhaut vom obern Augendeckel bedeckt ist. (Fig. 10.)

Da aber auch in Folge körperlicher Ermattung die Spannung der Augendeckelheber erlahmt, und die Augendeckel herabsinken, da ferner dauernde Schwäche die Folge erschöpfender Krankheiten oder entnervender Ausschweifungen ist, so sieht man die schläfrig gesenkten Augendeckel auch bei Menschen, deren Lebenskraft durch Krankheiten oder Ausschweifungen ruinirt worden ist.

5.

Horizontale Stirnfalten mit hochgezogenen Augenbrauen

geben dem Gesichte den mimischen Ausdruck sehr heftiger Ueberraschung (Fig. 11). Man findet sie deshalb physiognomisch ausgebildet:

A. bei Menschen, welche oft und gern erstaunen, d. h. bei Neugierigen, bei Menschen, welche begierig sind, Neues, Ueberraschendes zu hören, welche schon in der Erwartung, etwas Erstaunliches zu vernehmen, mit hochgezogenen Augenbrauen fragend und horchend umhergehn, bei Menschen, wie sie im Vorspiel zu Goethe's Faust geschildert werden, wo es heißt:

„Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen — Gelassen da und möchten gern erstaunen! —

Dauernd gehobene Augenbrauen mit horizontalen Stirnfalten geben dem Gesichte den mimischen Ausdruck sehr dauernder und angestrengter Aufmerksamkeit. Man findet deshalb die horizontalen Stirnfalten physiognomisch auch ausgebildet:

B. bei Menschen, welche ihre Geistesthätigkeit auf bestimmte Objecte mit Anstrengung zu concentriren pflegen.

Es können also sowohl die senkrechten wie die horizontalen Stirnfalten sich in Folge eifriger Denkthätigkeit ausbilden. Die horizontalen Falten entstehen in Folge angestrengter Denkthätigkeit, die senkrechten Falten in Folge angestrengter und unbefriedigter Denkthätigkeit. Die

horizontalen Falten lassen erkennen, daß ein Mensch seine Aufmerksamkeit auf bestimmte Objecte zu concentriren pflegt und zwar mit einer gewissen ruhigen, leidenschaftslosen Stätigkeit; — die senkrechten Falten dagegen lassen auf Leidenschaftlichkeit schließen, auf ruhelosen Eifer, auf ein unbefriedigtes Suchen, Ringen, Kämpfen des Denkers. Während sich in den senkrechten Falten eine Neigung zu critischer, analysirender Denkthätigkeit ausspricht, sind die horizontalen Falten das physiognomische Merkmal einer beschaulichen Geistesrichtung, einer vorherrschend receptiven Geistesthätigkeit, und gewöhnlich ein Zeichen geistiger Empfänglichkeit.

Doch sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß die physiognomischen Stirnfalten wohl einen Schluß auf die Art der Geistesthätigkeit eines Menschen gestatten, nicht aber auf seine geistige Begabung. Sie lassen wohl erkennen, wie ein Mensch sich anstrengt, nicht aber was er leistet. Ohne Anstrengung, und ohne daß sich die olympische Glätte seiner Stirn kräuselt, wird ein begabter Mensch dieselbe geistige Aufgabe lösen, an welcher ein bornirter Mensch mit aller Anstrengung und mit dem verzweifeltsten Stirnrunzeln vergebens arbeitet. Uebrigens sollten Verdienst und Anerkennung billiger Weise nicht dem Begabteren zufallen und zuerkannt werden, sondern dem Strebsameren, dem, welcher am besten „mit seinem Talente wuchert". Die Menschen sind aber immer geneigt, das Talent mehr zu schätzen als die Arbeit, mehr die Leistung als die Anstrengung, mehr den Erfolg als die Absicht. Doch am Ende schrumpft freilich alles menschliche Verdienst auf ein minimum zusammen. Der Mensch hat sich nicht selbst gemacht, Trägheit und Fleiß sind ihm angeboren wie Talent oder Bornirtheit. Dem Ta=

lente fehlt häufig die Strebsamkeit, der Strebsamkeit fehlt häufig das Talent. Gewohnheit, Beispiel, Erziehung, Noth können allerdings die angeborene Richtung modificiren, jedenfalls aber ist die Lust am Arbeiten, die Fähigkeit, seine Kräfte geduldig und nachhaltig auf ein gegebenes Object zu concentriren, ebensowohl ein Talent und eine Begabung wie geistige Schärfe und geistige Gewandtheit.

Die horizontalen Stirnfalten sieht man meistentheils auch bei sehr gemüthlichen Menschen stark entwickelt, denn wenn auch nicht immer die beschauliche Geistesthätigkeit eine gemüthliche, so ist doch die gemüthliche meistentheils eine beschauliche.

Fig. 75 ist das Portrait Spener's, des erleuchteten und menschenfreundlichen Gottesgelehrten; Fig. 76 das Bild des Matthias Claudius, des gemüthvollen und volksthümlichen Schriftstellers. In beiden Gesichtern sind nicht nur die horizontalen Stirnfalten, sondern auch der freundliche Ausdruck des Mundes characteristisch (vergl. darüber S. 197); beide haben das physiognomische Gepräge wohlwollender Beschaulichkeit, heiterer Gemüthlichkeit.

Sehr markirt findet man die horizontalen Stirnfalten bei Wahnsinnigen, welche an fixen Ideen leiden, deren ganze Geistesthätigkeit sich darauf beschränkt, gewisse Vorstellungen festzuhalten. Wenn aber diese Vorstellungen finstrer Art sind, so sind die senkrechten Stirnfalten überwiegend. Fig. 77 ist dem Bilde Kaulbach's: „das Irrenhaus" entlehnt.

Wenn das Gesicht beständig den Ausdruck aufmerksam gewordener Schlaftrunkenen hat, d. h. wenn man horizontale Stirnfalten zusammen findet mit trägblickenden Augen und schläfrig gesenkten Augen-

deckeln, so darf man auf Dummheit, auf Beschränktheit schließen. Da bornirte Menschen häufig die ganze Energie ihres blöden Verstandes zusammennehmen müssen, um sich in den gewöhnlichen Verhältnissen und Vorkommnissen des Lebens zurecht zu finden, und deshalb häufig die Miene dauernder und angestrengter Aufmerksamkeit machen, so werden die horizontalen Stirnfalten bei ihnen leicht bleibend und stark ausgeprägt. (Fig. 12.)

Beiläufig sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, daß bei einigen Menschen die Augenbrauen außergewöhnlich hochgewölbt sind. Ein solches Gesicht macht leicht den Eindruck, als ob es den physiognomischen Ausdruck der hochgezogenen Augenbrauen und horizontalen Stirnfalten trüge. Doch läßt sich eine Täuschung leicht vermeiden, wenn man nur auf die Stirnfalten achtet. Hochgezogene Augenbrauen kommen niemals vor, ohne gleichzeitig sehr stark ausgeprägte horizontale Stirnfalten, wo diese also fehlen, da ist die hochgewölbte Form der Augenbrauen immer eine zufällige und angeborene. Fig. 78.

6.

Anhang.

Der Glanz des Augapfels

hängt A. von der größeren oder geringeren Menge der Thränenfeuchtigkeit ab, B. von der größeren oder geringeren Spannung der häutigen Kapsel des Augapfels und C. von der Farbe der Iris.

A. Wenn bei einem Menschen die Thränen sehr lose sitzen, wenn häufig durch Geisteszustände eine übermäßige

Secretion der Thränendrüsen veranlaßt wird, so geht auch im gewöhnlichen Zustande die Thätigkeit der Thränendrüsen über das gewöhnliche Maß hinaus, und in Folge dessen erscheinen die Augen eigenthümlich feucht und glänzend. Solche feucht glänzende Augen findet man vorzugsweise bei erregbaren, leidenschaftlichen Naturen, bei sogenannten Gemüthsmenschen, während man dagegen bei kalten Naturen, bei sogenannten Verstandesmenschen einen mehr trocknen Glanz der Augen beobachtet. Aus demselben Grunde haben Frauen im Allgemeinen feuchtere Augen als Männer.

B. Die Spannung der häutigen Augapfelkapsel ist um so bedeutender, und das Auge erscheint um so glänzender, je kräftiger einestheils der volle Inhalt auf die Kapsel drückt, und je kräftiger andererseits das straffe Gewebe der Kapsel diesem Drucke widersteht. Ob das der Fall ist, hängt zunächst von der Gesundheit und Vollsaftigkeit des ganzen Organismus ab. Besonders strahlend sind deshalb die Augen im jugendlichen Alter, wenn der Organismus emporblüht in üppigster Lebenskraft. Je mehr aber durch Säfteverluste, durch Krankheit oder Ausschweifungen der Körper geschwächt ist, desto schlaffer wird die Spannung der Augapfelkapsel, desto matter wird der Glanz der Augen. Matt glänzende Augen deuten deshalb auf Ausschweifungen oder Krankheiten, am häufigsten auf Verdauungskrankheiten (vergl. hierüber den mimischen Theil S. 63).

Durch übermäßigen Genuß von Spirituosen wird ein übermäßiger Blutandrang nach dem Gehirn und nach den Augen veranlaßt. Wird nun bei einem Menschen der auf-

regende Genuß der Spirituosen zur Gewohnheit, so erweitern sich, durch den häufig wiederkehrenden Blutandrang, allmählig die Gefäße der Augen. Die weiße Haut des Auges bekommt alsdann eine trübe, schmutzige Färbung, und ist von zahlreichen, strotzenden Blutgefäßen durchzogen. Alte Säufer erkennt man deshalb nicht nur an ihren rothen Nasen, sondern auch an ihren rothen Augen. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß auch Krankheitszustände der Augen, namentlich chronische Augenentzündungen, einen vermehrten Andrang des Blutes nach den Augäpfeln und eine Erweiterung ihrer Blutgefäße bewirken können.

Von dem entschiedensten Einfluß auf den Glanz der Augen ist die Thätigkeit des Geistes. Durch erhöhte Geistesthätigkeit wird auch der Glanz der Augen erhöht, und dies ist der Grund, daß lebhafte und geistreiche Menschen sich durch den lebhaften Glanz ihrer Augen auszeichnen, daß sie oft noch im hohen Alter und selbst nach schwerem Siechthum den vollen Glanz ihrer Augen bewahren. Glanzvolle, strahlende Augen erscheinen natürlich um so auffallender, je blasser, magerer und elender das ganze Gesicht ist. — Daß bedeutende, geistreiche Menschen sich durch glänzende Augen auszeichnen, ist eine bekannte Thatsache. Friedrich der Große, Goethe, Napoleon, Luther hatten, nach der übereinstimmenden Aussage ihrer Zeitgenossen, so eigenthümlich und ungewöhnlich glänzende Augen, daß sie auch Denen auffielen, welchen Rang und Namen dieser Männer nicht bekannt war. So z. B. erzählt Joh. Keßler (Sabbatha, eine Chronik von St. Gallen), daß er mit Luther zusammengetroffen sei, ohne ihn zu kennen, und daß er überrascht gewesen sei durch den Glanz seiner Augen.

„Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehn werden.“

C. Je dunkler die Farbe der Iris ist, desto mehr wird dadurch der Glanz der unter ihr liegenden Hornhaut gehoben. Da sich deshalb geistige Aufregungen in dunkeln Augen leichter und auffallender zu erkennen geben als in hellen, so ist man gewöhnlich geneigt, dunkeläugigen Menschen mehr geistige Lebhaftigkeit zuzutrauen als helläugigen. Die dunklen Augen der Südländer machen den Eindruck größerer Leidenschaftlichkeit als die blauen Augen der Nordländer, die Dichter preisen den milden Glanz der blauen Augen, und warnen vor der lodernden Gluth der schwarzen. Mirza-Schaffy singt: „der Augen Bläue bedeutet Treue, — doch eines schwarzen Aug's Gefunkel ist stets, wie Gottes Wege, dunkel.“ Je hellfarbiger die Iris ist, desto weniger können sich die Veränderungen im Glanz der Augen geltend machen, und deshalb erscheinen uns die blaßblauen Augen so nüchtern.

IV^b.

Physiognomik des Mundes.

1.

Der bittere Zug.

Diese physiognomische Mundform bildet sich als Folge häufig wiederholter sehr unangenehmer Stimmungen, bei Menschen von **erbitterter** oder **verbitter-**

ter Gemüthsart. Bittere Stimmungen können nämlich durch zweierlei Ursachen veranlaßt werden, entweder durch außergewöhnlich unangenehme Verhältnisse, oder durch eine außergewöhnlich große Empfindlichkeit. In jenem Falle kann man den Menschen **verbittert**, in diesem **erbittert** nennen.

Ist dieser physiognomische Zug nur schwach ausgebildet, so macht er sich nur in den Mundfalten geltend, die dann neben den Nasenflügeln tief ausgeprägt und geradlinig sind, Fig. 79; vergl auch Fig. 67 und das S. 73 darüber Bemerkte.

Ist er stärker entwickelt, so erscheint der rothe Saum der Oberlippe in der Mitte seiner seitlichen Hälften, also den Ansatzpunkten der Oberlippenheber entsprechend, (vergl. S. 72) etwas aufwärts gezogen. Fig 79.

Ist er noch stärker ausgebildet, so ist zugleich die Spitze der Oberlippe etwas nach Oben umgestülpt, wodurch die Profillinie der Oberlippe etwas einwärts geknickt erscheint. Fig. 79.

Hat endlich dieser physiognomische Zug sich sehr bedeutend entwickelt, so sind auch die Nasenflügel aufwärts gezogen. Fig. 79.

Uebrigens kann dieser physiognomische Zug auch ohne alle geistige Bedeutung sein, und zwar bei Menschen, welche häufig veranlaßt werden, ihre Augen krampfhaft zusammenzukneifen. Es treten nämlich von den Fasern des Augenschließmuskels (Fig. 5a) immer einige zu dem Oberlippenheber (Fig. 5f), und in Folge dessen wird durch heftige Contractionen des Augenschließmuskels auch der Oberlippenheber mit in die Höhe gezogen. Man findet deshalb den physiognomi-

schen Ausdruck der Bitterkeit ohne geistige Bedeutung zuweilen bei Menschen mit sehr empfindlichen Augen (vergl. S. 170), alsdann bei Kurzsichtigen (vergl. S. 171) und endlich bei Personen, welche bei ihren Arbeiten viel durch Staub, Wind, Kälte und grellen Sonnenschein zu leiden haben, z. B. bei Fuhrleuten, Schiffern, Fischern u. s. w.

Es giebt ferner eigenthümliche Gesichtsbildungen, in denen die Nasenspitze ungewöhnlich tief, die Nasenflügel hoch stehen. Solche Gesichter können bei oberflächlicher Beobachtung wohl den physiognomischen Eindruck der Bitterkeit machen. Doch sieht man leicht, daß die Form der Nasenflügel nicht eine erworbene, sondern eine angeborene ist daran, daß die characteristischen Merkmale an der Oberlippe fehlen. Fig. 80.

2.

Der süßliche Zug

ist daran kenntlich, daß die Lippen fest an die Zähne gepreßt sind, und die rothen Lefzen plattgedrückt erscheinen. (Fig. 20.)

Der süße Zug ist der mimische Ausdruck süßer Gefühle, d. h. überschwänglich glücklicher und angenehmer Stimmungen; da aber hierzu das Leben nur sehr ausnahmsweise Veranlassung giebt, so findet man den süßen Zug nur selten physiognomisch ausgebildet, bei Männern wohl nie, zuweilen bei Frauenzimmern, aber auch bei diesen gewöhnlich nur als Folge eines affectirt süßlichen Wesens. Wenn der süße Zug

in einem Gesichte constant geworden ist, so macht er auf jeden Unbefangenen denselben Eindruck wie ein constant süßer Geschmack, d. h. den Eindruck des Ekels. Entdeckt man bei einem Menschen dieses physiognomische Merkmal, so kann man darauf gefaßt sein, daß er in seiner Conversation die Bezeichnung „süß" beständig im Munde führen wird; er redet von süßen Menschen, süßer Musik, süßer Freundschaft und Liebe, ja wohl gar von süßer Verzweiflung.

3.

Der prüfende Zug

ist rüsselförmig vorgestreckt, und findet sich zuweilen bei Gourmands, bei Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten nach den Freuden der Tafel gerichtet ist. Indem sie ihre Phantasie häufig in gehabten oder gehofften Genüssen schwelgen lassen, indem sie dabei lüstern die Lippen vorstrecken, als ob sie wirklich schmeckten und kosteten, was sie träumen, wird allmählig der prüfende Zug bei ihnen physiognomisch.

Alsdann entwickelt sich diese Form des Mundes auch bei selbstgefälligen Menschen, die, im Gefühle eigner Vortrefflichkeit, sich berufen fühlen, über den Werth fremder Menschen, Meinungen und Verhältnisse abzuurtheilen und sich gern wichtig machen.

Jean Paul F. Richter war bekanntlich trotz seines idealen Geisteslebens ein großer Verehrer guter Weine und guter Küche, und wohl aus diesem Grunde sieht man in seinem Munde den prüfenden Zug ausgeprägt. Die schwär=

merischen Augen bilden in diesem Gesichte mit dem sinnlichen Ausdrucke des Mundes einen eigenthümlichen Contrast. Fig. 66. Auch auf der im Louvre befindlichen antiken Büste des Kaisers Nero (Fig. 81 ist die genaue Copie einer Photographie dieser Büste) tritt der prüfende Zug deutlich hervor, wird hier jedoch wesentlich modificirt durch den verachtenden Zug (vergl. S. 191). Das Gemisch von Lüsternheit und Hohn in dem Munde des Nero, macht seinen Kopf in physiognomischer Beziehung zu einem sehr interessanten. Uebrigens liebten es die Alten nicht (wie schon in der Einleitung zum mimischen Theile, S. 13 ausgesprochen wurde), stark ausgeprägte Züge in ihren Bildwerken darzustellen; deshalb sind auf dieser Statue die angegebenen physiognomischen Merkmale am Munde nur schwach, wenn auch unverkennbar angedeutet, ebenso ist an den Augen der Ausdruck der Bosheit und des Zornes nicht durch senkrechte Stirnfalten, sondern nur durch eine Einfaltung zwischen den Augenbrauen ausgedrückt.

4.

Der verbissene Zug

ist daran kenntlich, daß die Lippen zusammengepreßt und die Ränder der rothen Lippensäume einwärts gekniffen sind; zugleich erscheint die Mitte der Oberlippe aufwärts gedrückt, und unter ihr liegen zwei characteristische Falten oder Vertiefungen, welche, in der Mitte der Unterlippe beginnend, von hier nach beiden Seiten, wie die Schenkel eines stumpfwinkligen Dreiecks, geradlinig nach Unten und Außen

verlaufen, und dem untern Rande des in seiner Mitte aufwärts gezogenen Mundschließmuskels entsprechen. (Fig. 29.)

Dieser Zug wird am leichtesten und häufigsten physiognomisch bei Menschen, deren Lebensbeschäftigung es mit sich bringt, andauernd schwierige Bewegungen auszuführen, sei es, daß sie schwierig sind, weil sie einen großen Kraftaufwand erfordern, sei es, weil eine große Vorsicht dabei erforderlich ist; es kann z. B. dieser physiognomische Ausdruck sich ebensowohl bei der groben Arbeit der Hufschmiede ausbilden, wie bei der feinen Arbeit der Stickerinnen, ebensowohl bei Holzhackern, wie bei Bildhauern. Wo man ihn aber bei solchen Leuten antrifft, darf man überzeugt sein, daß sie ihre Arbeit mit besonderem Eifer und gewissenhafter Sorgfalt zu machen pflegen.

Als Folge von Geisteszuständen kann der mimische Ausdruck der Verbissenheit nur dann physiognomisch werden, wenn die entsprechenden Geisteszustände sich nicht nur sehr häufig, sondern auch sehr andauernd geltend machen. Man erkennt daran den Horazischen: „tenacem propositi virum," den beharrlichen Mann; aber auch (wenn dieses physiognomische Merkmal auffallend stark entwickelt ist) den hartnäckigen, trotzigen, eigensinnigen, versteckten, verbissenen Menschen.

Am leichtesten entsteht dieser physiognomische Zug bei schweigsamen Menschen, sei es, daß ihre Schweigsamkeit die Folge ihrer Verhältnisse und Lebensweise, sei es, daß sie die Folge ihrer angeborenen Neigung ist. Wer viel spricht, wird

wenig Gelegenheit haben, den verbissenen Ausdruck lange festzuhalten und physiognomisch auszubilden.

Es muß nun aber bemerkt werden, daß durch eine besondere, angeborene Form des Mundes dieser physiognomische Zug leicht vorgetäuscht werden kann. Wenn nämlich bei einem Menschen der Mund von Natur so gebildet ist, daß die rothen Lippensäume sehr schmal, und die Lippen, in der Profillinie, sehr geradlinig und senkrecht erscheinen, so macht ein solcher Mund leicht auf unaufmerksame Beobachter den Eindruck der Verbissenheit. Fig. 82. Man erkennt jedoch sofort seinen Irrthum, wenn man sieht, daß dabei die characteristischen Falten oder Vertiefungen auf der Unterlippe fehlen.

Uebrigens wird sich bei der angegebenen Mundform der physiognomische Ausdruck der zusammengekniffenen Lippen immer leichter ausbilden und geltend machen, als bei einem Munde mit dicken und schwellenden Lippen; bei diesen wird der Ausdruck der Verbissenheit hauptsächlich nur daran kenntlich sein, daß die Unterlippe in ihrer Mitte gehoben erscheint, und in ihr die beiden characteristischen Falten ausgeprägt sind.

Endlich entsteht dieser physiognomische Zug auch bei zahnlosen Greisen. Durch das Ausfallen der Zähne wird das untere Drittel ihres Gesichtes natürlich bedeutend verkürzt, und der Spielraum für die Bewegungen des Mundschließmuskels so sehr verringert und beengt, daß sie gezwungen sind, ihre Lippen zusammenzukneifen und die Unterlippe aufwärts gegen die Oberlippe zu pressen, wenn sie den Mund geschlossen halten wollen. Fig. 83.

Sehr deutlich markirt findet sich der verbissene Zug in dem Gesichte des Amerikanischen Generals Winfield Scott, des Eroberers von Mexiko, Fig. 84, und in der Physiogno-

wie des Ministers Guizot, Fig. 85. Beide Portraits sind sorgfältige Linearcopieen guter Photographien. Die zähe Festigkeit des Generals Scott ist bekannt; ebenso der trotzige Eigensinn des Ministers Guizot, der in den Kammern der tobenden Opposition die famosen Worte zurief: „die Höhe ihrer Wuth reicht nicht an die Tiefe meiner Verachtung!“ — Fig. 86 ist die Copie einer Photographie des von Cooper gemalten Miniaturbildes von Oliver Cromwell; der zusammengekniffene Mund, die aufgeblähten Nasenlöcher, die senkrechten Stirnfalten geben diesem Kopfe den Ausdruck großer Energie. Bekanntlich hat man über die Portraits Cromwell's eben so viel gestritten, wie über die von Shakespeare. Das Bild von Cooper scheint aber deshalb ein treues zu sein, weil es der Todtenmaske Cromwell's (von welcher eine Photographie im Besitze des Verf. ist) ähnlich sieht. Auch in dem Gesichte Friedrich's des Großen (Fig. 58), des Cardinals Richelieu (Fig. 59), Johannes Müller's (Fig. 69), Napoleon's (Fig. 70), des Brutus (Fig. 71), Luther's (Fig. 74) und Webster's (Fig. 68) ist dieser Zug mehr oder weniger ausgebildet.

5.

Der verachtende Zug.

Den physiognomischen Ausdruck der Verachtung findet man gewöhnlich bei anmaßenden, hochmüthigen Menschen, welche den Maßstab ihrer eigenen eingebildeten Vortrefflichkeit an die Verhältnisse und Meinungen Anderer zu legen pflegen, und schwer zu befriedigen sind.

An den Augen giebt sich dieser Zug durch hochgewölbte Augenbrauen, horizontale Stirnfalten und gesenkte Augendeckel zu erkennen. Ein solches Gesicht nennen die Engländer ganz bezeichnend: supercilious, weil eben die supercilii, die Augenbrauen, emporgezogen sind.

Am Munde ist dieser Ausdruck daran kenntlich, daß die Mitte der Unterlippe aufwärts gedrückt erscheint, und unter ihrem rothen Saume (welcher etwas nach Außen umgeschlagen ist) eine bogenförmige Falte hervortritt, welche convex nach Oben gerichtet ist. (Fig. 36.)

Es giebt nun aber eine angeborene Gesichtsform, welche den Zügen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem physiognomischen Ausdrucke der Verachtung verleihen kann. Bei einigen Menschen steht nämlich der Knochen des Unterkiefers weiter hervor als der des Oberkiefers, und in Folge dessen wird die Oberlippe von der Unterlippe überragt; da nun bei dem mimischen Ausdrucke der Verachtung die Unterlippe vorgestoßen wird (vergl. S. 84), so kann die angeführte Gesichtsbildung mit dem physiognomischen Zuge der Verachtung verwechselt werden. Diese eigenthümliche Knochenbildung tritt außerordentlich scharf in dem Portrait des ausgezeichneten Steinschneiders und Graveurs Döll hervor, Fig. 87. Erblich ist sie bekanntlich in der österreichischen Kaiserfamilie, und war z. B. in dem Gesichte der unglücklichen Marie Antoinette besonders auffallend. Ein aufmerksamer Beobachter wird sich dadurch nicht täuschen lassen, und an dem Fehlen der characteristischen Falte in der Unterlippe erkennen, daß die Form des Mundes ohne geistige Bedeutung ist.

In ähnlicher Weise wird der Mund dadurch verändert, daß die Zähne in der Oberkinnlade fehlen. Indem bei solchen Personen die schlaffe Oberlippe zurückweicht, tritt die Unterlippe hervor.

Den verachtenden Zug findet man auf dem Portrait des kühnen, alle Gefahr verachtenden Generals Kleber, Fig. 88. Ferner, mit dem verbissenen Zuge gemischt, in dem Gesichte Schubart's, des ersten deutschen Freiheitsapostels (Fig. 73). Dieses Bild voll Energie und Leben stammt offenbar aus der Zeit vor seiner zehnjährigen Haft in Hohenasperg. In dem offnen Auge giebt sich sein offner, geweckter Sinn zu erkennen, in den senkrechten Stirnfalten der Zorn, mit dem er gegen die Erbärmlichkeit und Jämmerlichkeit seiner Zeit ankämpfte; in dem verbissenen Zuge Entschlossenheit und Trotz; in dem verachtenden Zuge Hohn und Spott. (Wegen der Bedeutung der Nase vergl. S. 195.) Ueber den verachtenden Zug in dem Gesichte des Kaisers Nero wurde bereits S. 186 gesprochen.

6.

Der offenstehende Mund

findet sich am häufigsten bei Schwerhörigen, denn im geselligen und geschäftlichen Verkehr sind solche Menschen gezwungen, fortwährend aufmerksam zu horchen und zu lauschen.

Daß übrigens dieses physiognomische Merkmal durch Schwerhörigkeit, und nicht durch andere Ursachen entstanden ist, darf man um so eher vermuthen, wenn senkrechte Falten auf der Stirn ausgeprägt sind, denn diese bilden sich gerade

bei Schwerhörigen vorzugsweise leicht aus, theils weil sie häufig verstimmt sind, indem sie vergebliche Anstrengungen machen, deutlich zu hören, theils auch, weil Schwerhörige bekanntlich meistens sehr mißtrauisch sind, und dadurch vielfache Veranlassung zu Verstimmungen finden, Fig. 89.

Dann aber ist der offenstehende Mund auch ein Zeichen geistiger Bornirtheit. Ein Mensch von sehr blödem Verstande wird im täglichen Verkehr häufig auf Dinge stoßen, welche ihm unklar, fremd und überraschend scheinen. Mögen diese Dinge sinnlich wahrnehmbare Gegenstände sein oder Vorstellungen (d. h. imaginaere Gegenstände) er wird in beiden Fällen mit offenem Munde dastehn.

Findet man den offenstehenden Mund mit glanzlosen Augen, schläfrig gesenkten Augendeckeln und ohne horizontale Stirnfalten, so darf man auf den höchsten Grad geistiger Schwäche und Indolenz schließen, auf Blödsinn und Idiotismus, Fig. 90. Es wurde früher erklärt, daß im Zustande der Aufmerksamkeit und Verwunderung die Augenbrauen in die Höhe gezogen werden, und daß im höchsten Grade der Aufmerksamkeit und Verwunderung zugleich der Mund aufgerissen wird. Man könnte deshalb vermuthen, daß das physiognomische Merkmal des offenstehenden Mundes nicht vorkomme ohne horizontale Stirnfalten. Daß dem aber nicht so ist, erklärt sich leicht, wenn man berücksichtigt, daß zum Runzeln der Stirn eine Muskelbewegung erforderlich ist, zum Offenhalten des Mundes aber nur eine Muskelerschlaffung (der Kaumuskeln). Sehr indolente und faule Menschen werden deshalb zu träge sein, um ihre Stirnmuskeln zu

spannen, wenn ihre Aufmerksamkeit angeregt wird, und begnügen sich damit, „das Maul aufzusperren".

Um den Mund geschlossen zu halten, ist ein gewisser Grad von Muskelspannung erforderlich; diese hört im Schlafe auf, und deshalb sieht man bei Schlafenden den Mund meistentheils offen stehn, auch bei Kranken im Zustande großer Erschöpfung (z. B. während eines Nervenfiebers). Mit der erlöschenden Lebenskraft vermindert sich auch die natürliche Spannung der Muskeln, und deshalb sieht man oft bei Greisen den offenstehenden Mund als Zeichen einer allgemeinen Muskelschwäche.

Es können nun aber Krankheitszustände der Nase, z. B. Stockschnupfen, einen Menschen zwingen, ausschließlich oder doch hauptsächlich durch den Mund zu athmen. In Folge dessen wird er beständig oder gewöhnlich den Mund offenhalten müssen, und leicht den Eindruck großer Bornirtheit machen.

Man findet zuweilen Menschen, und am häufigsten unter den Engländern, bei denen die Zähne so lang und die Lippen so kurz sind, daß der Mund nur mit großer Anstrengung geschlossen werden kann. Solche Menschen sieht man gewöhnlich mit offenem Munde, Fig. 91.

Bei einigen Menschen ist das Knochengerüst des Gesichtes so gebildet, daß das Kinn ungewöhnlich weit zurücksteht. Da nun bei dem offenstehenden Munde das Kinn zurücktritt, indem es herabsinkt, so bekommt ein Gesicht mit zurückstehendem Kinn Etwas von dem physiognomischen Character des offenstehenden Mundes, und macht wohl auf ungeübte Beobachter den Eindruck geistiger Beschränktheit und Schlaffheit, Fig. 92. Hierin mag der Grund liegen, daß

man das Gegentheil dieser Gesichtsbildung, d. h. ein vorstehendes Kinn, ziemlich allgemein für ein physiognomisches Zeichen von Energie und Kühnheit ansieht. Solch' ein Kinn hatte z. B. Napoleon I.; daß aber dieser Knochenform keine physiognomische Bedeutung beigelegt werden darf, sieht man an dem Profile Friedrich's II. (Fig. 58), welcher, mit ähnlichen geistigen Eigenschaften wie Napoleon I., ein sehr zurückliegendes Kinn hatte. Auch die Physiognomie K. M. v. Weber's ist auffallend durch das sehr unbedeutende und zurückstehende Kinn. (Fig. 61.)

IVc.

Physiognomik der Nase.

Wie in mimischer so gilt auch in physiognomischer Beziehung das von den Augendeckeln Gesagte für die Nasenflügel. Gespannte Nasenflügel haben dieselbe physiognomische Bedeutung wie hochstehende Augendeckel. Man erkennt an ihnen einen für alle Eindrücke empfänglichen, aufgeweckten Geist. (Fig. 42.)

Doch wurde bereits in dem mimischen Theile auseinandergesetzt, daß bei vielen Menschen die Nasenflügel ganz unbeweglich sind; wie in mimischer, so haben deshalb auch in physiognomischer Beziehung die aufgeblähten Nasenlöcher nur eine untergeordnete und relative Bedeutung.

Die physiognomische Spannung der Nasenflügel tritt besonders deutlich hervor in den Portraits des Cardinals

Richelieu (Fig. 59), Napoleon's (Fig. 70), Schubart's (Fig. 73) und Webster's (Fig. 68).

IV^d.

Physiognomische Merkmale, welche durch häufiges Lachen und Lächeln entstehen.

Wenn in den Gesichtsmuskeln weder eine mimische noch physiognomische Spannung sich geltend macht, so ist die Mundlinie wellenförmig geschwungen. (Fig. 65.) Bei Menschen aber, welche viel lachen und lächeln, sind die Lachmuskeln vorzugsweise stark ausgebildet, und ihre vorwiegende Spannung giebt sich dann in der Physiognomie dadurch zu erkennen, daß die Mundwinkel etwas höher stehn als gewöhnlich, daß die Mundlinie geradlinig erscheint, und daß die neben den Mundwinkeln liegenden Mundfalten stark ausgeprägt sind.

Da die Ursachen, welche uns lachen und lächeln machen, nicht sowohl außer als in uns liegen, da wir meistentheils nicht sowohl durch glückliche Lebensverhältnisse, wie durch angeborenen Frohsinn fröhlich gestimmt werden, so lassen die oben angegebenen physiognomischen Merkmale in der Regel auf einen heitern, muntern Sinn schließen.

Doch wird der aufmerksame Beobachter wohl berücksichtigen, inwieweit dieser physiognomische Ausdruck durch andre

physiognomische Züge modificirt wird, durch den Blick, durch horizontale Stirnfalten, durch den verachtenden Ausdruck des Mundes u. s. w.; er wird zu unterscheiden haben, ob der lächelnde Ausdruck bei einem Menschen physiognomisch geworden ist, weil genügsamer Frohsinn oder anmaßende Selbstzufriedenheit bei ihm vorherrschend sind; er wird endlich zu prüfen haben, ob das häufige Lachen und Lächeln, durch welches dieser physiognomische Ausdruck entstanden ist, ein natürliches oder erkünsteltes zu sein pflegt. Um die Zweifel zu beseitigen, genügt es, einen Menschen kurze Zeit im Verkehr mit Andern zu beobachten oder in's Gespräch zu ziehn. Schon in der Einleitung zu diesem physiognomischen Theile wurde auf den Ausspruch des Socrates hingewiesen: „Rede, damit ich dich sehe!“ und es wurde dort eingehend erörtert, welch' wesentliche Bedeutung das Mienenspiel des Redenden für den Physiognomiker hat. Während des Gespräch's wird es sich sehr bald herausstellen, ob ein Mensch außergewöhnlich häufig zu lachen und zu lächeln pflegt, weil angeborener Frohsinn, Gewohnheit oder Berechnung ihn dazu treibt; ob sein Lächeln ein unbefangenes und natürliches, ein höfliches und verbindliches, oder ein kriechendes und gleißnerisches ist. Je mehr das Lächeln ein ungerechtfertigtes, erkünsteltes ist, desto offenbarer ist die beabsichtigte Täuschung, desto mehr ist man zum Mißtrauen berechtigt. Lächelnde Schurken sind bekanntlich die gefährlichsten, und mit Recht wird allgemein das häufige unmotivirte Lächeln für ein Zeichen von Falschheit gehalten*).

---

*) Ueber die Bedeutung der verschiedenen Arten des Lachens macht Barthelemi della Rocca Cocles (Barptolomaei Coclitis Physiognomiae et Chiromantiae

Den physiognomischen Ausdruck natürlicher Heiterkeit trägt in hohem Maße das Gesicht Chodowiecki's, des liebenswürdigen und humoristischen Künstlers, Fig. 93. Wie der lächelnde Ausdruck in dem Gesichte Luther's (Fig. 74), Spener's (Fig. 75) und des Matthias Claudius (Fig. 76) durch andere physiognomische Züge modificirt wird, wurde an den betreffenden Stellen erwähnt. Dem Munde Luther's sehr ähnlich ist der Mund Benjamin Franklin's auf dem von A. Scheffer gemalten und von Girardet gestochenen Bilde, Fig. 94, denn Freundlichkeit und Festigkeit sind darin gleichmäßig ausgeprägt. In den Augen Franklin's ist, zwischen der Hornhaut und dem unteren Augenlide, das „Weiße vom Auge" sichtbar (vergl. S. 166), doch läßt sich in dem Bilde nicht deutlich erkennen, ob ein erhabener, idealer Blick, oder eine außergewöhnliche Größe der Augenspalte, oder Beides die Ursache dieses physiognomischen Merkmals ist.

Compendium. Argentorati 1533) einige Bemerkungen, welche in der Uebersetzung folgendermaßen lauten:

„Thoren und Menschen, welche eine große Milz haben, lachen sehr viel. Wer bei unbedeutenden Veranlassungen lacht, ist beschränkt, eitel, wankelmüthig, leichtgläubig, schwer von Begriffen, dienstfertig und offenherzig.

Wer nur selten ein kurzes Gelächter ausstößt, ist beständig, beharrlich, klug, hellköpfig, verschlossen, treu und arbeitsam.

Wessen Mund sich schwer zum Lachen verzieht, ist besonnen, scharfsinnig, erfinderisch, geduldig, beharrlich, fleißig in seinem Berufe und jähzornig.

Wer leicht lacht und beim Lachen oft anstößt, oder den Mund aufreißt, oder den Kopf hin- und herwendet, ist veränderlich, neidisch, leichtgläubig und leicht herum zu bringen.

Wer mit spöttischem Munde lacht, ist anmaßend, falsch, hartnäckig, jähzornig, lügnerisch und treulos."

Von Aldrovisi existirt ein Werk: Gelatoscopia sive divinatio ex risu. Nap. 1611, doch ist es dem Verf., trotz aller Bemühungen, nicht gelungen, es aufzufinden.

V.

Resumé der physiognomischen Merkmale.

Die Augen.

Wenn ein Mensch für gewöhnlich **träge und träumerisch** blickt, so darf man auf Geistesträgheit und Gedankenarmuth schließen; wenn er **rasch und lebhaft** blickt — auf geistige Regsamkeit; wenn er **fest und fixirend** blickt — auf Energie im Handeln oder Denken; wenn er **sanft** blickt — auf Sanftmuth; wenn sein Blick **umherschweifend** ist — auf Mangel an Ausdauer, auf leichten Sinn, aber auch auf Leichtsinn; wenn sein Blick **unstät** ist — auf Schüchternheit oder Schuldbewußtsein; den **versteckten** Blick findet man bei mißtrauischen, den **pedantischen** Blick bei pedantischen, den **entzückten** Blick bei schwärmerischen Menschen.

Senkrechte Stirnfalten bilden sich aus 1) bei Menschen, welche viel gelitten haben; 2) bei leicht verstimmten, verdrießlichen Menschen; 3) bei

eifrigen Denkern; 4) in Folge von empfindlichen Augen; 5) in Folge von Kurzsichtigkeit.

Das **offene Auge** läßt auf einen offenen Sinn, auf geistige Gewecktheit schließen; das **schläfrige Auge** auf Indolenz.

Horizontale Stirnfalten verrathen Neugierde oder geistige Empfänglichkeit.

Lebhafter Glanz der Augen ist ein Zeichen geistiger Lebhaftigkeit; **feuchter** erscheint dieser Glanz bei Gemüthsmenschen, **trockener** — bei Verstandesmenschen.

Mund und Nase.

Den **bittern** Zug findet man ausgebildet bei erbitterten oder verbitterten Menschen; den **süßlichen** Zug als Folge süßlichen Wesens; den **prüfenden** Zug bei Gourmands und bei selbstgefälligen Menschen, die sich gern wichtig machen; der **verbissene** Zug verräth Beharrlichkeit oder Eigensinn; der **verachtende** Zug — Hochmuth; der **offenstehende Mund** — Schwerhörigkeit oder geistige Bornirtheit; **gespannte Nasenflügel** — Aufgewecktheit; der **lächelnde Mund** — Frohsinn.

Indem der Verf. diese Frucht mehrjähriger Studien dem Publicum übergiebt, hofft er, daß es ihm gelingen möge, andere Kräfte zu der begonnenen Arbeit heranzuziehen. Daß Mimik und Physiognomik bisher so stiefmütterlich von der

Wissenschaft behandelt worden sind, daß man ihre theoretische Seite so auffallend vernachlässigt hat, muß um so befremdender und ungerechtfertigter erscheinen, als Jedermann, der Gelehrte nicht weniger als der Ungelehrte, sich täglich bemüht, im Umgange mit anderen Menschen den mimischen und physiognomischen, den wechselnden und bleibenden Ausdruck des menschlichen Antlitzes zu studiren und zu deuten.

Viele Menschen erwerben sich in dieser Kunst eine bedeutende Fertigkeit, und wenn sie dabei auch nicht durch theoretische Gründe geleitet werden, so liegt doch in der Richtigkeit ihrer Beobachtungen der Beweis, daß solche Gründe existiren.

Diese aufzufinden, war das Bestreben des Verf. Ob es ihm gelungen ist, möge der Leser entscheiden.

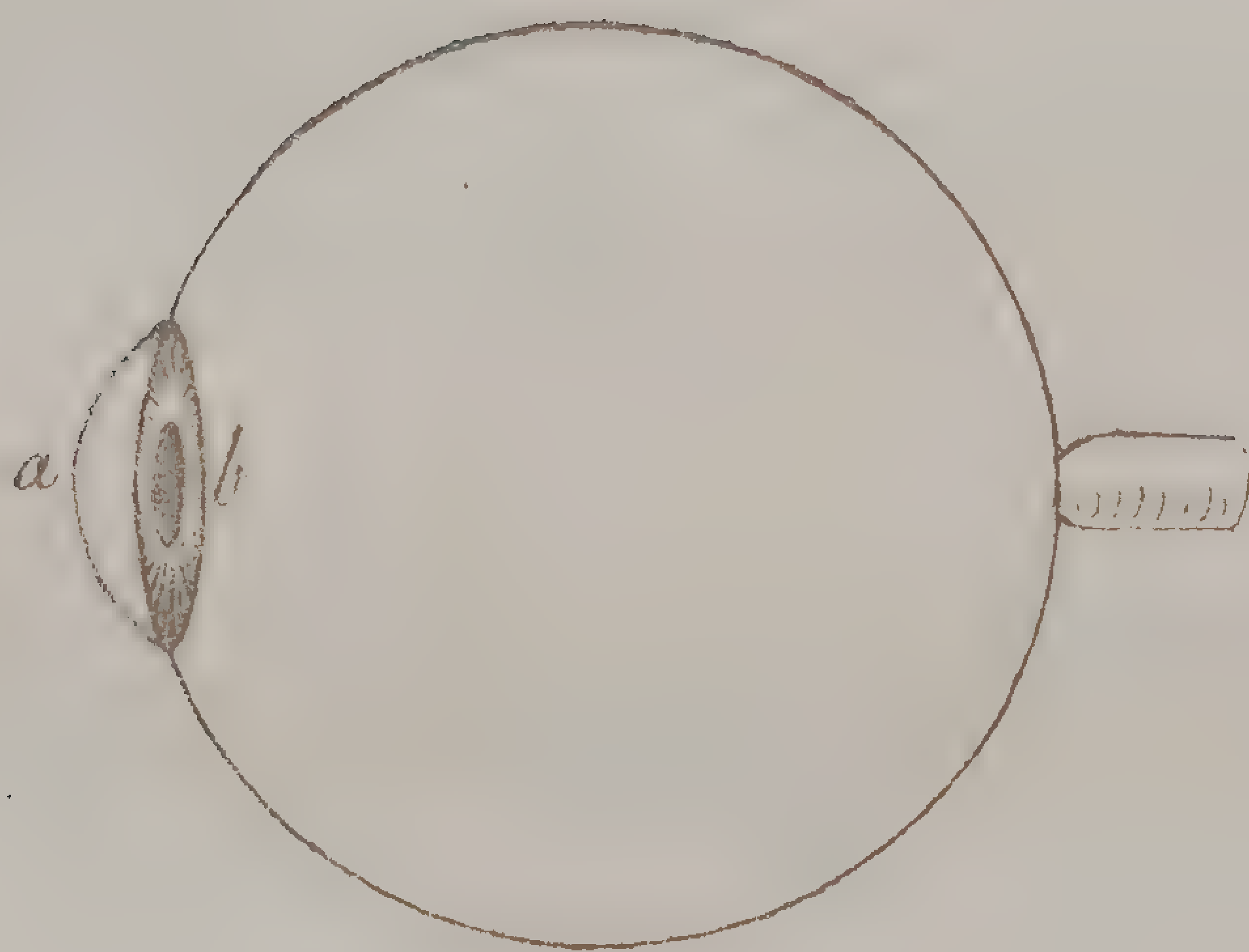
Verzeichniß der Illustrationen.

I. Mimischer Theil.

II. Physiognomischer Theil.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

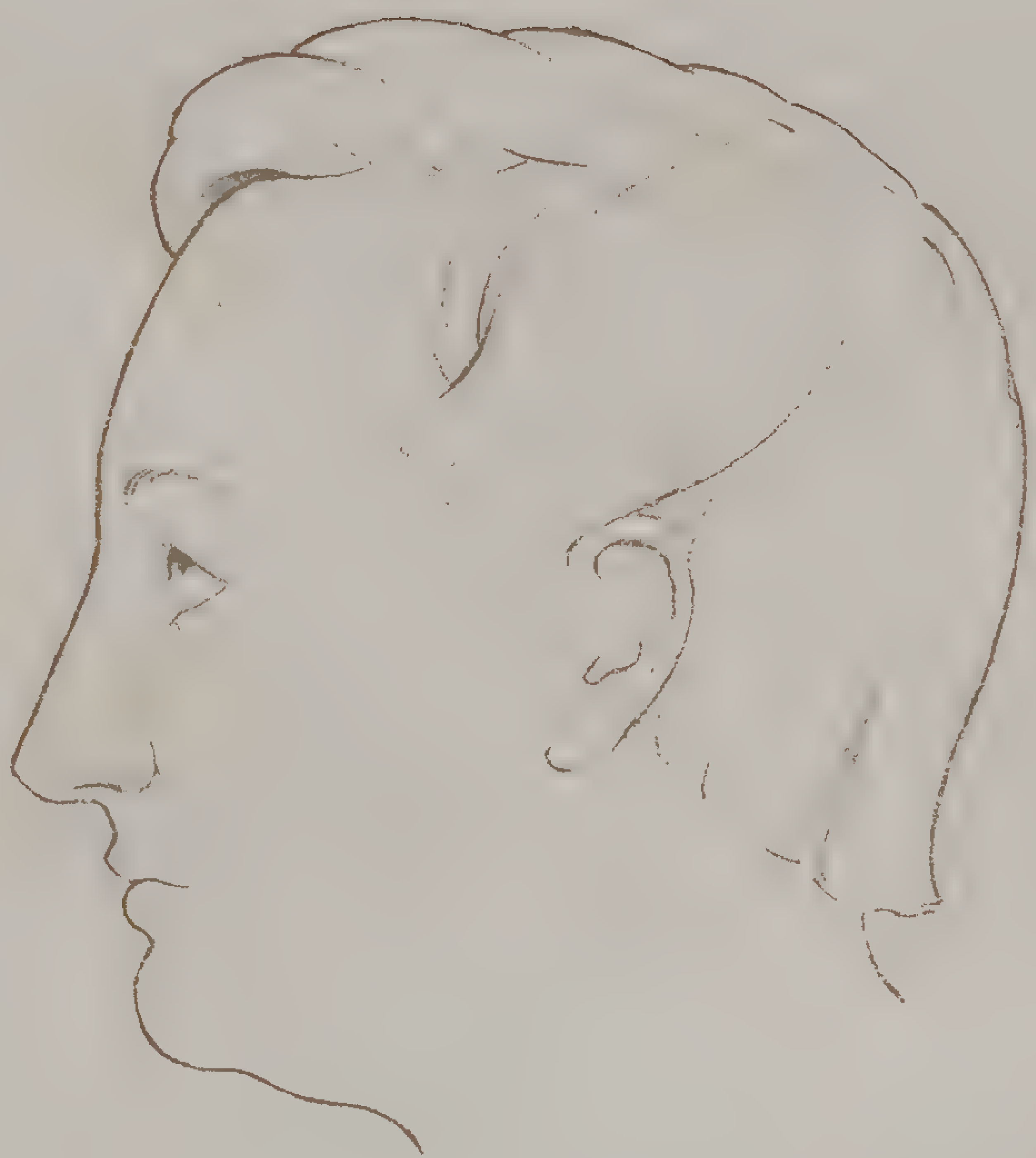
1.



2.



3.

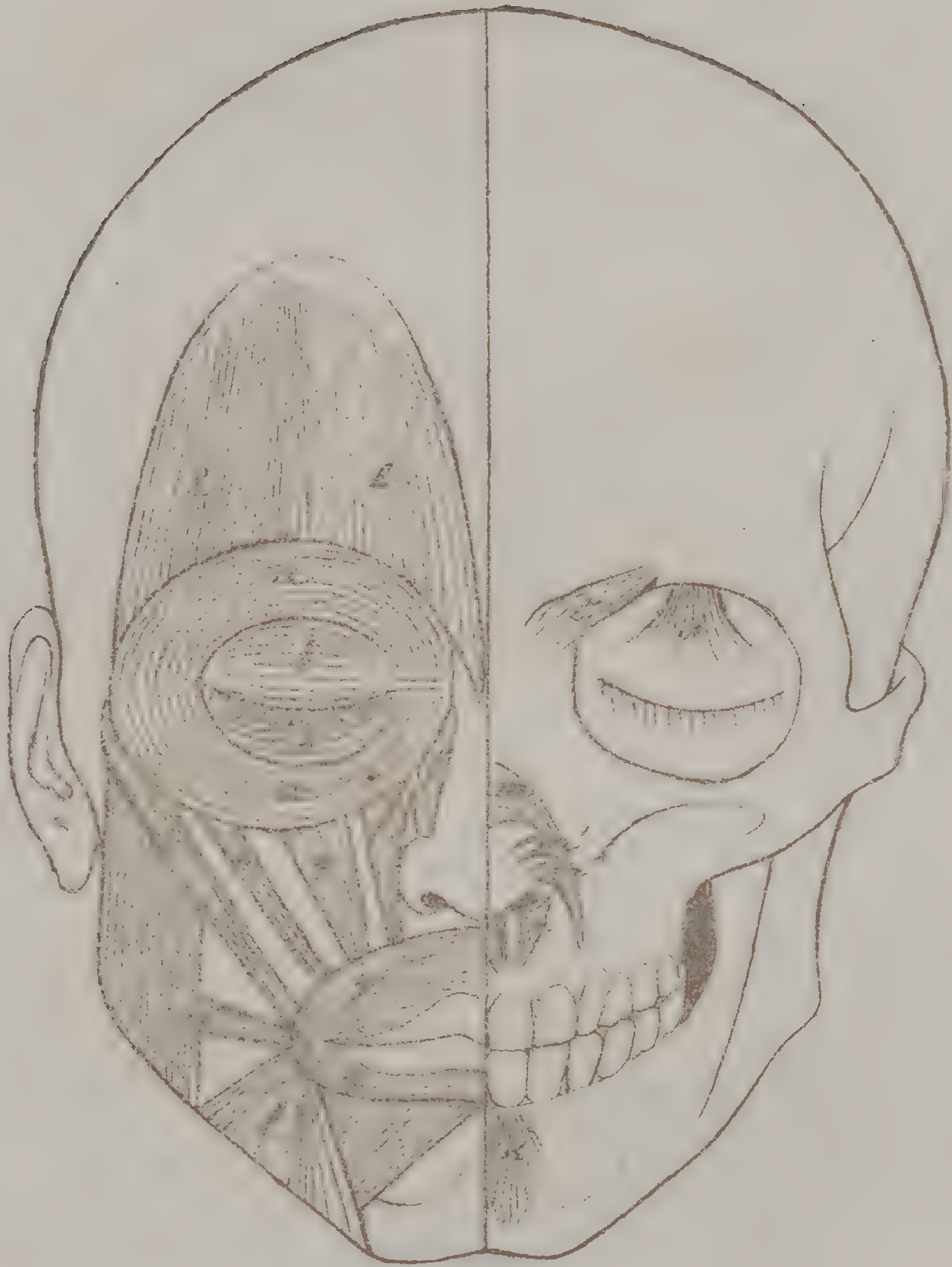


4-5

4.

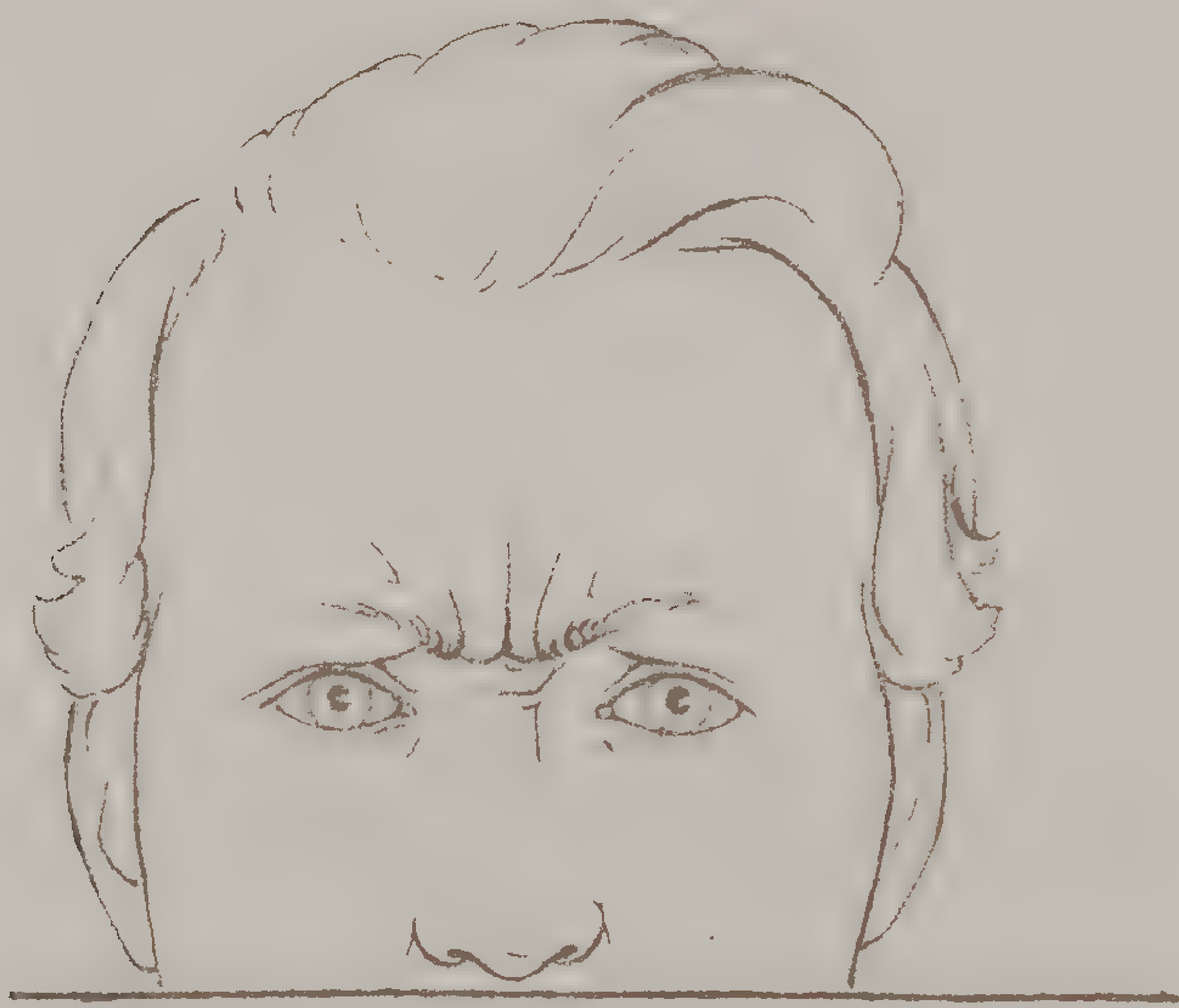


5.

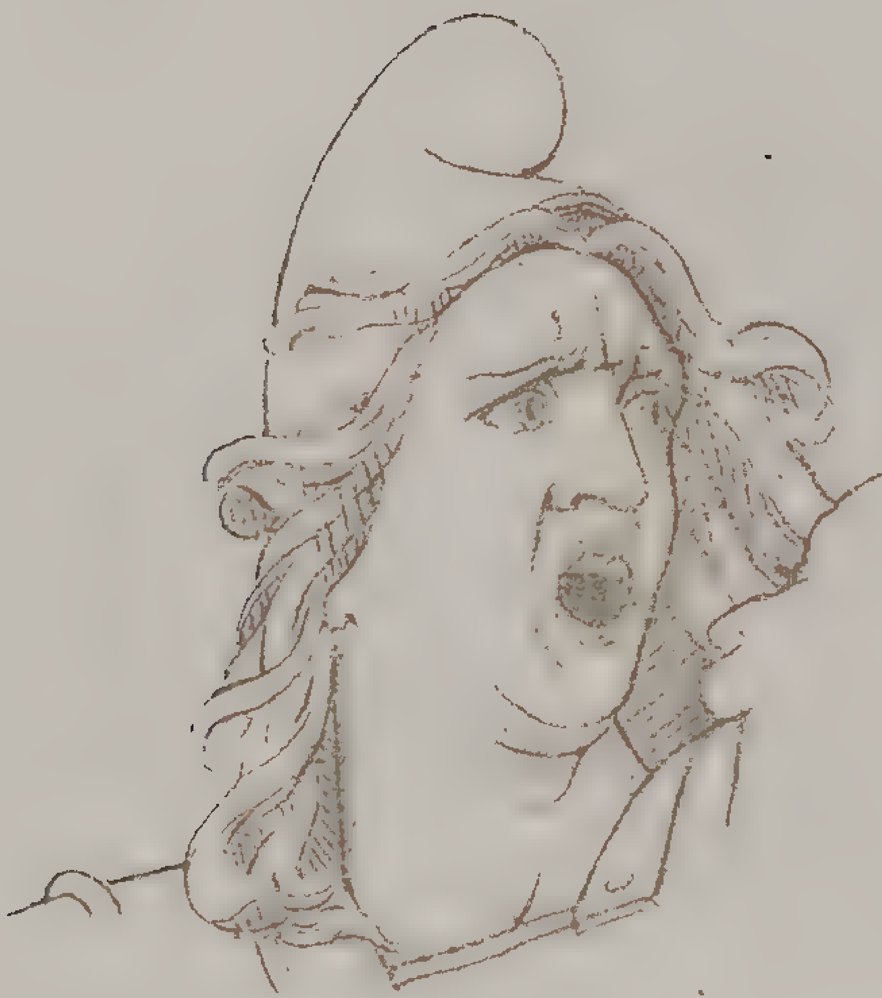


6 – 9

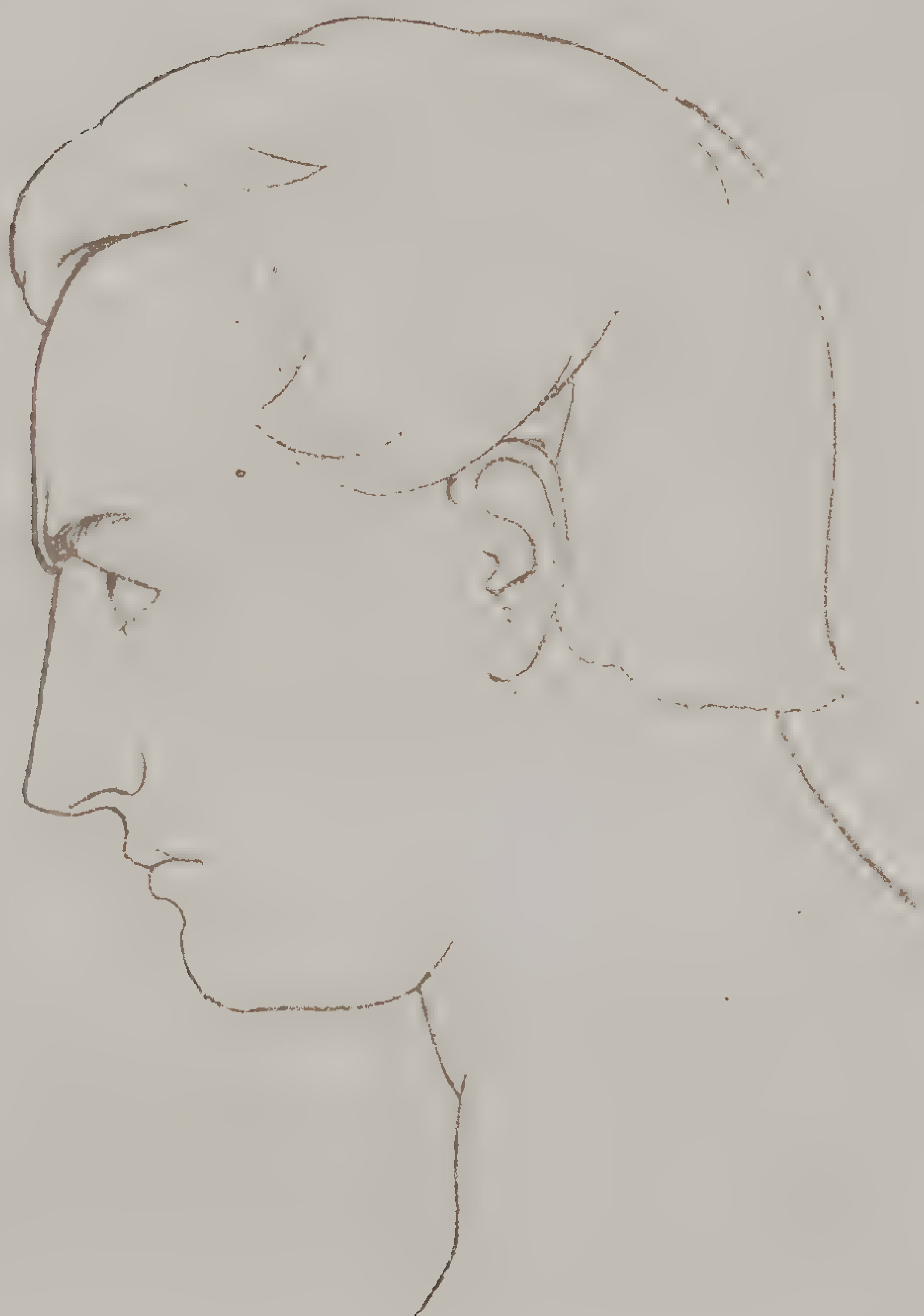
6.



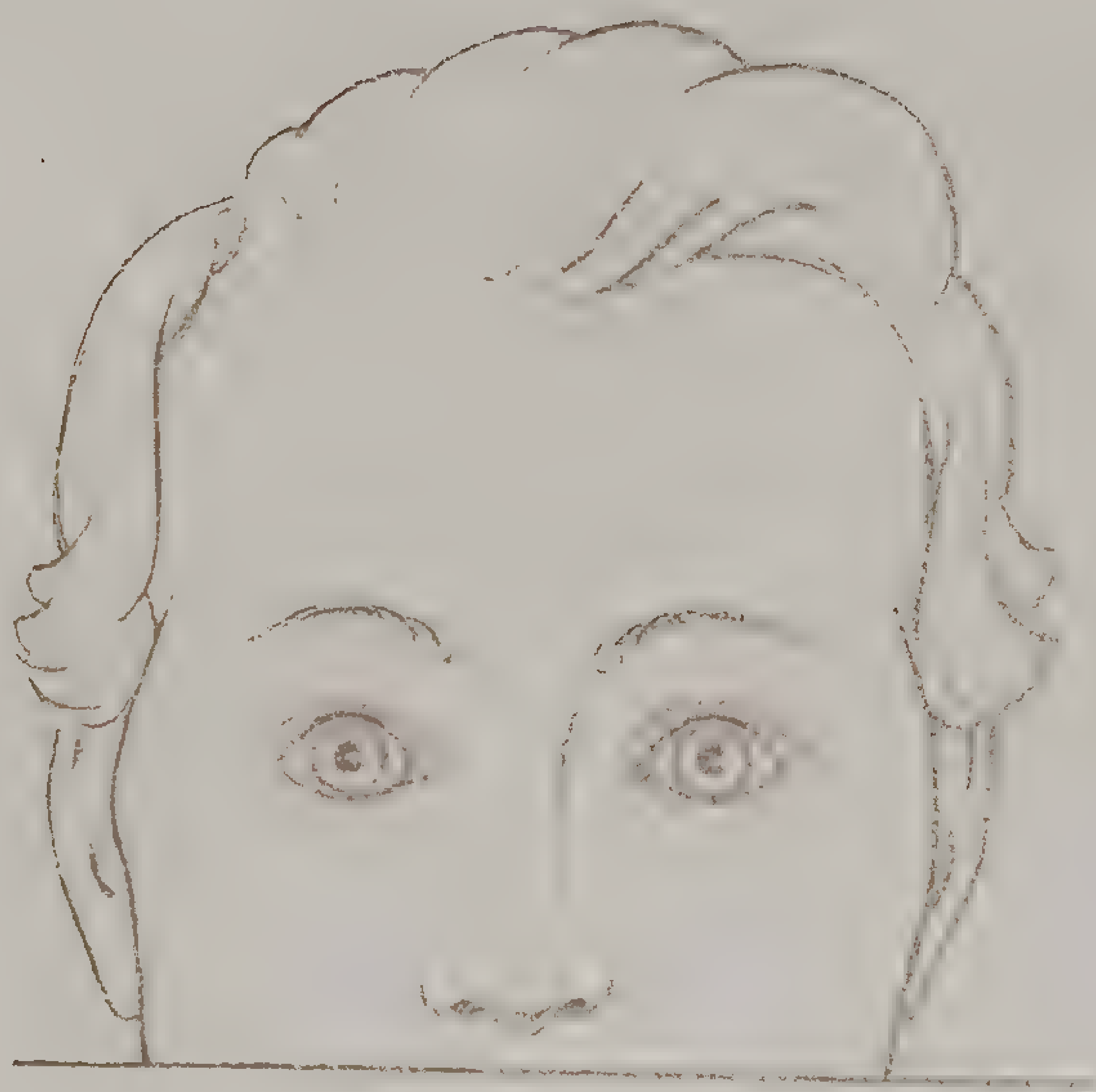
7.



8.

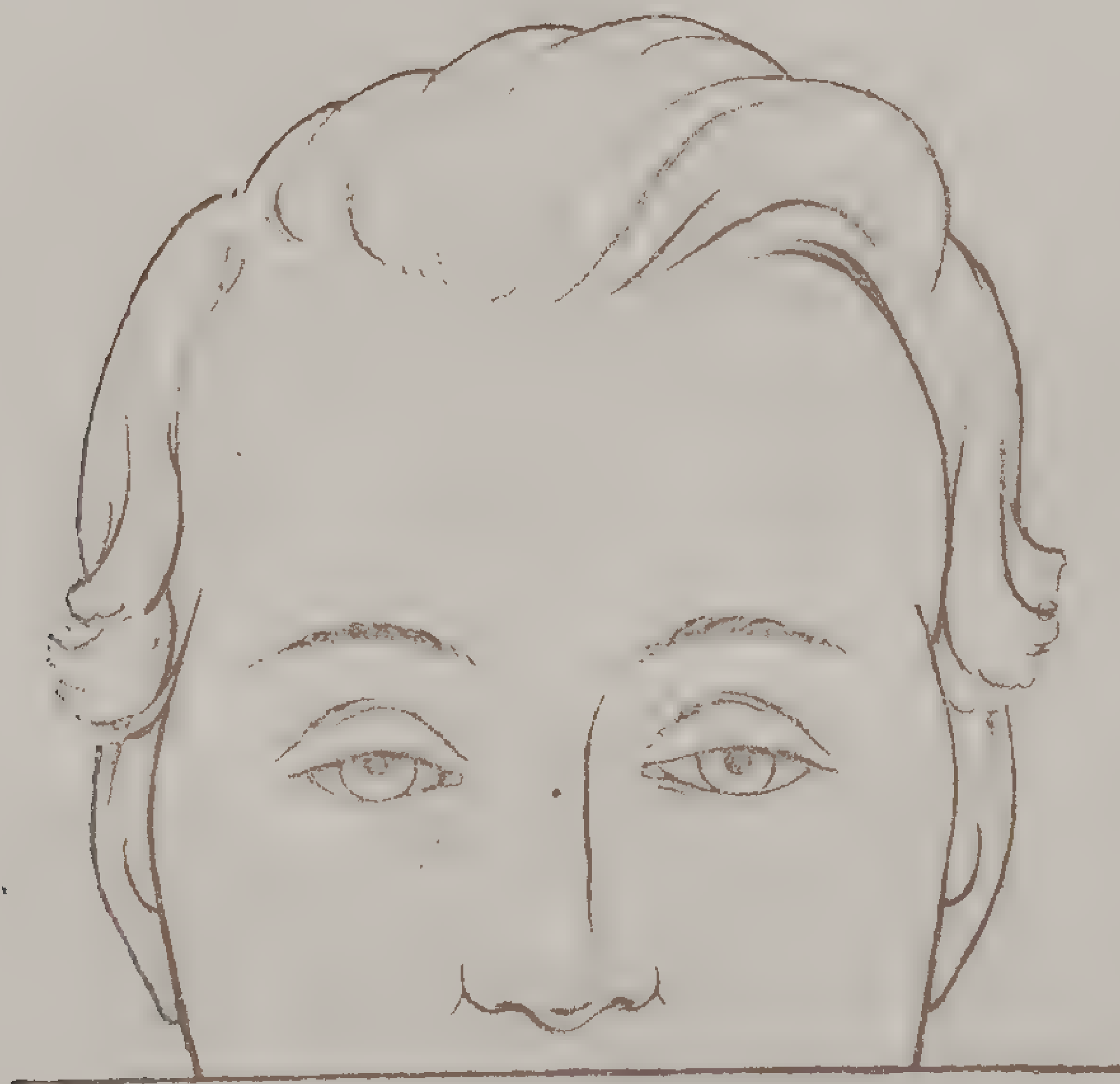


9



10 — 13

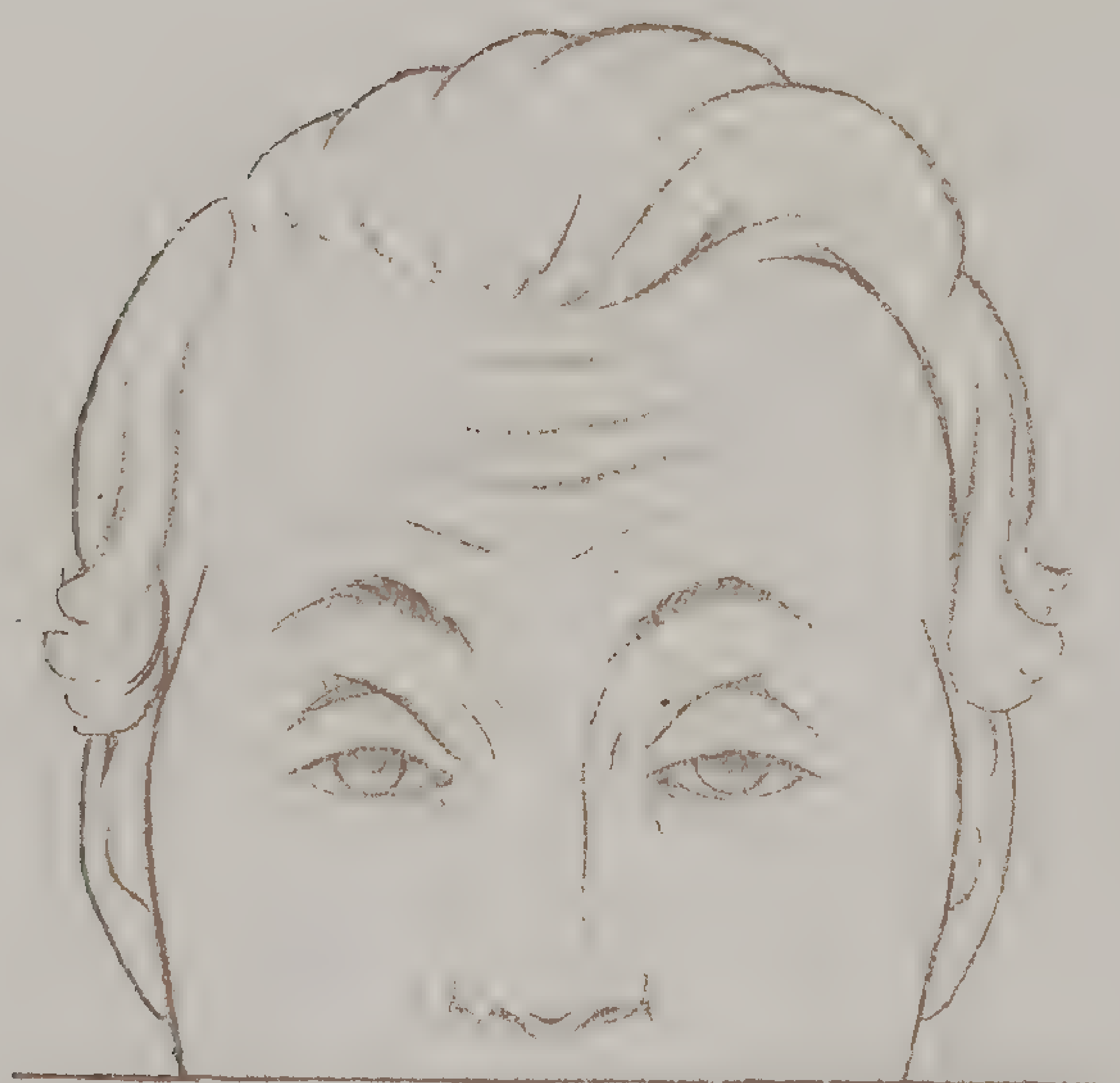
10.



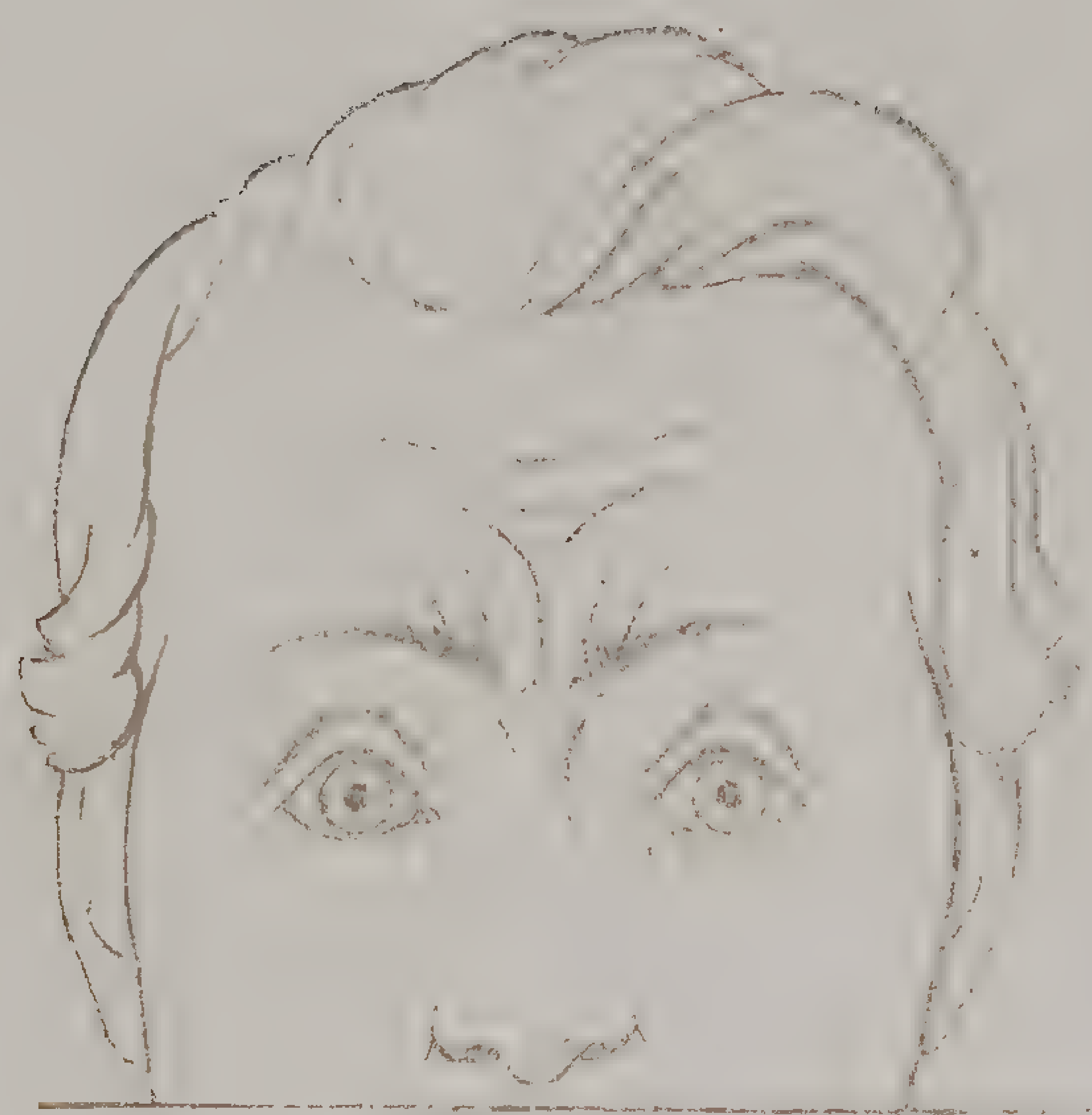
11.



12.

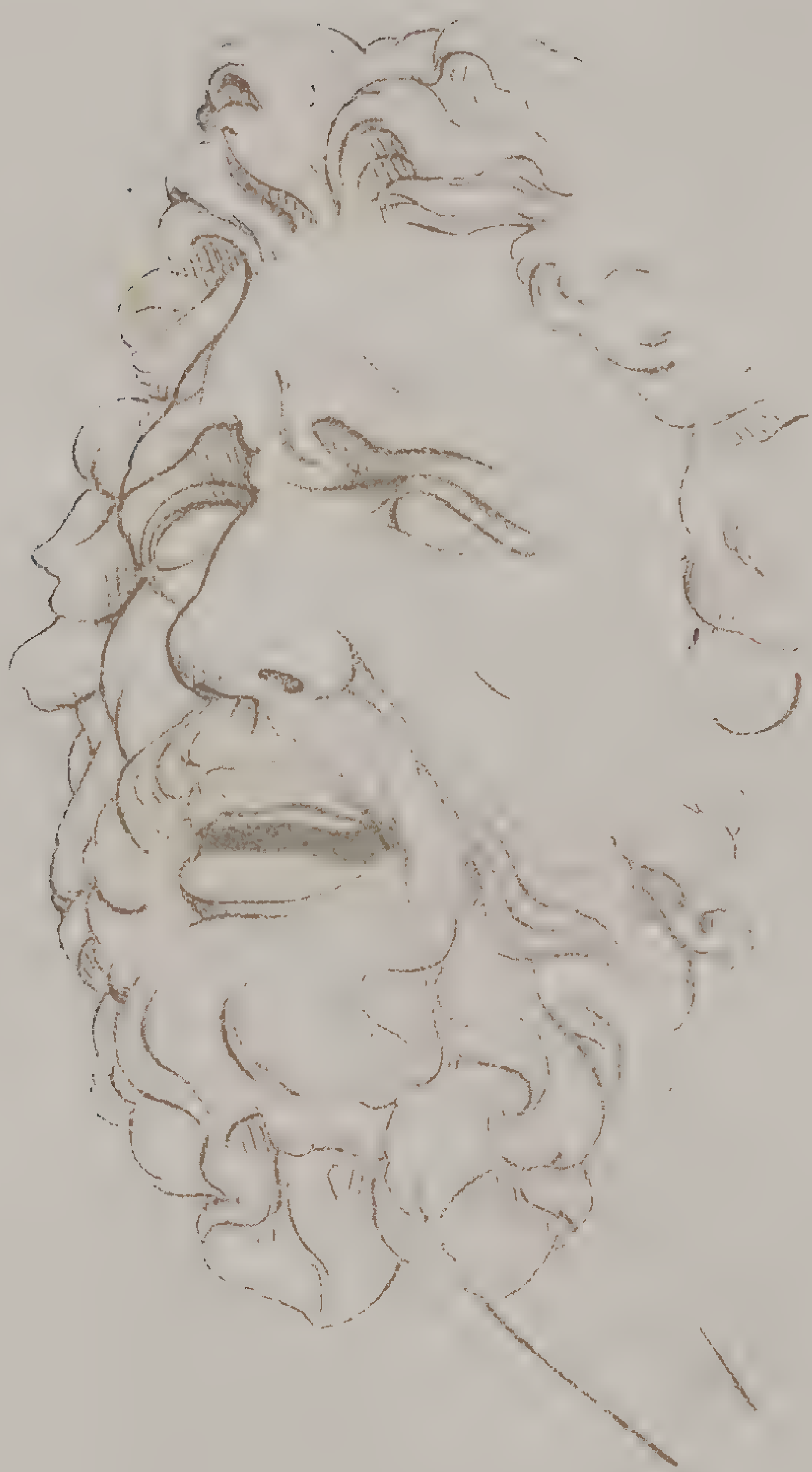


13.



14 16

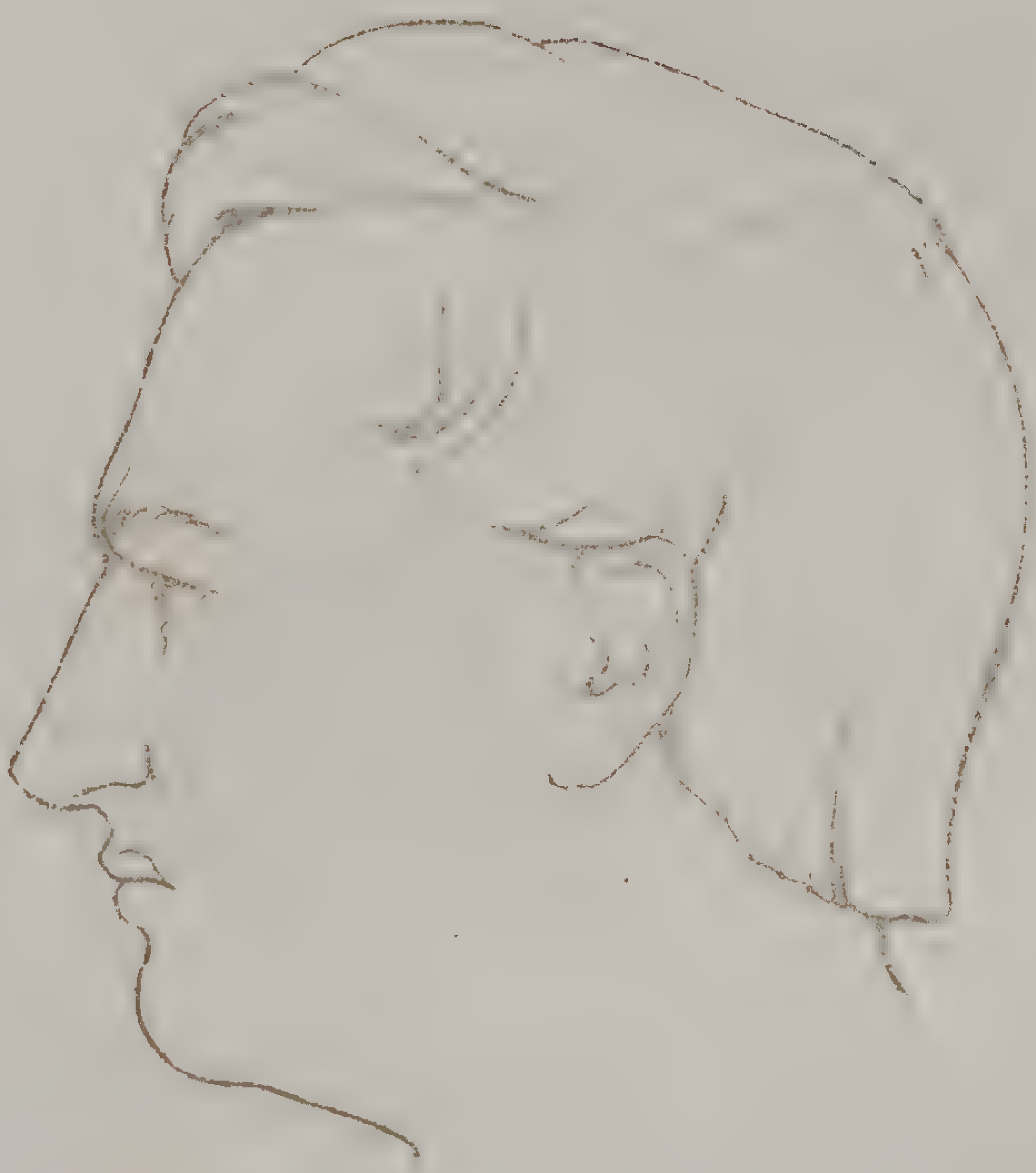
14.



15.



16



17 – 20

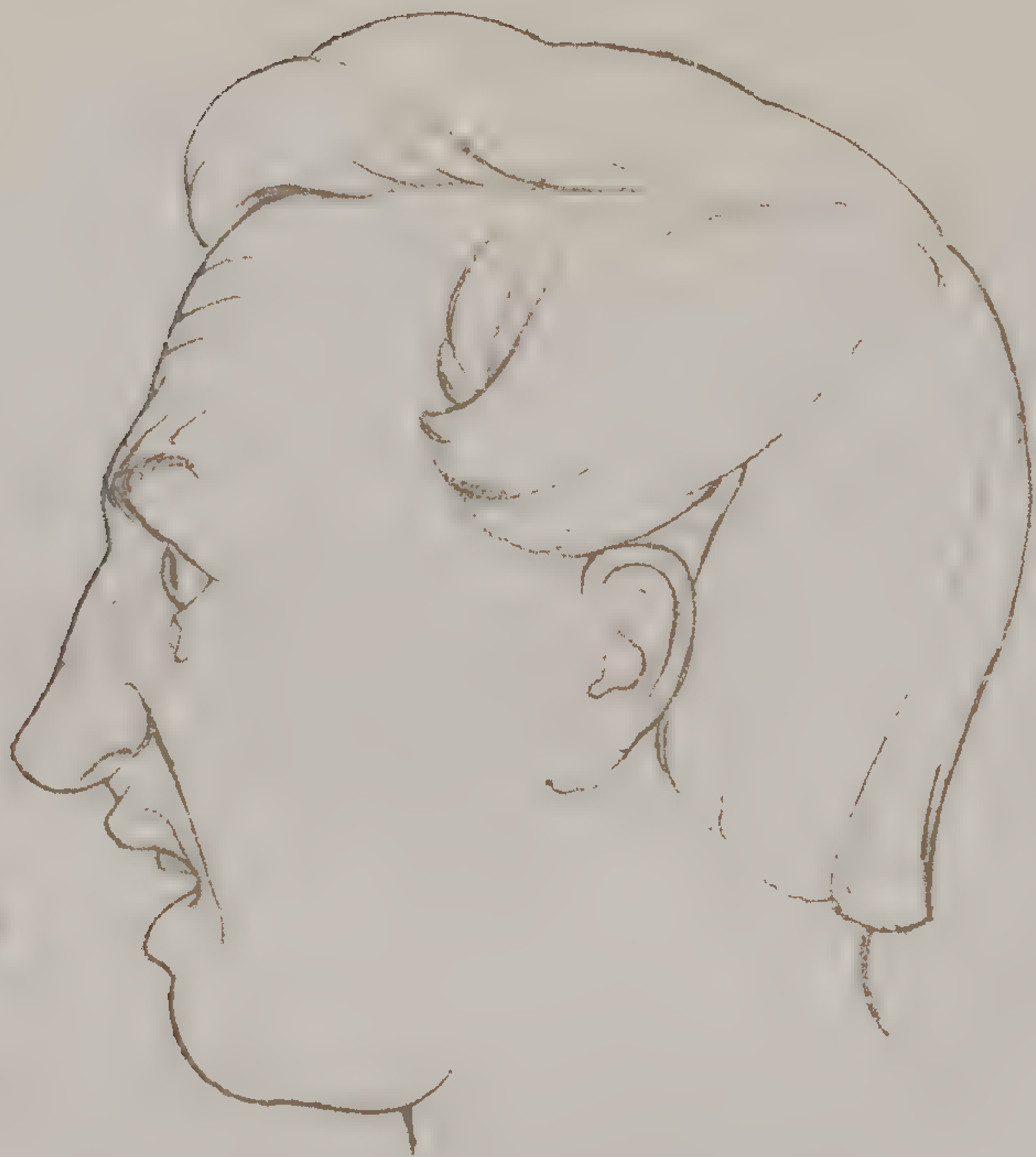
17.



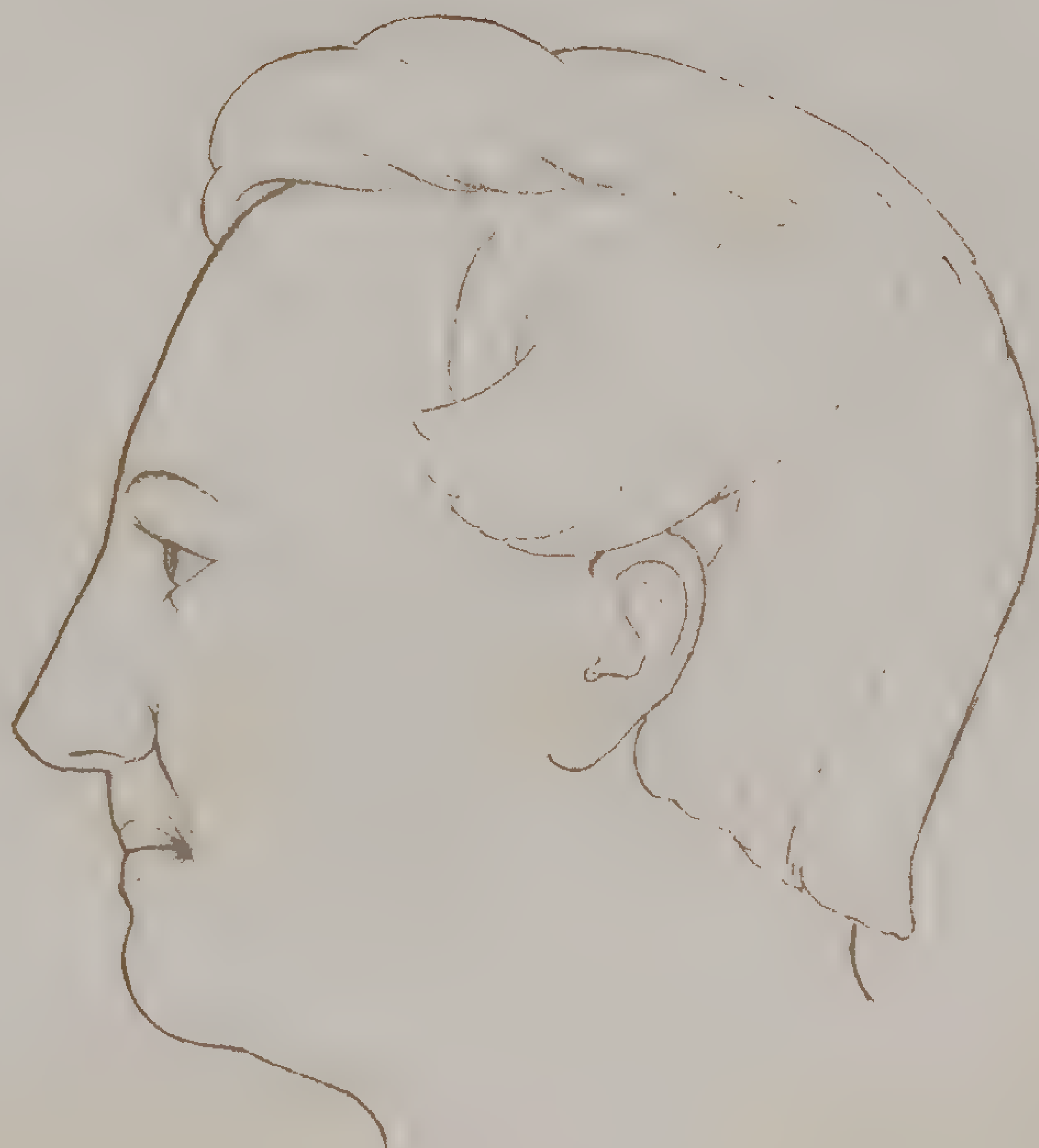
18



19.



20



21 — 24

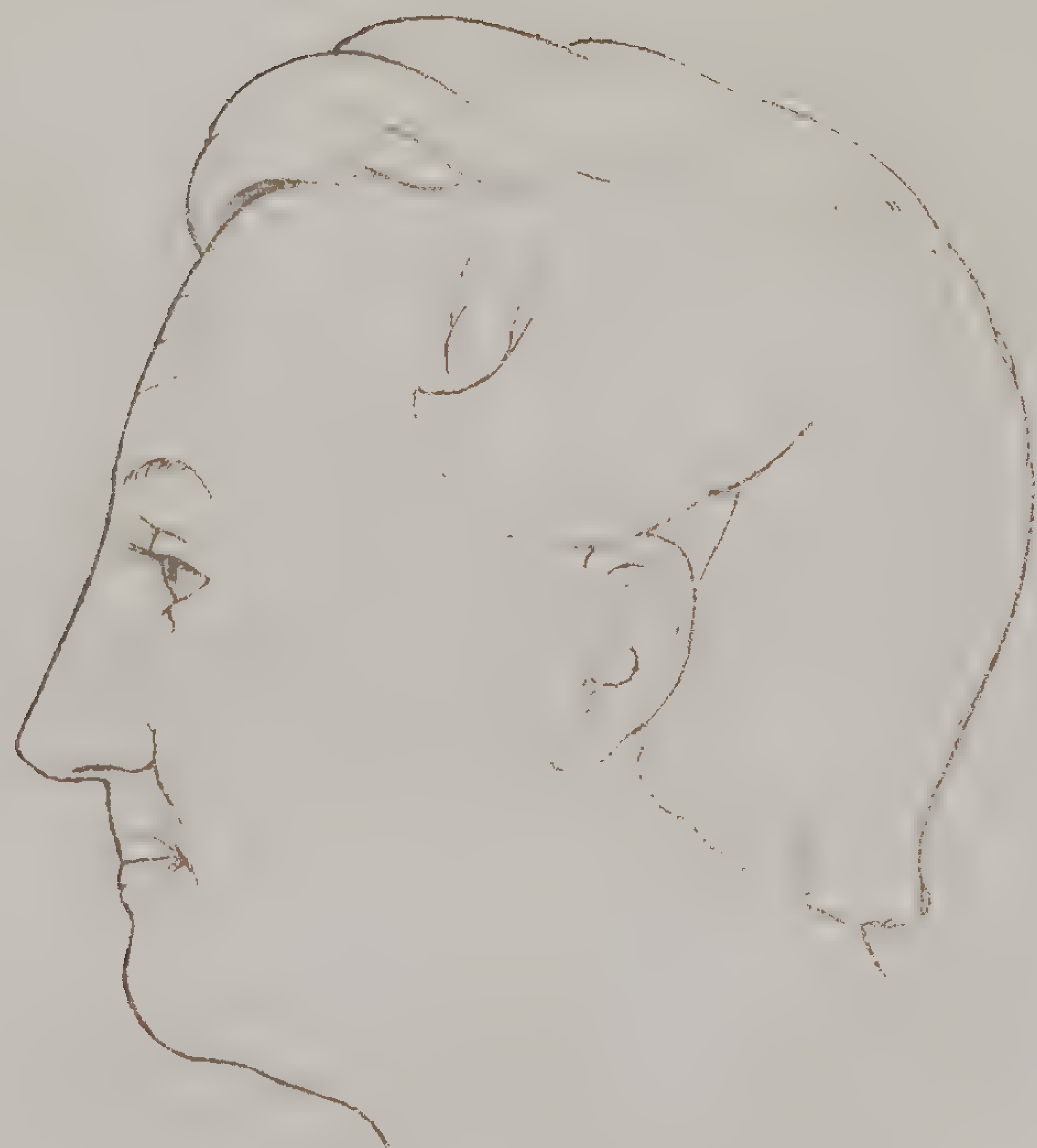
21.



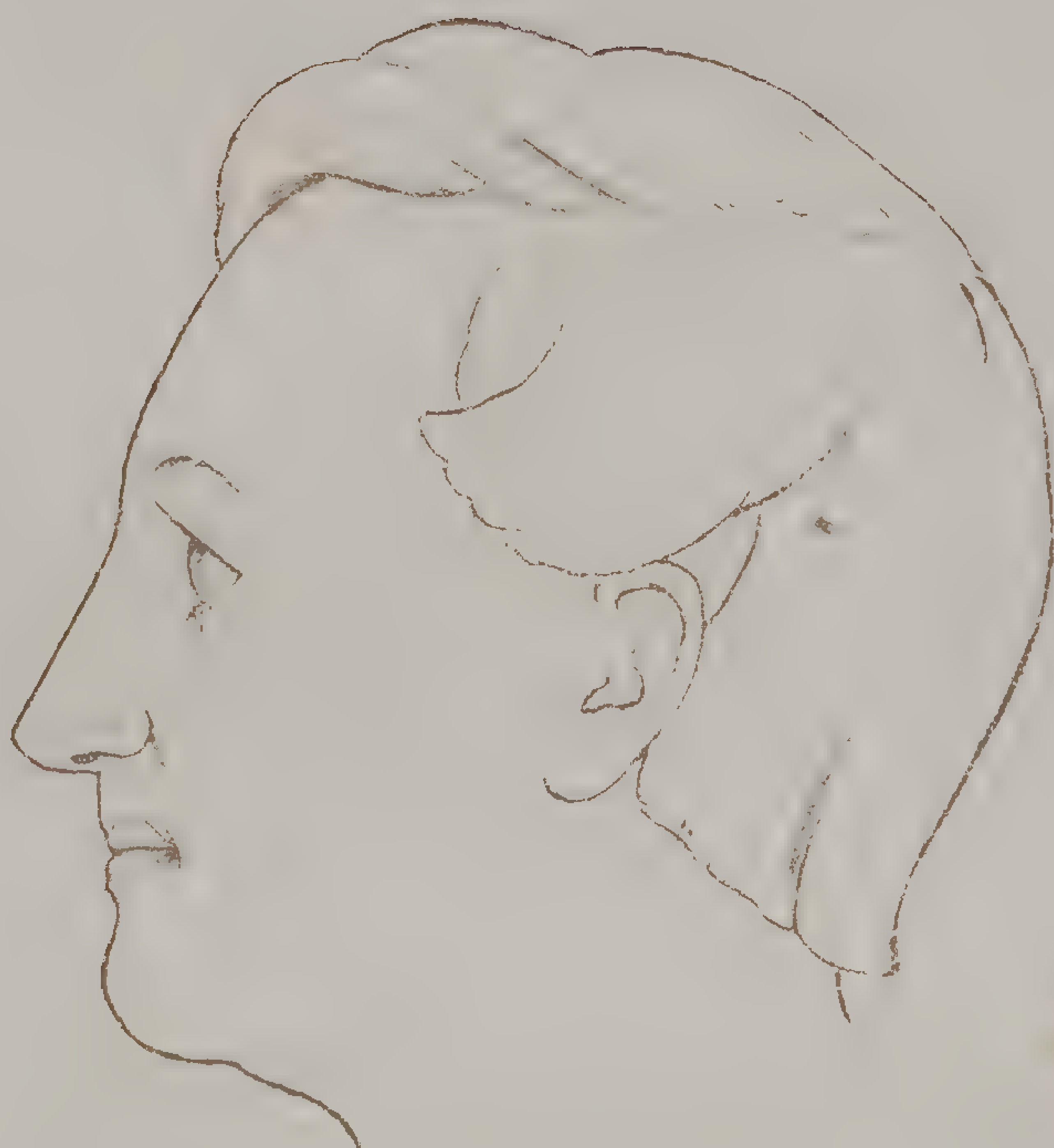
22



23

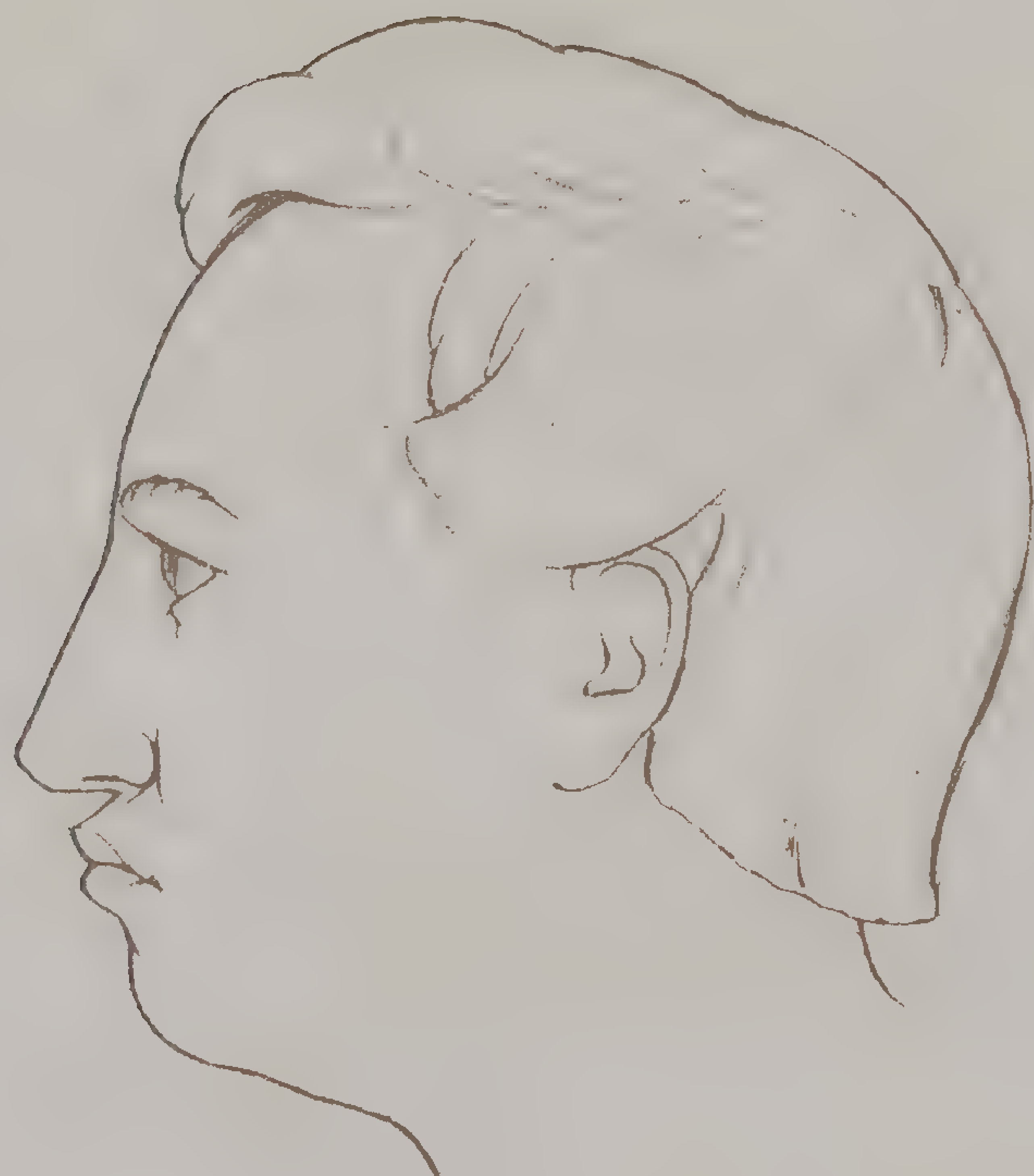


24

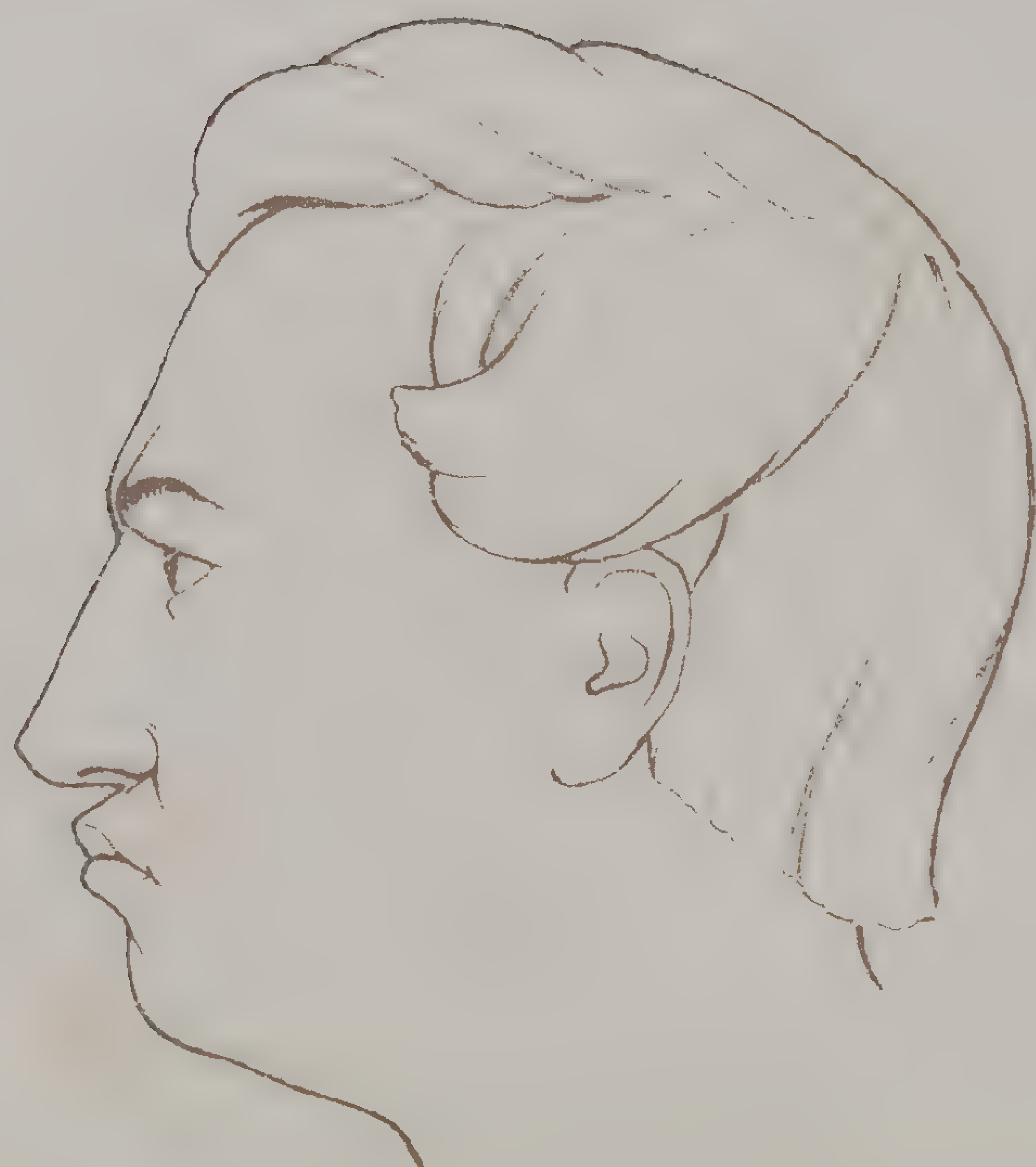


25 – 28

25.



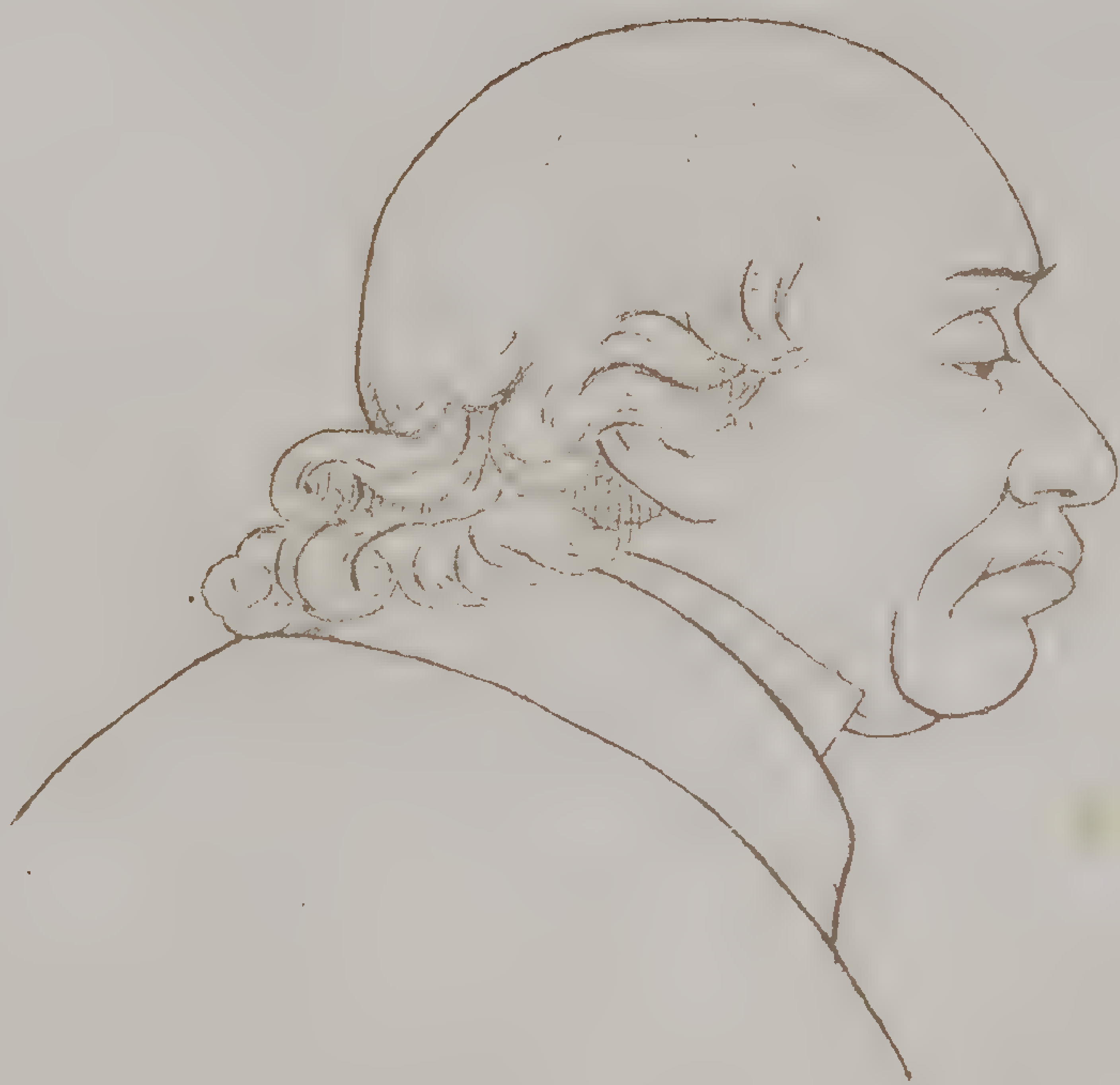
26.



27.

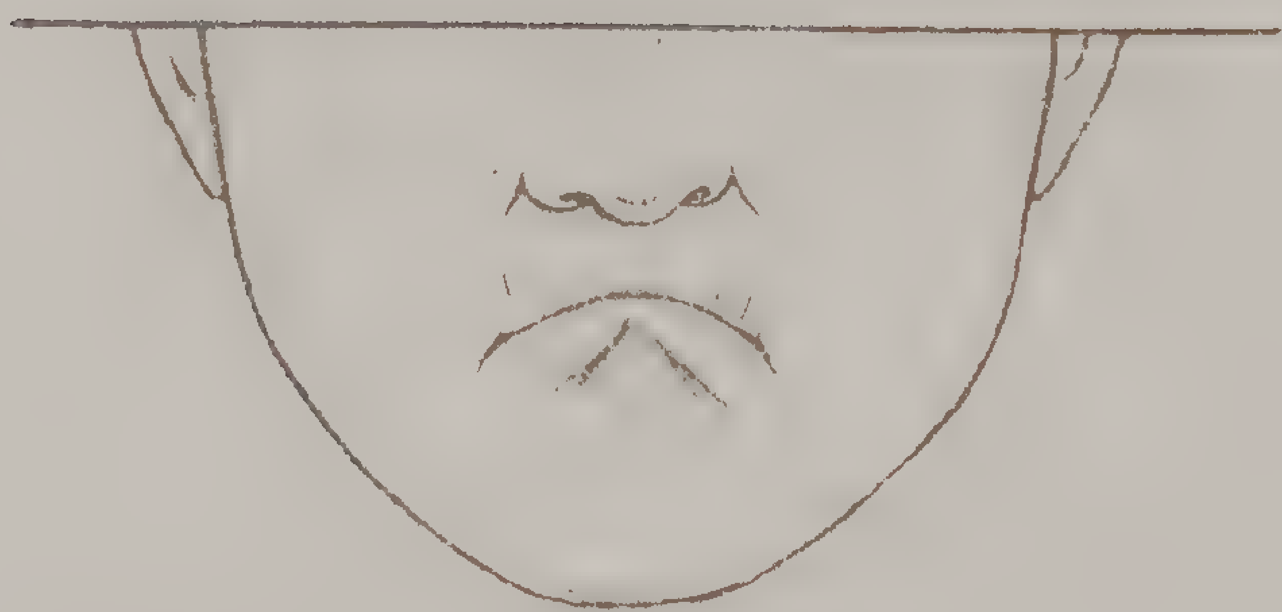


28.



29 — 32

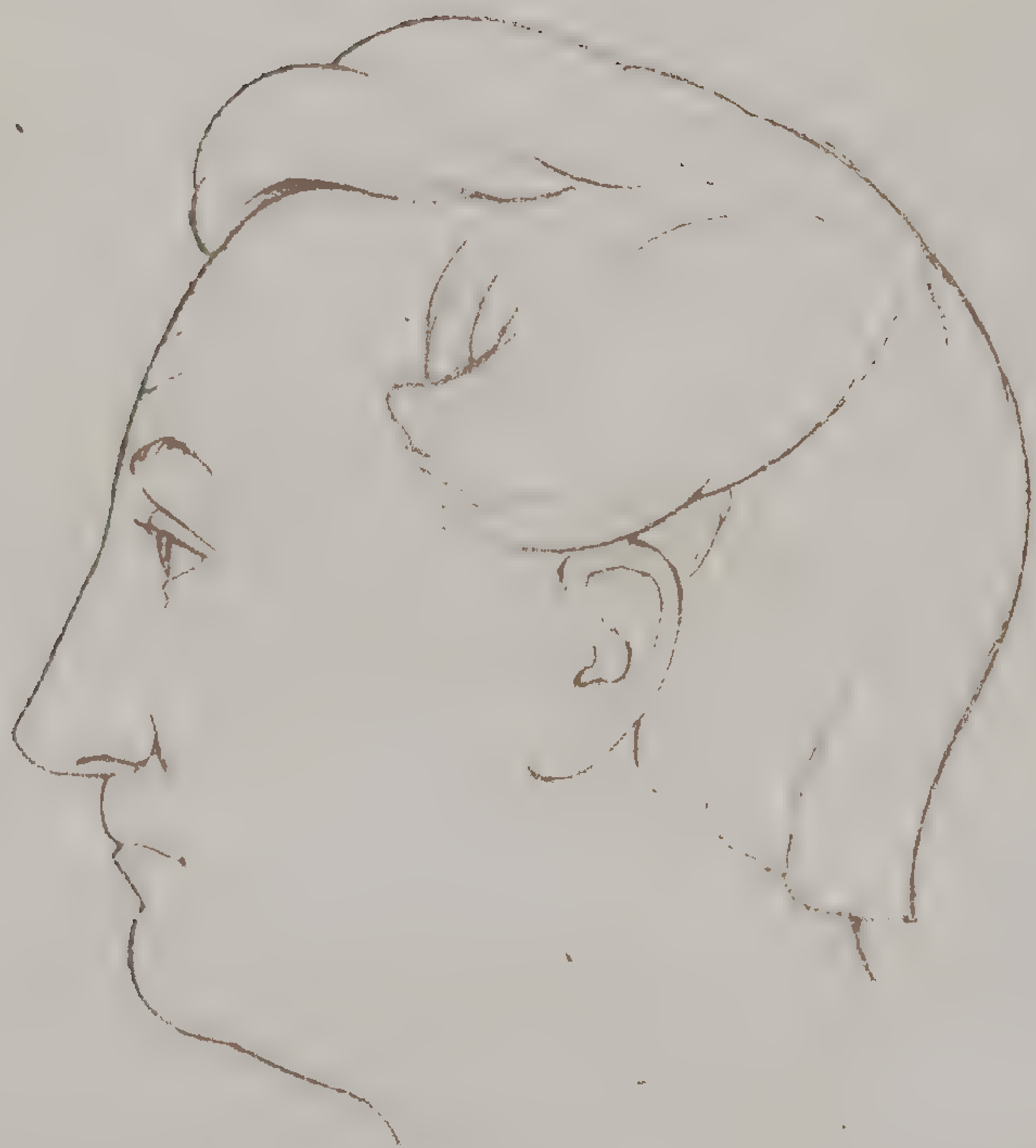
29.



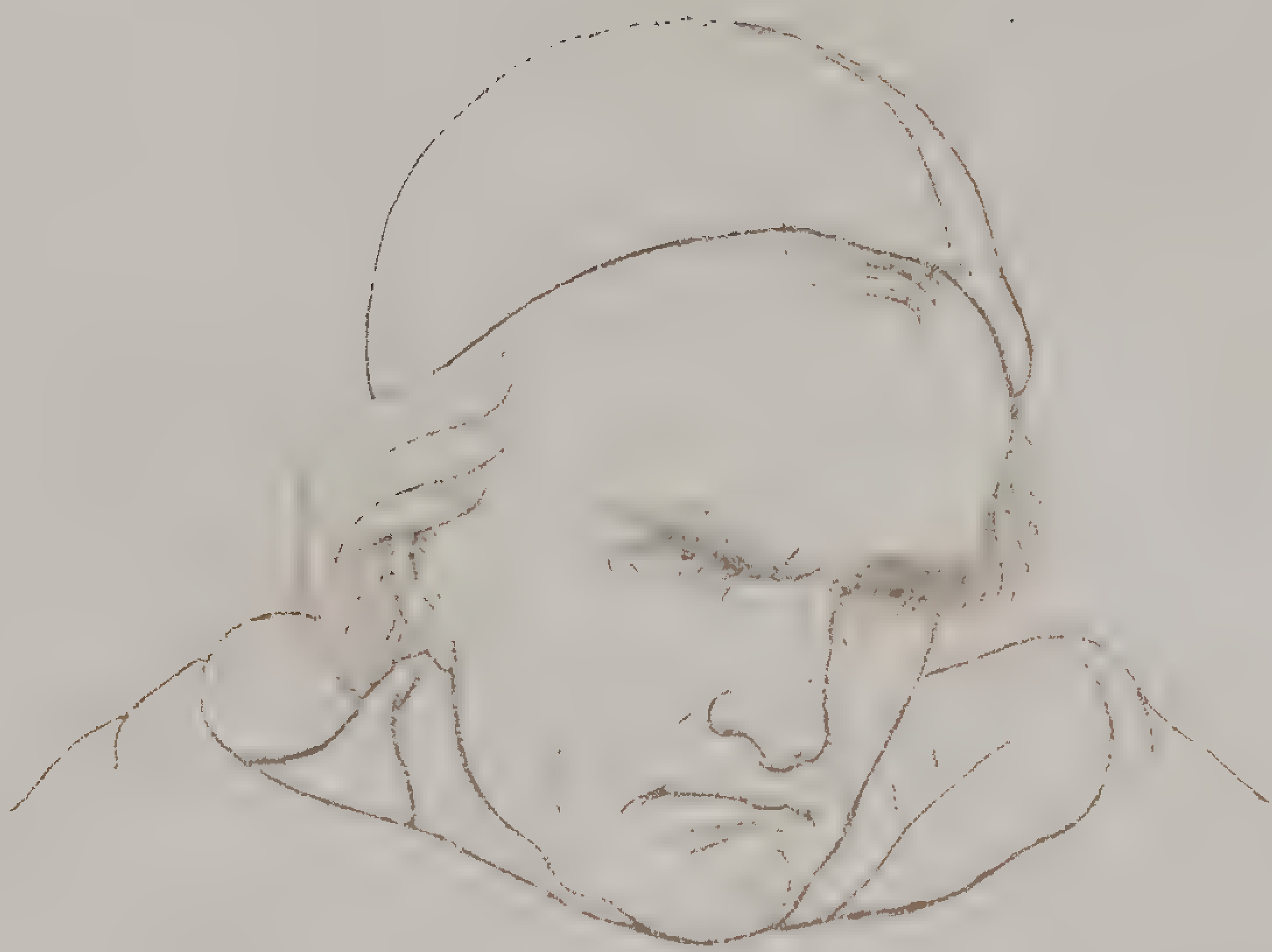
30.



31

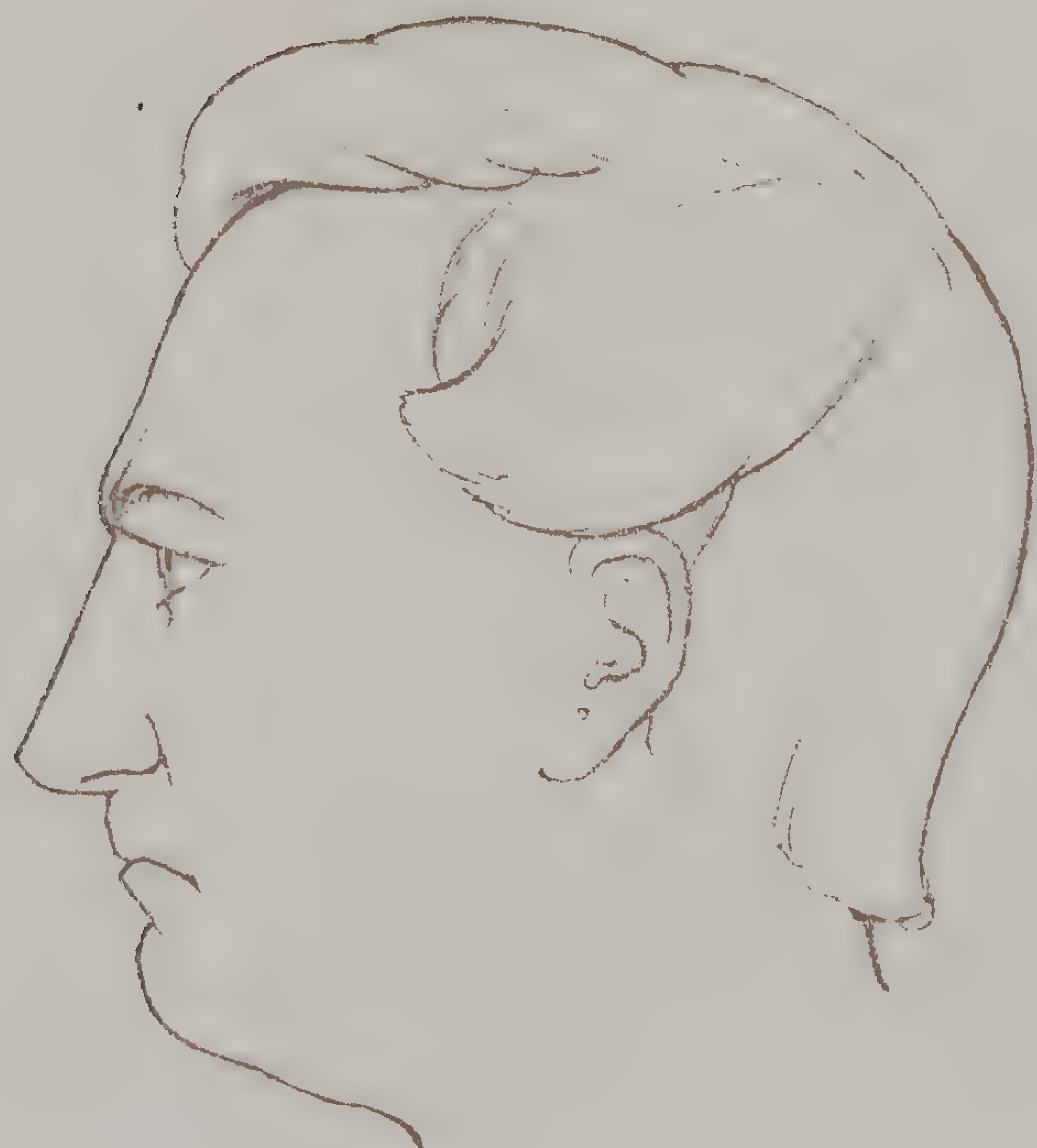


32

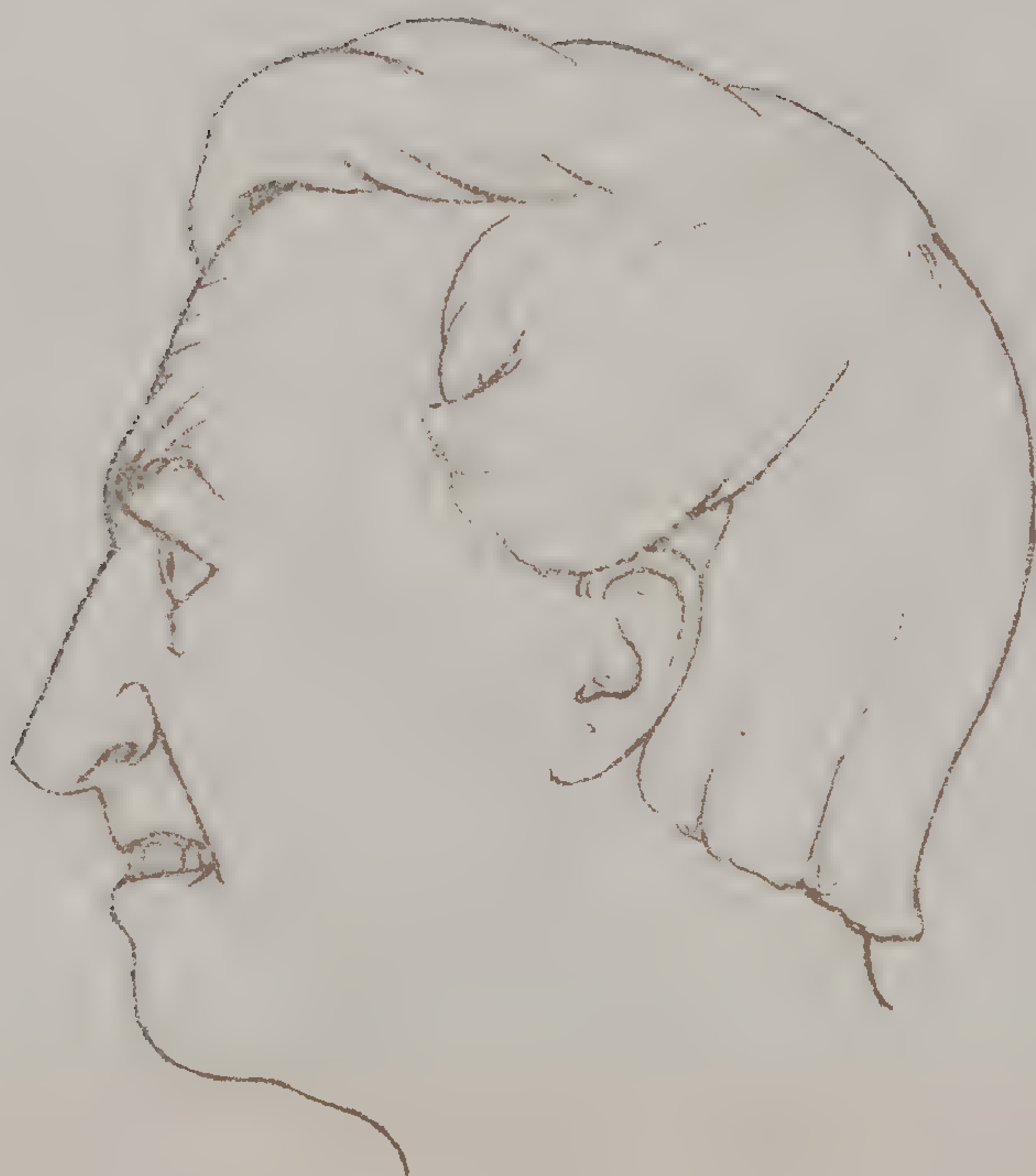


33 – 36

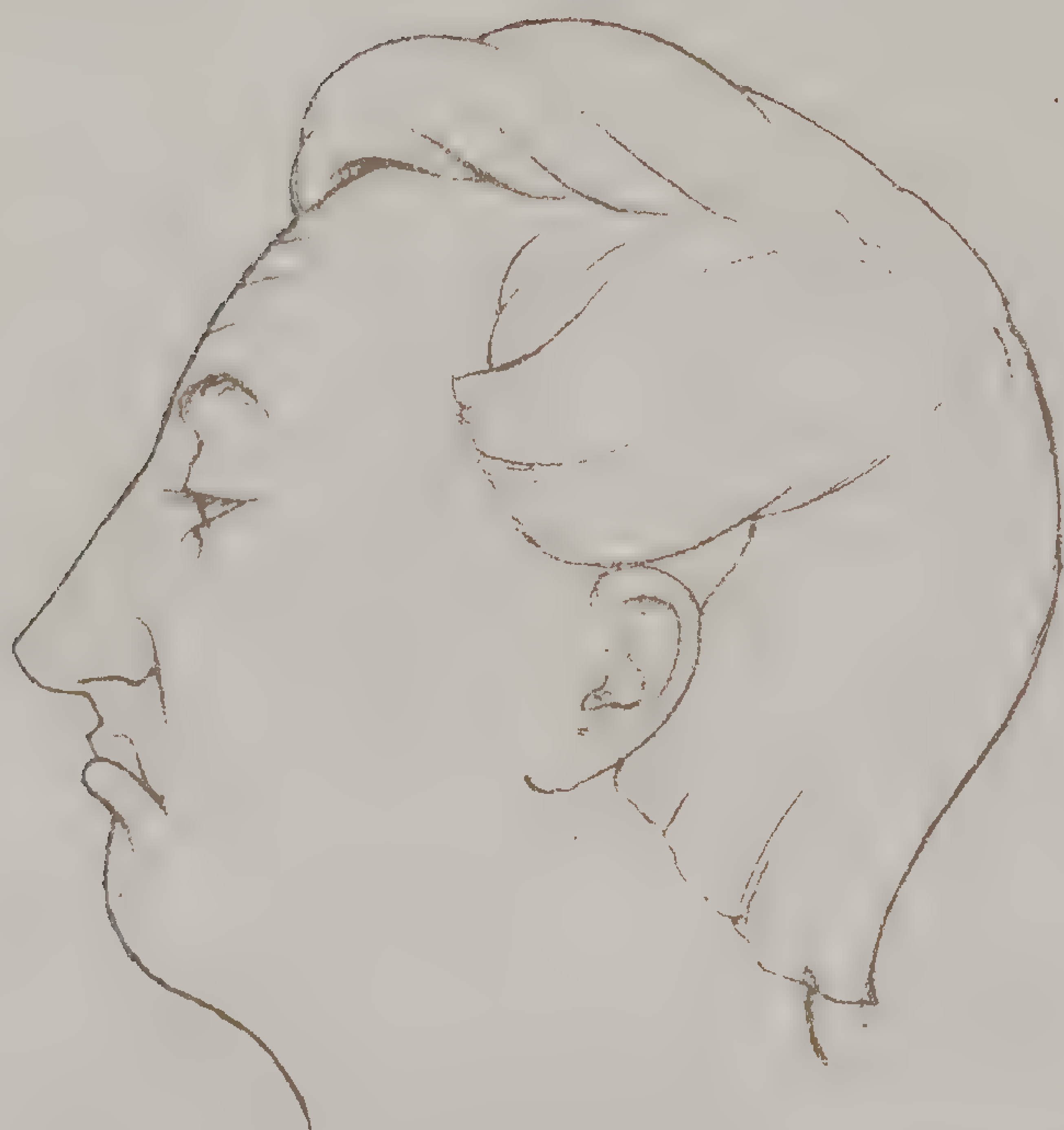
33.



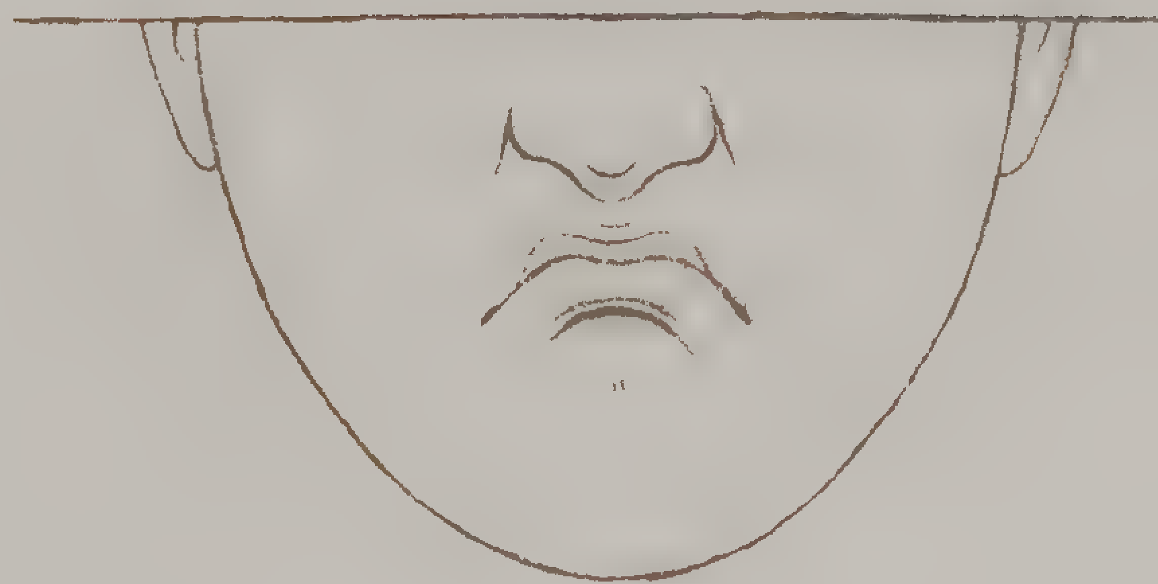
34



35

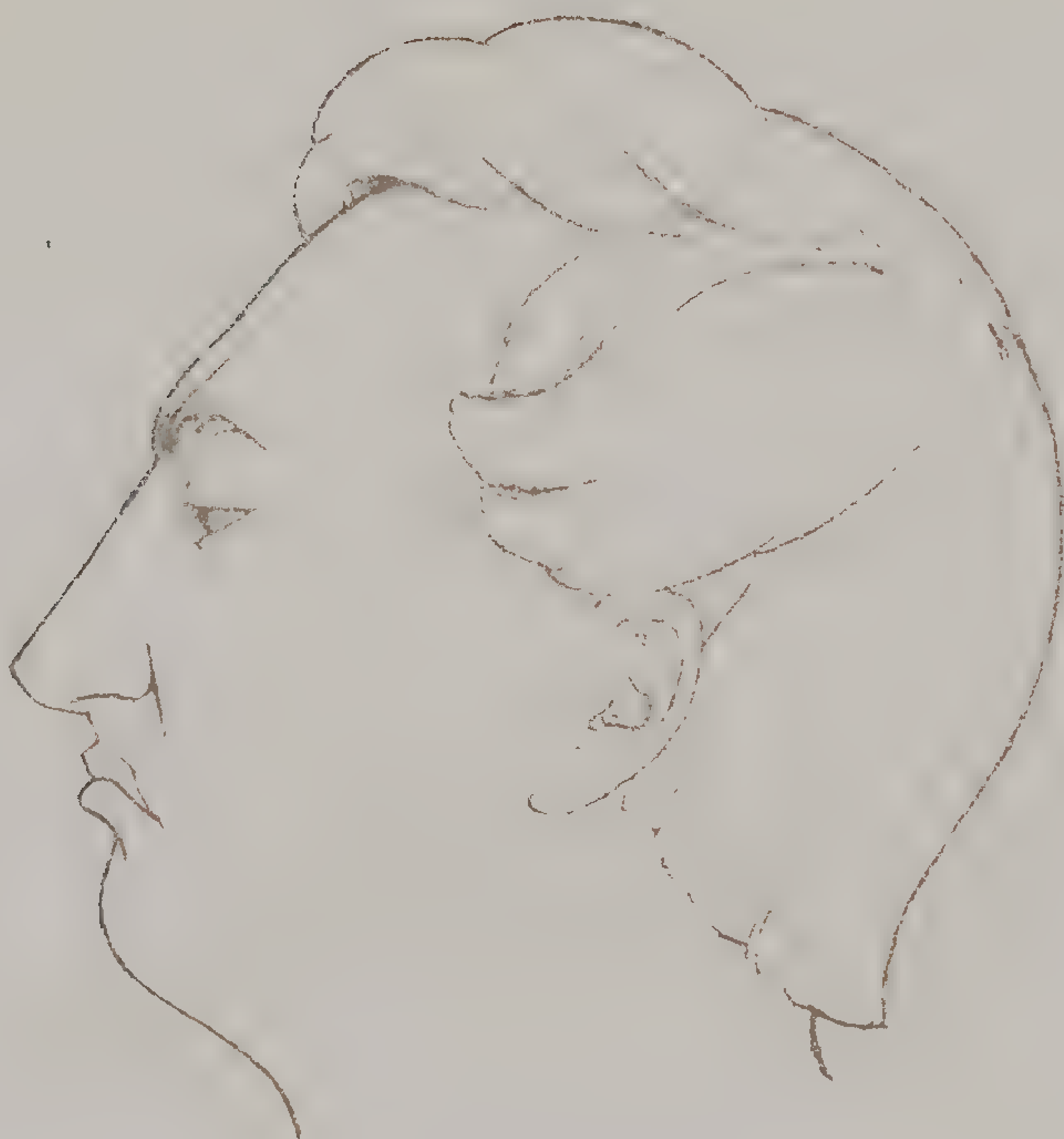


36.

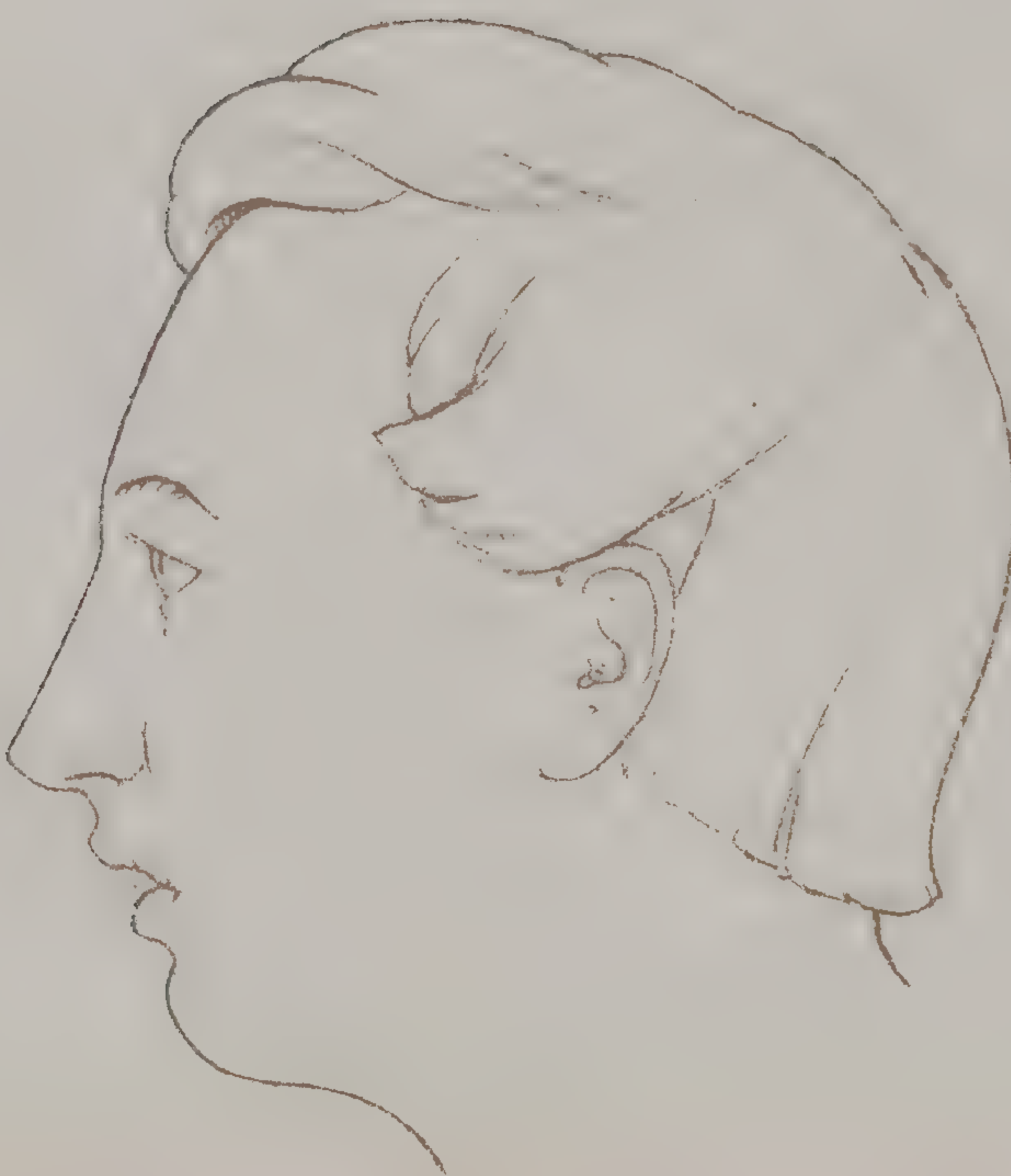


37 - 40

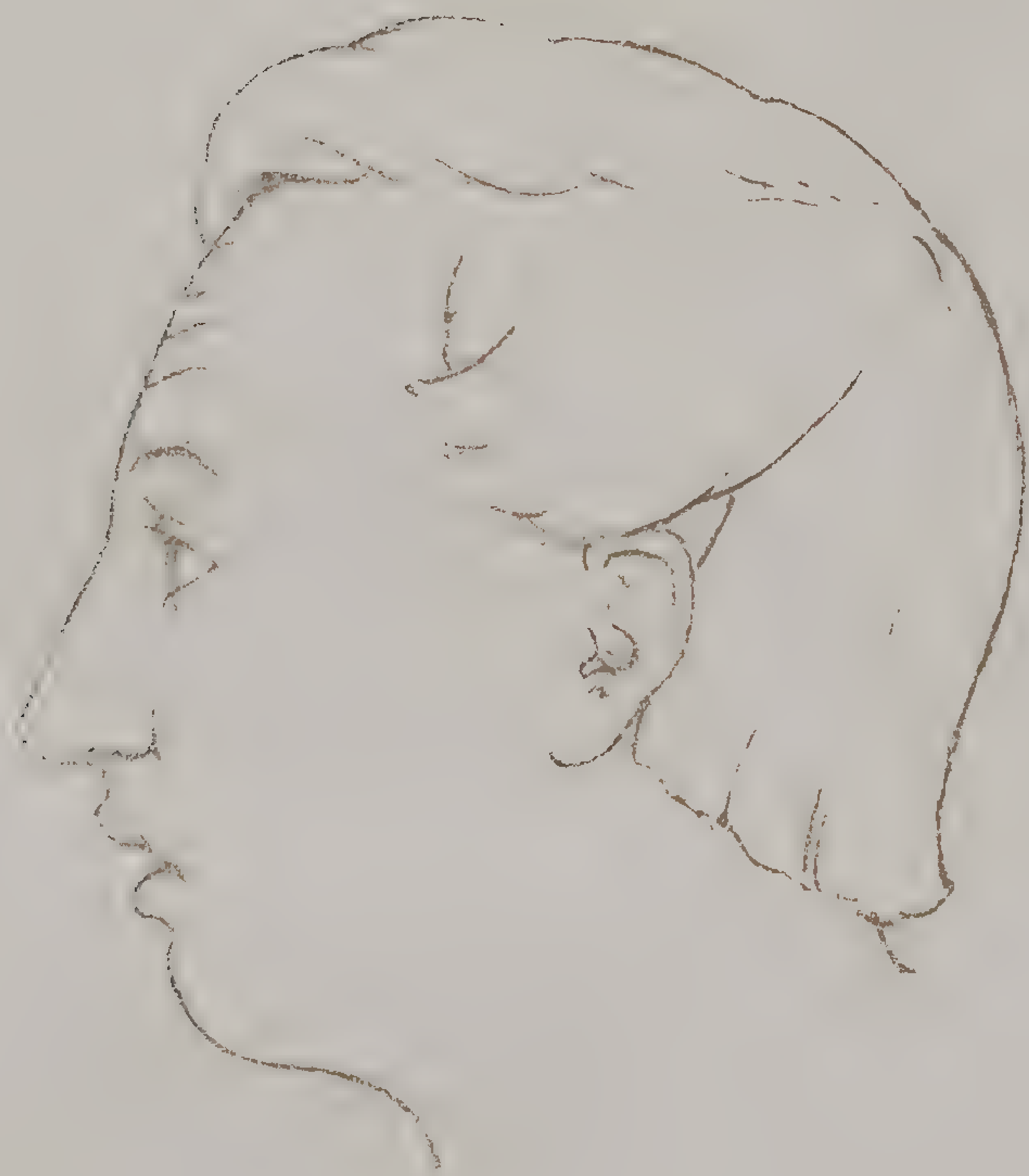
37



38



39

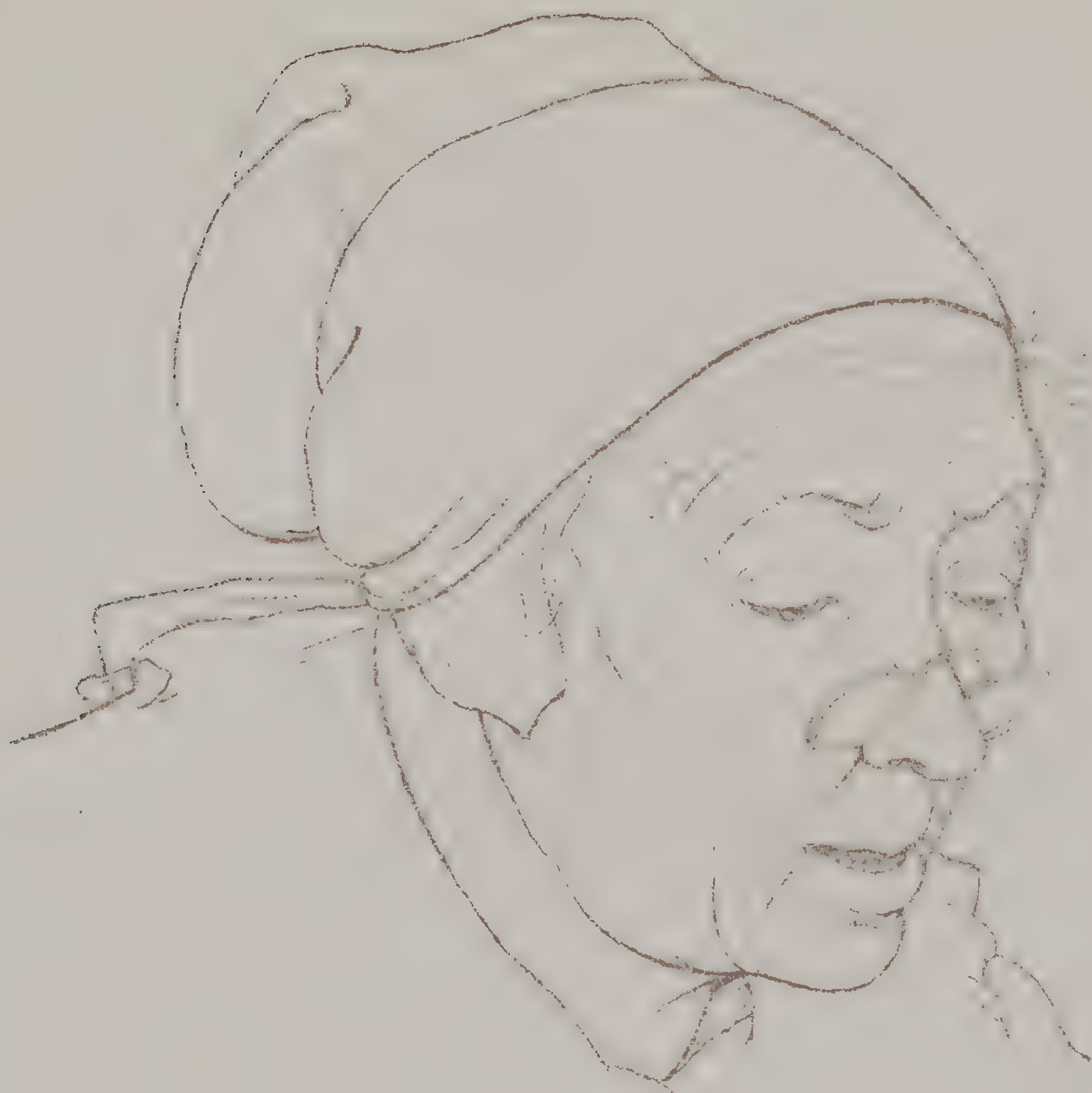


40

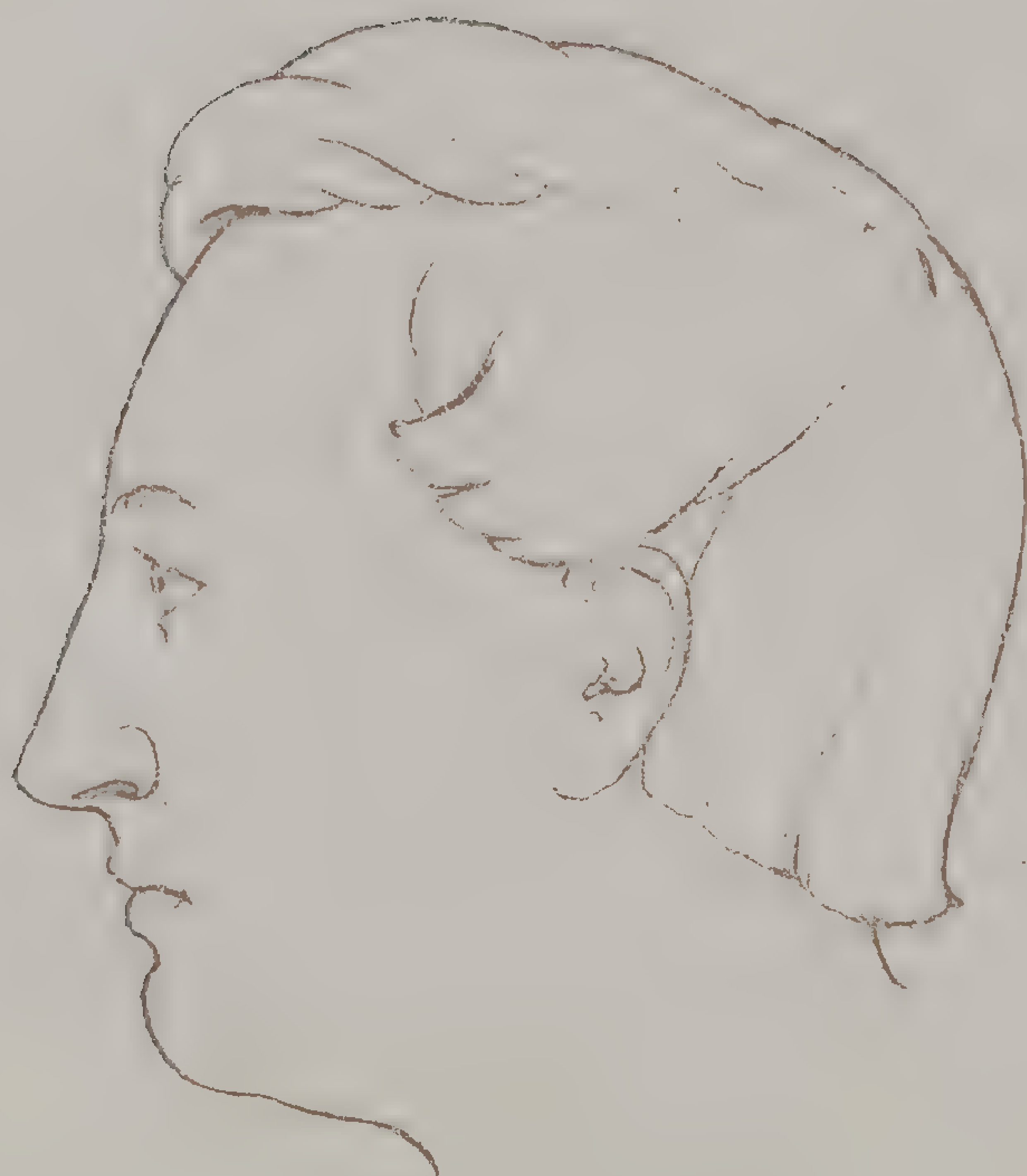


41 – 44.

41.



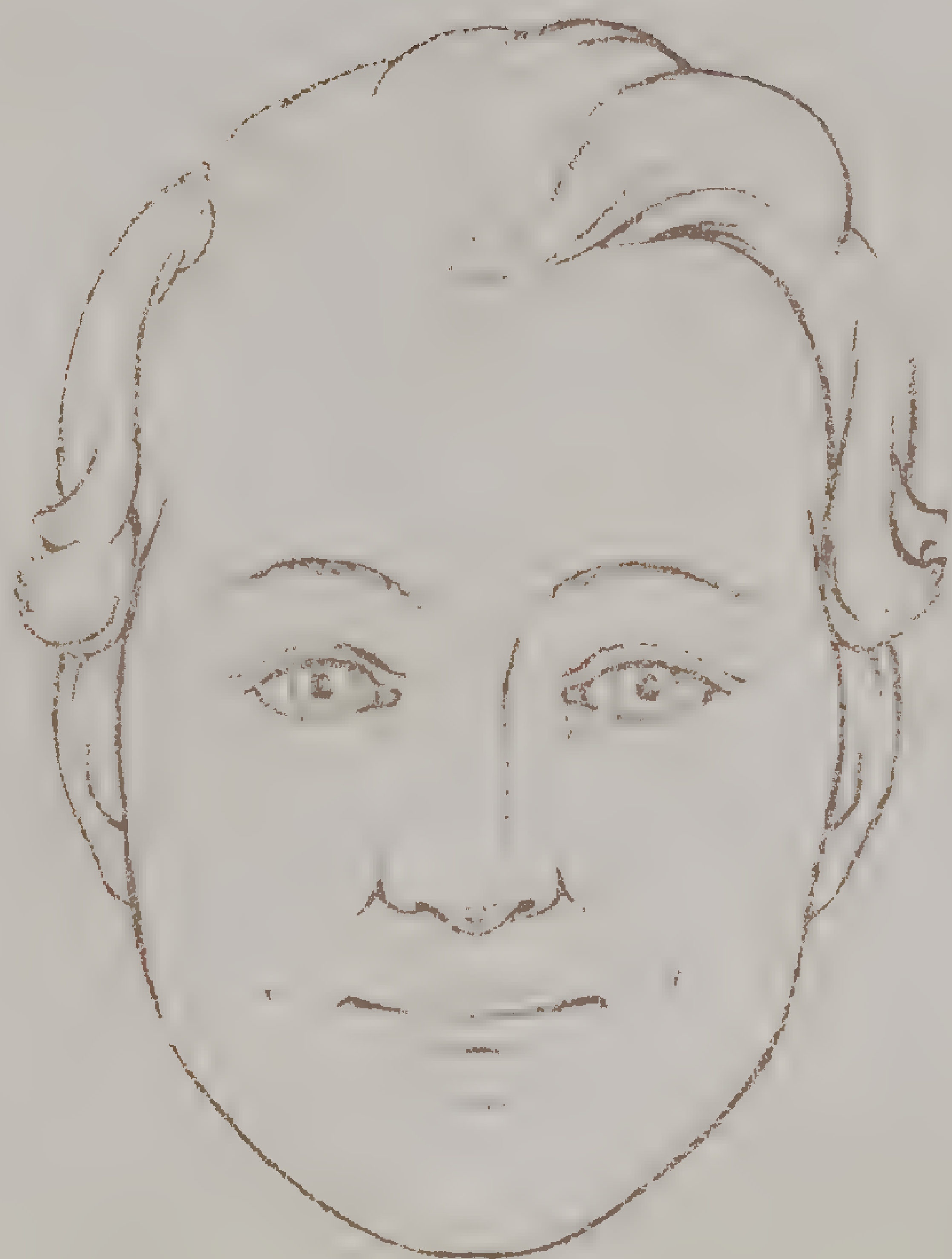
42.



43

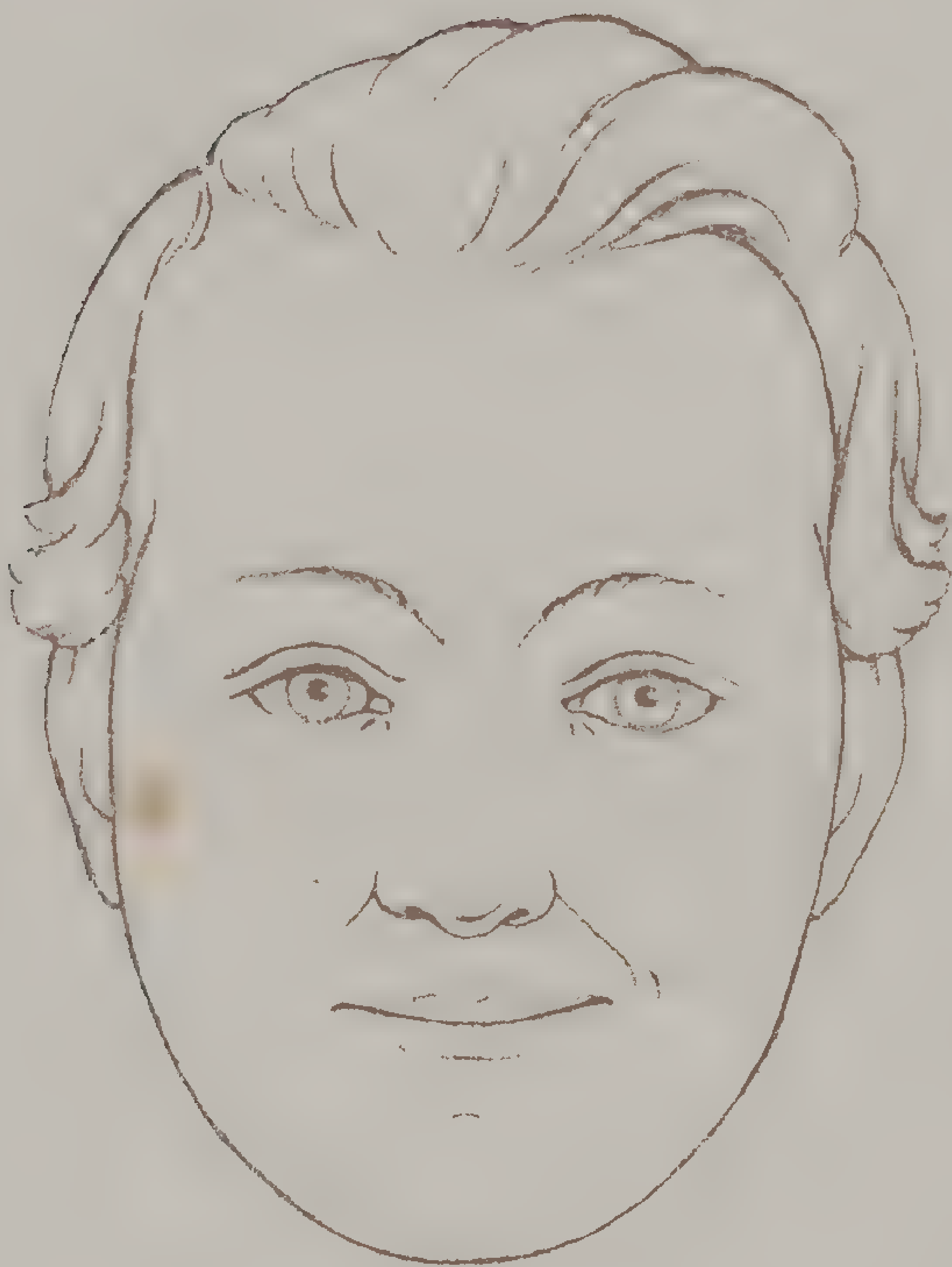


44



45 - 48

45.



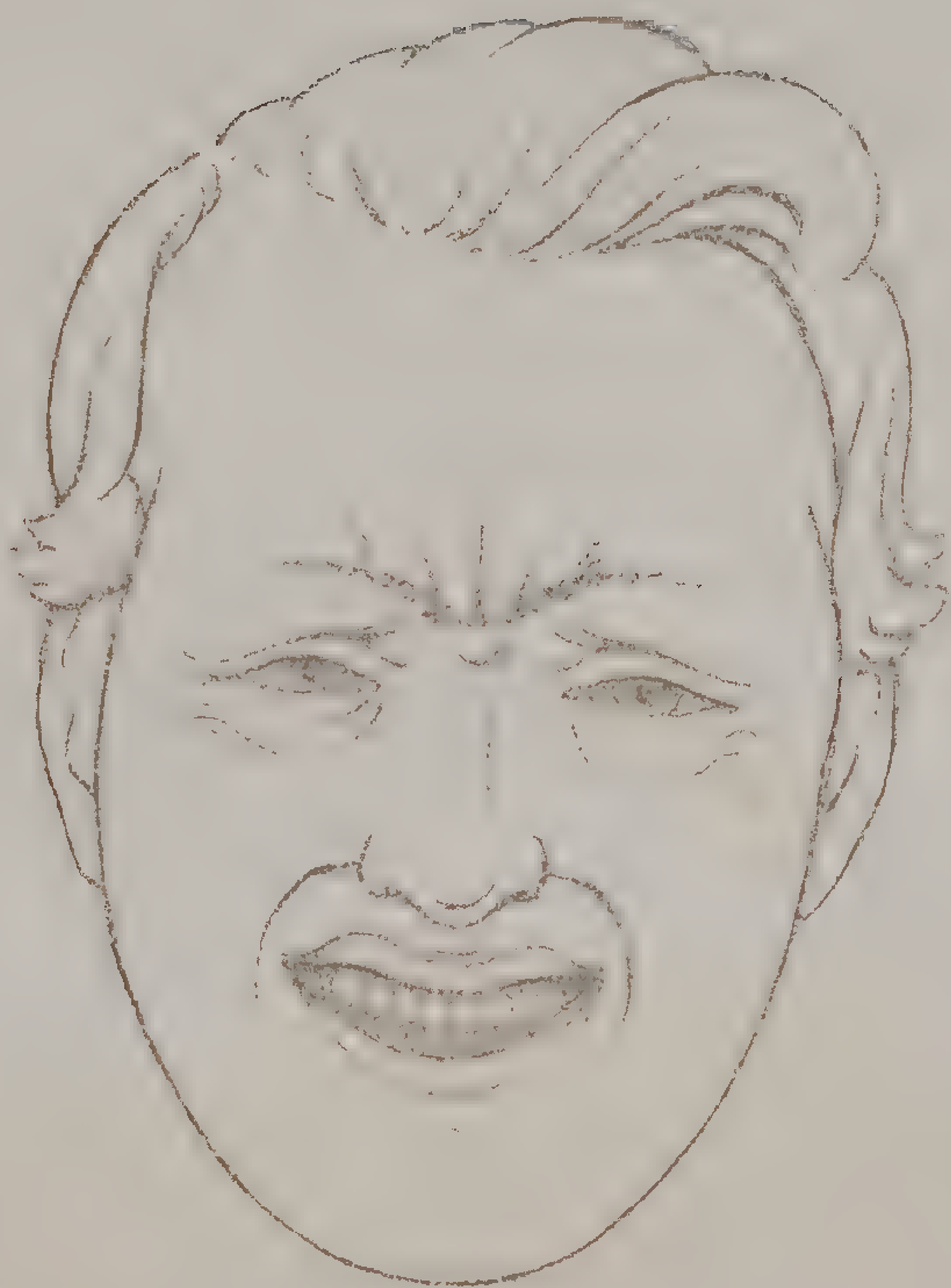
46.



47.

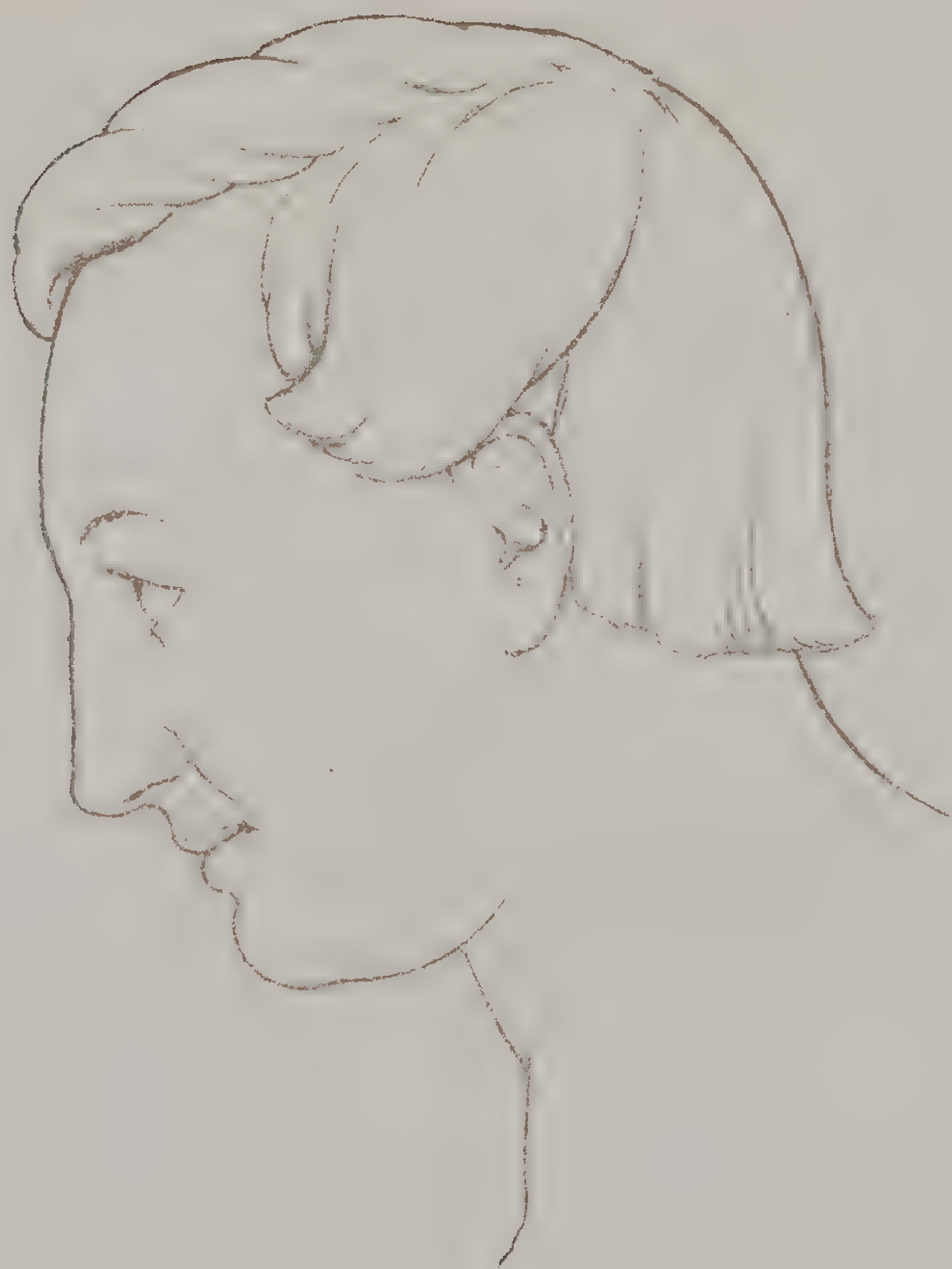


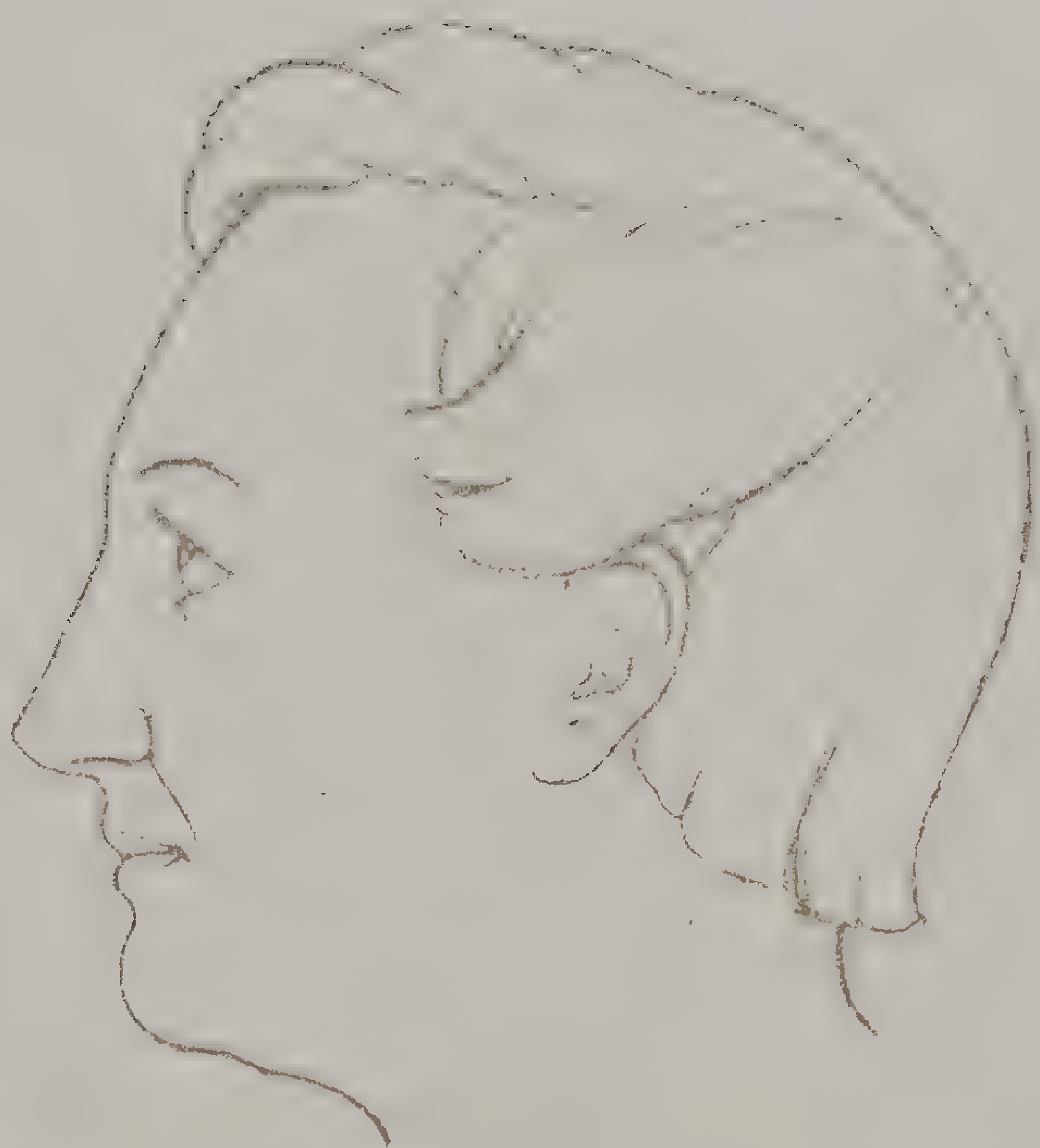
48.

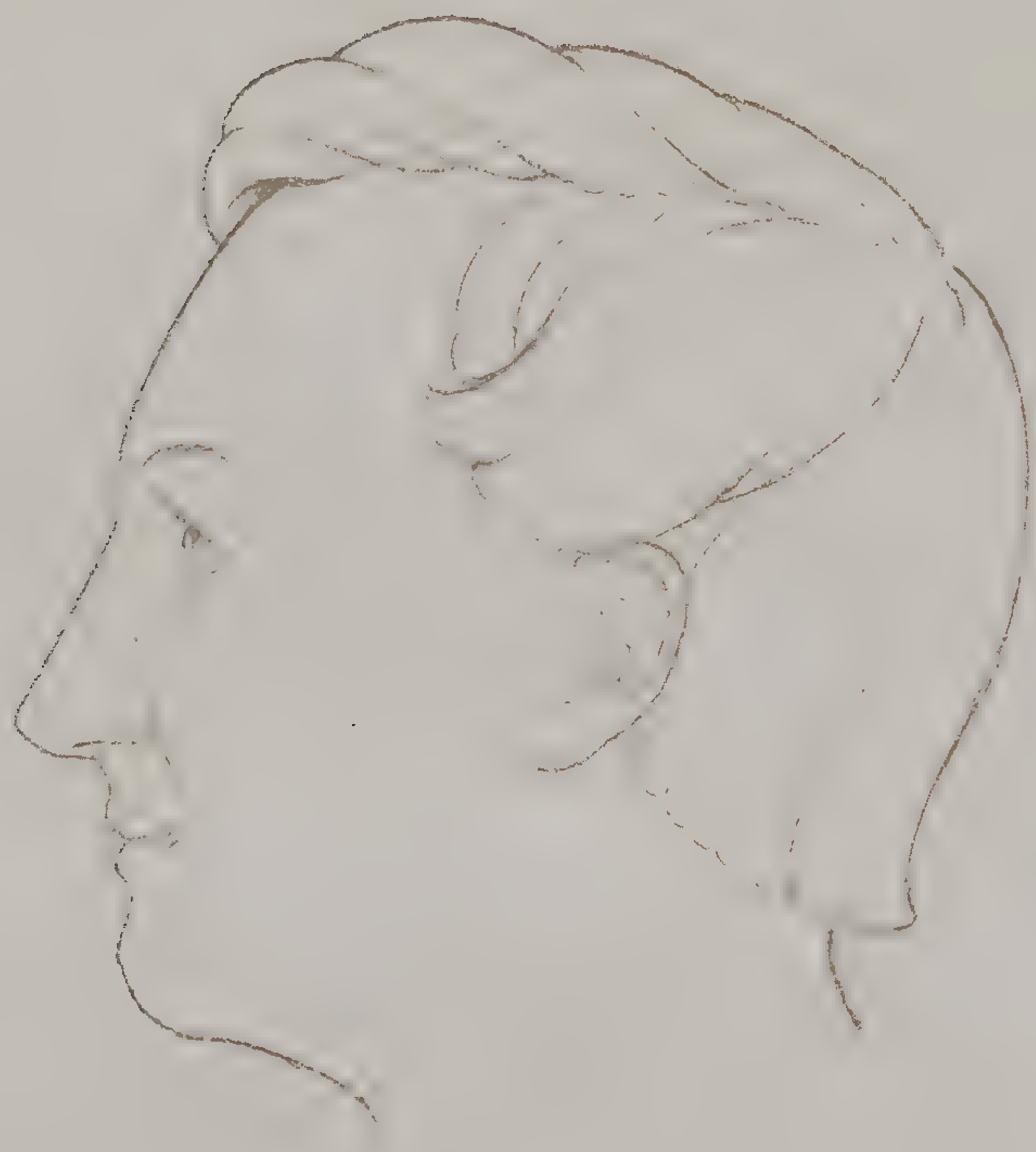


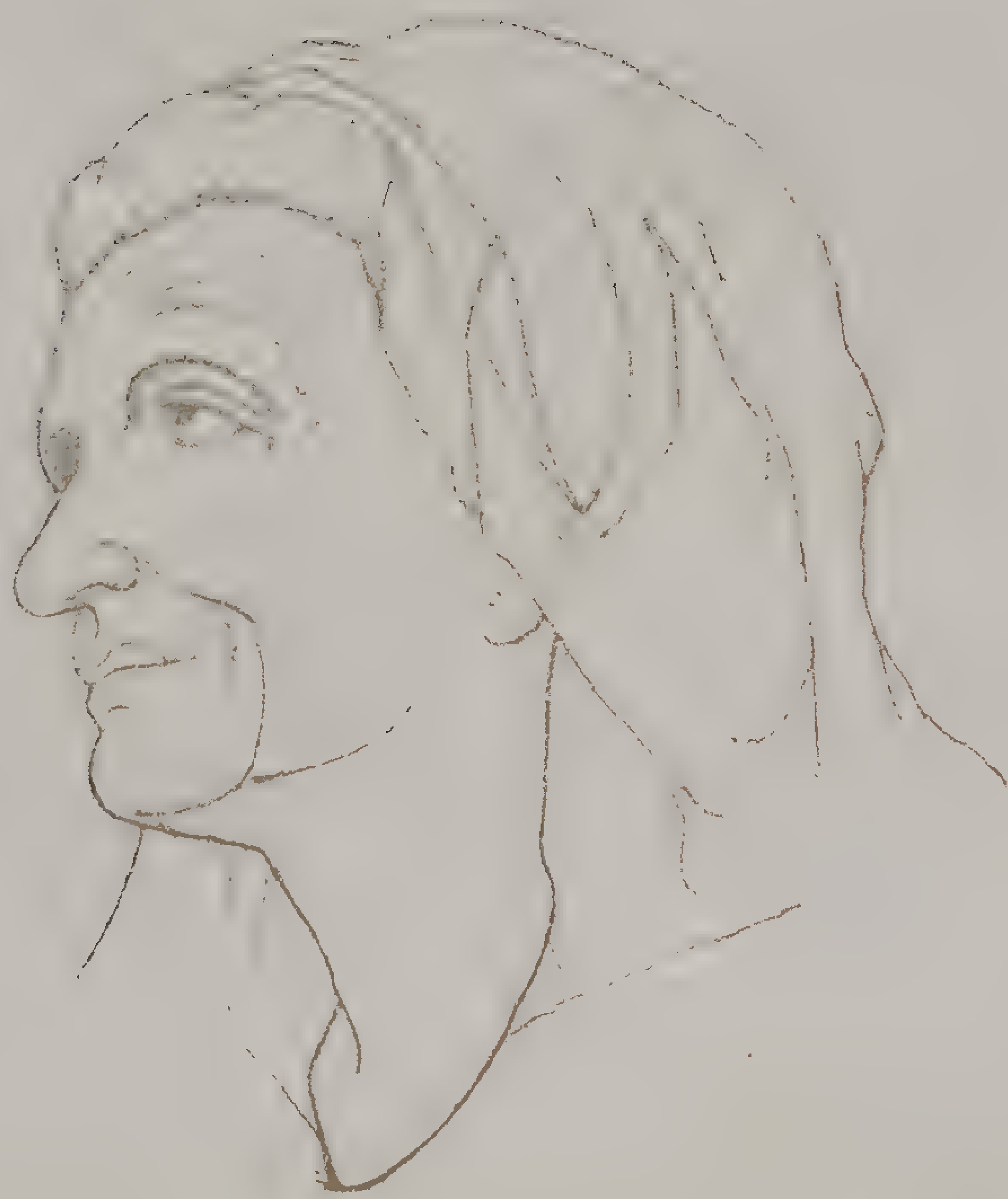
49 – 52

40.









53 – 56

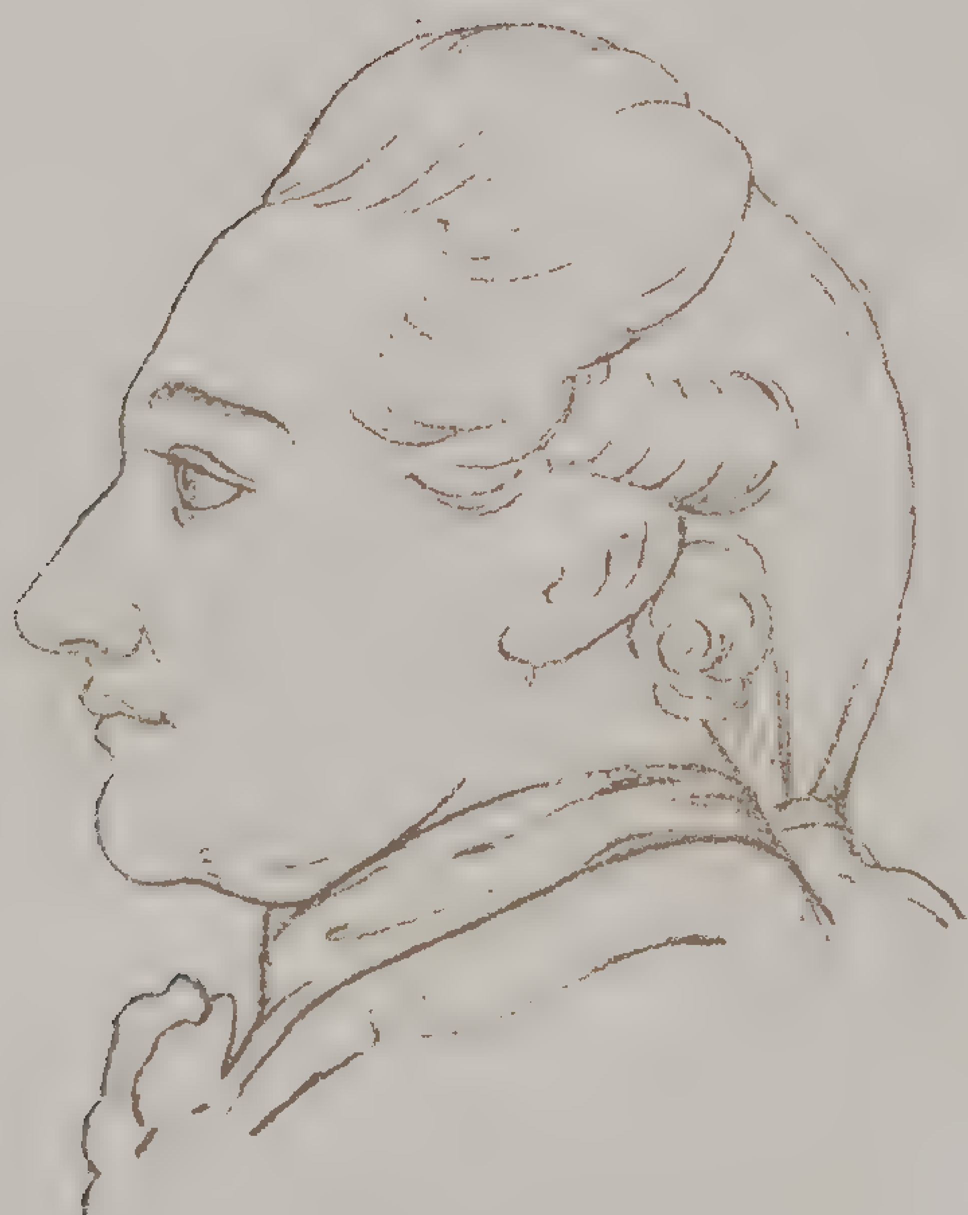
53.



54.



55.

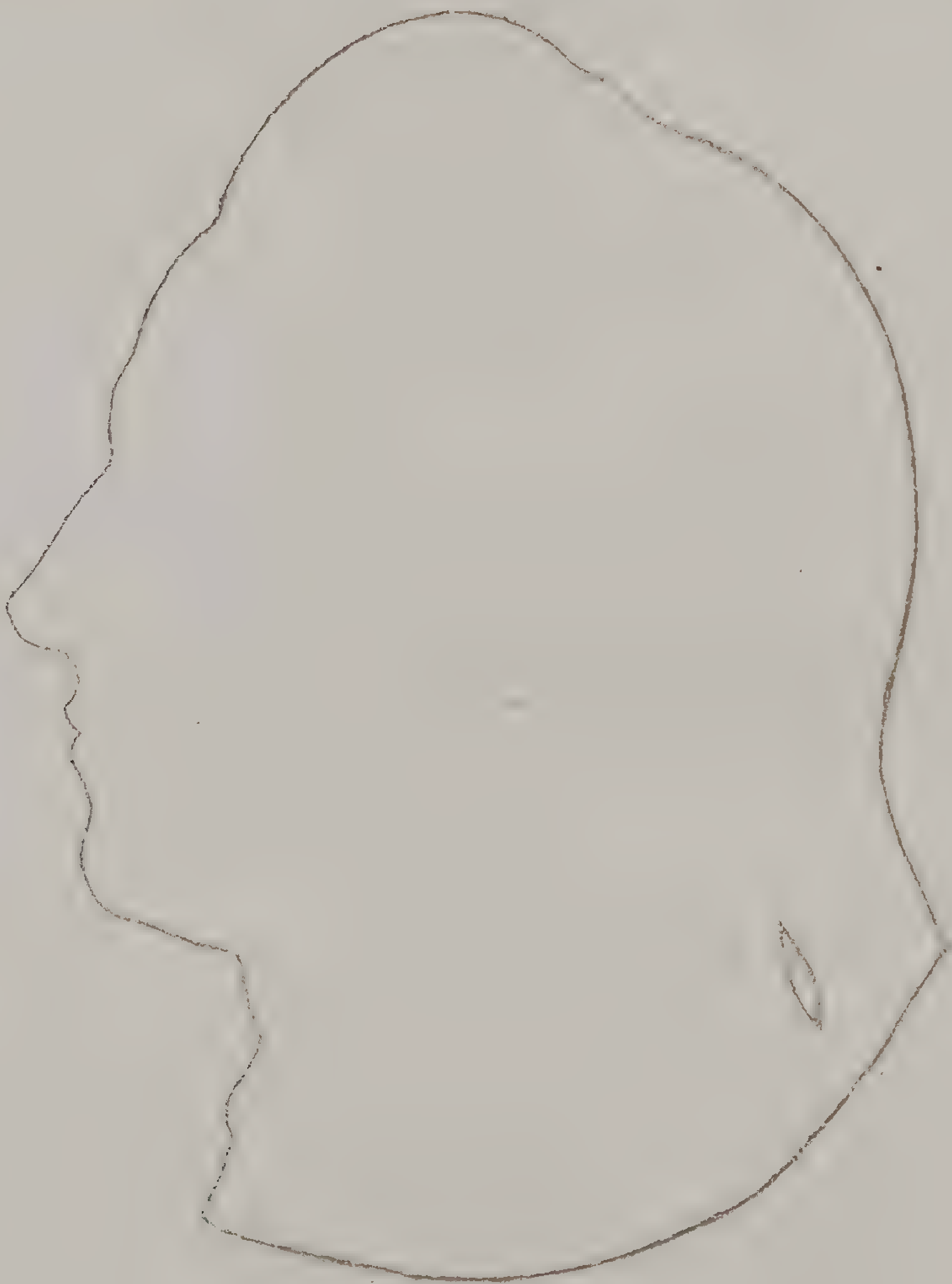


56



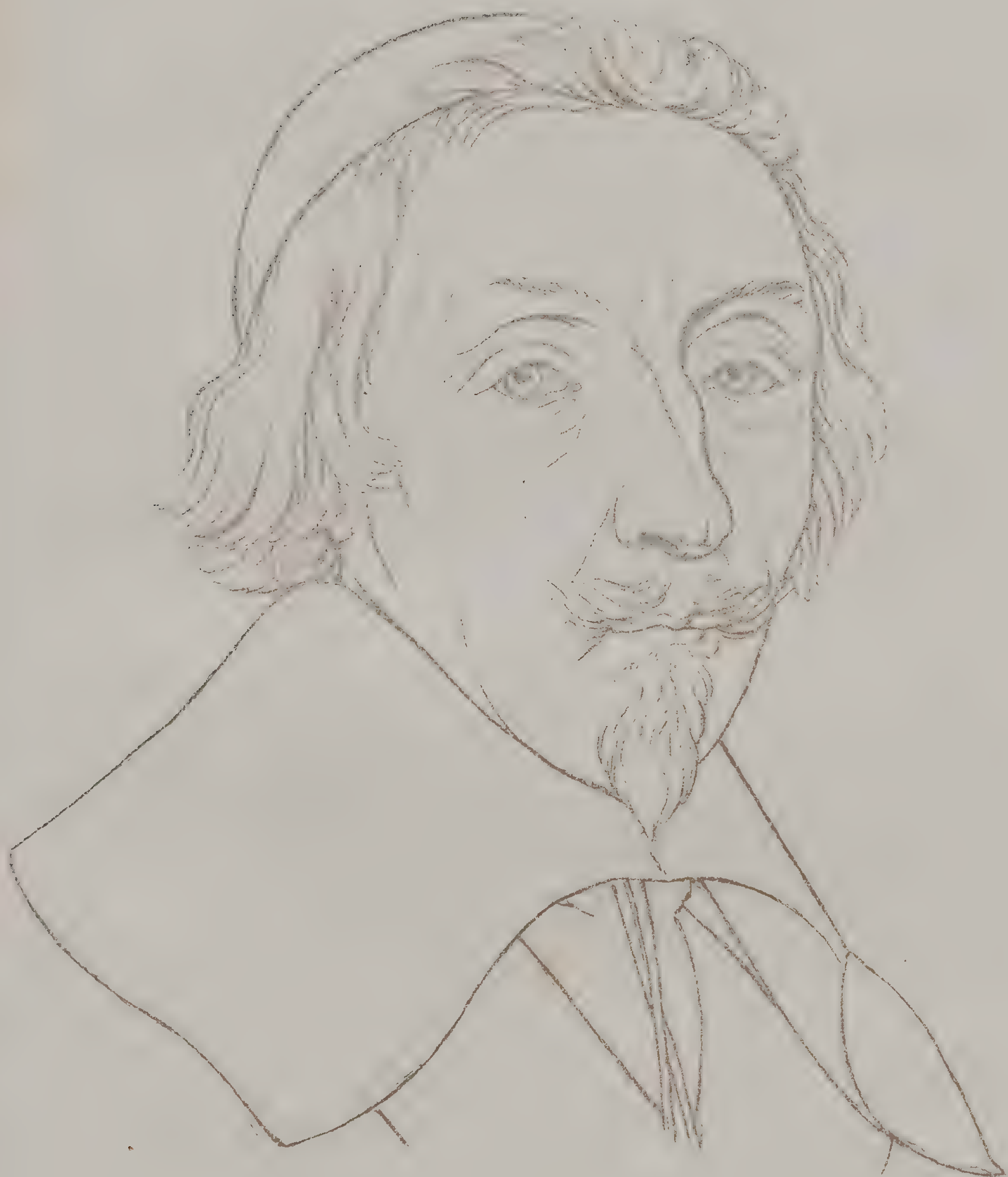
57 – 59

57

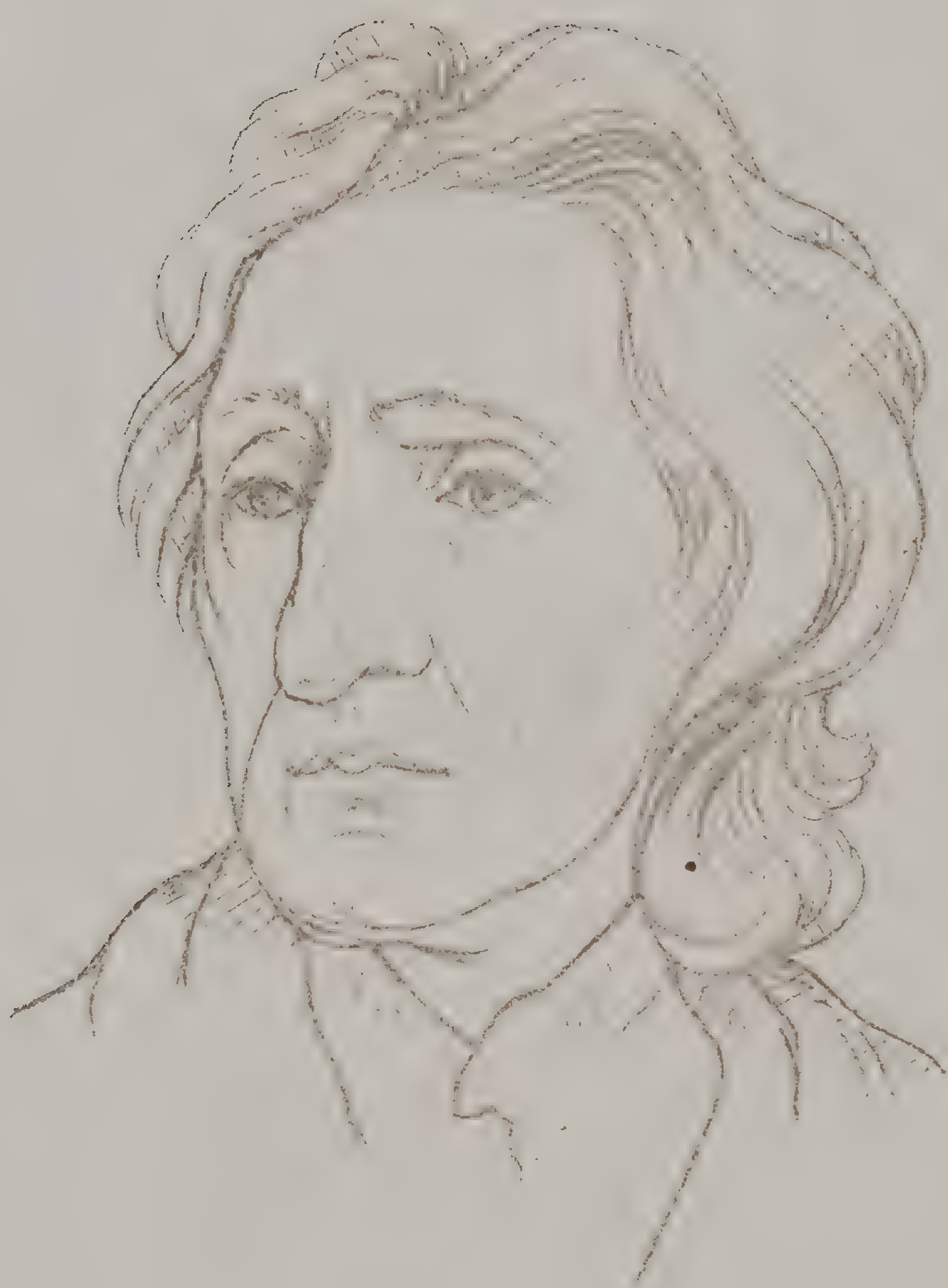


58.

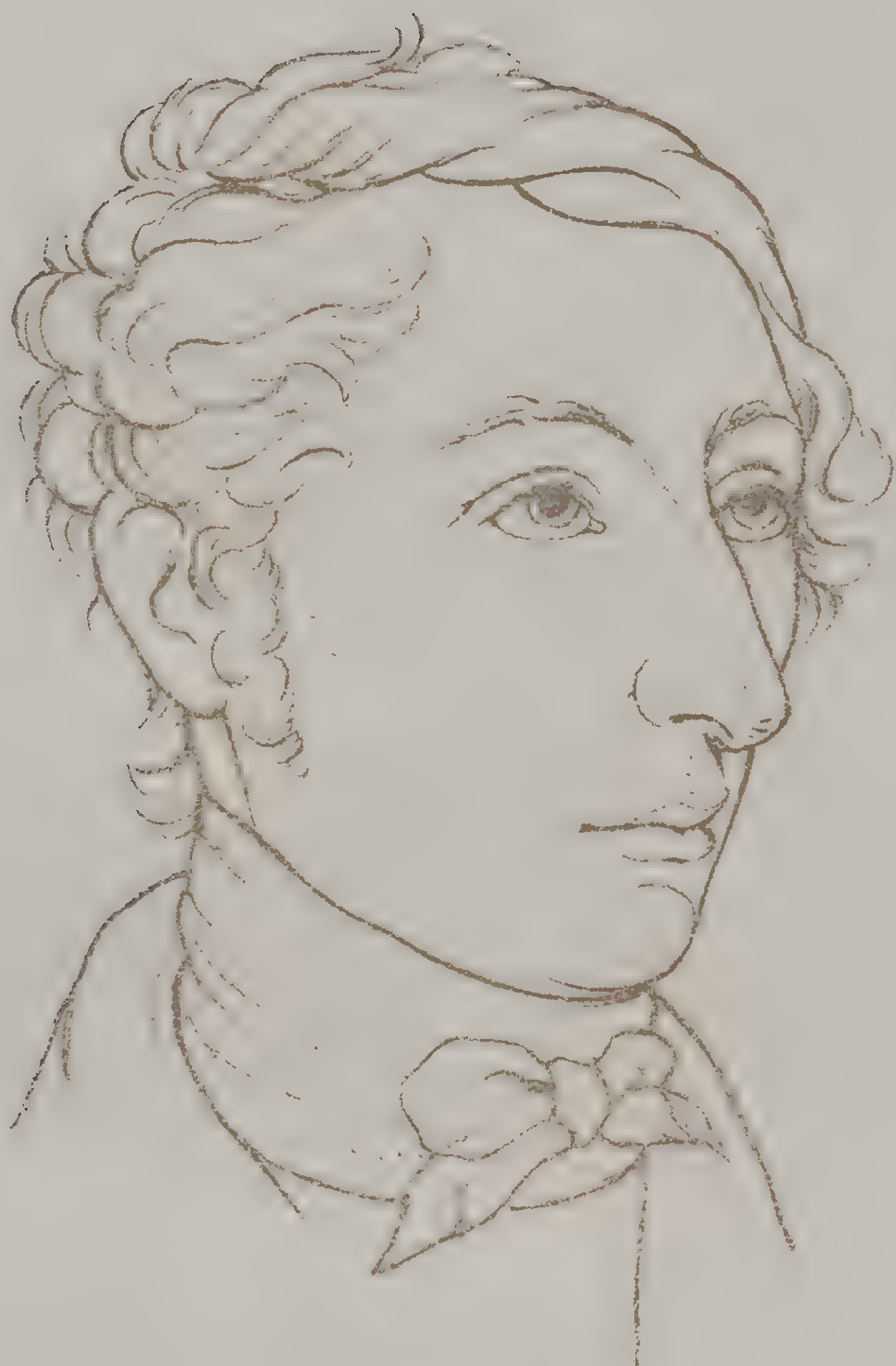




60 _ 62



61



62.

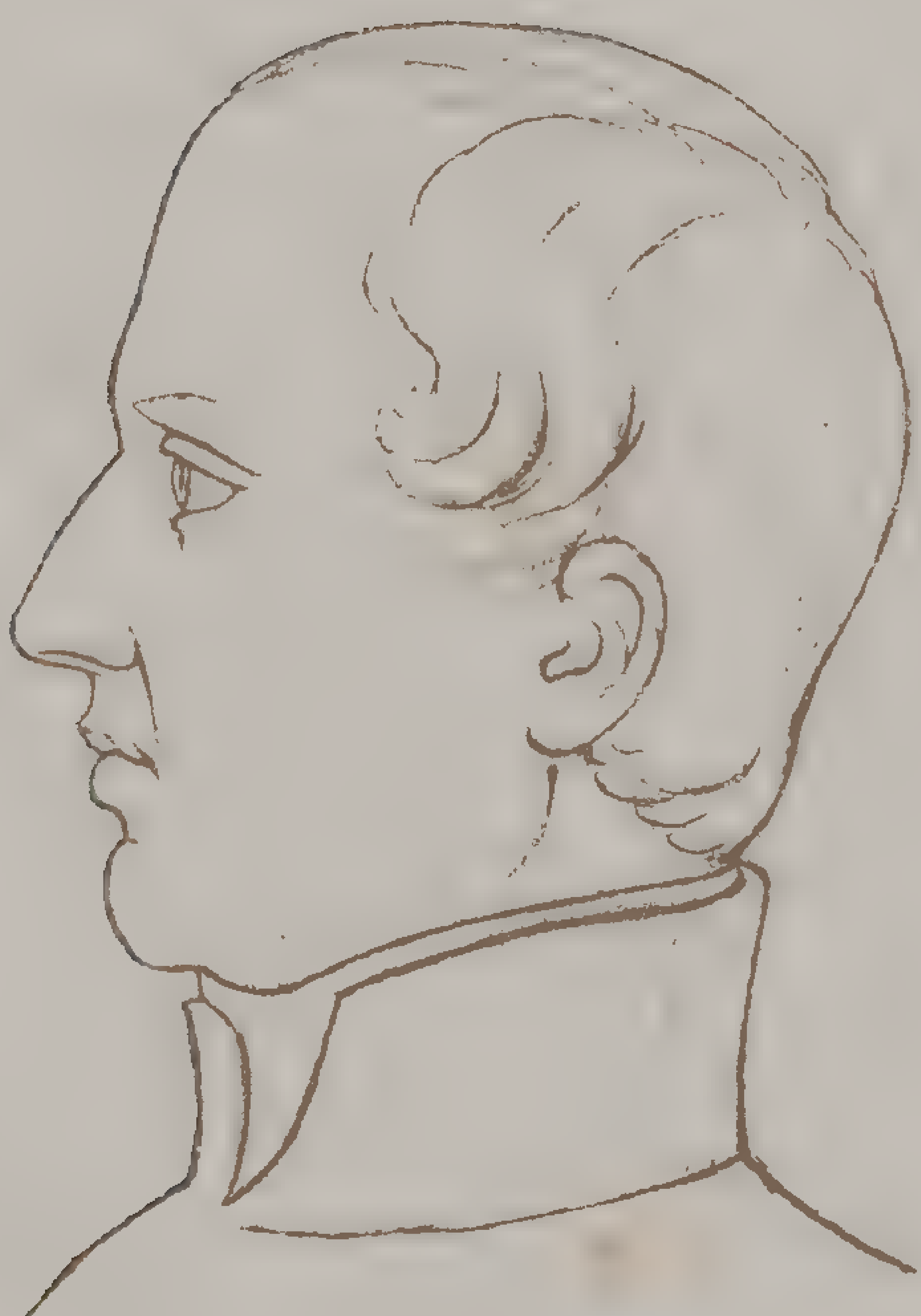


63 – 66

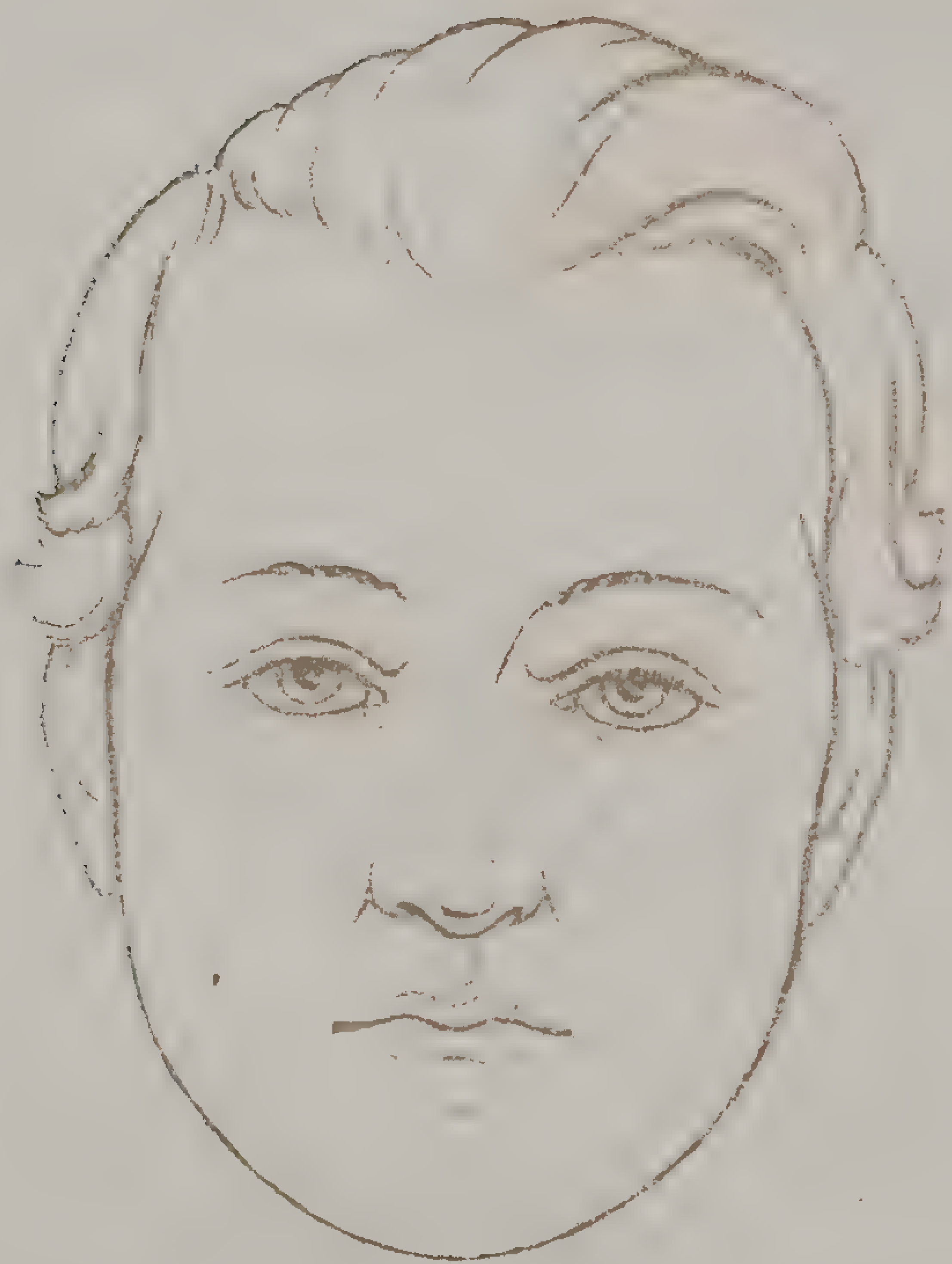
53.



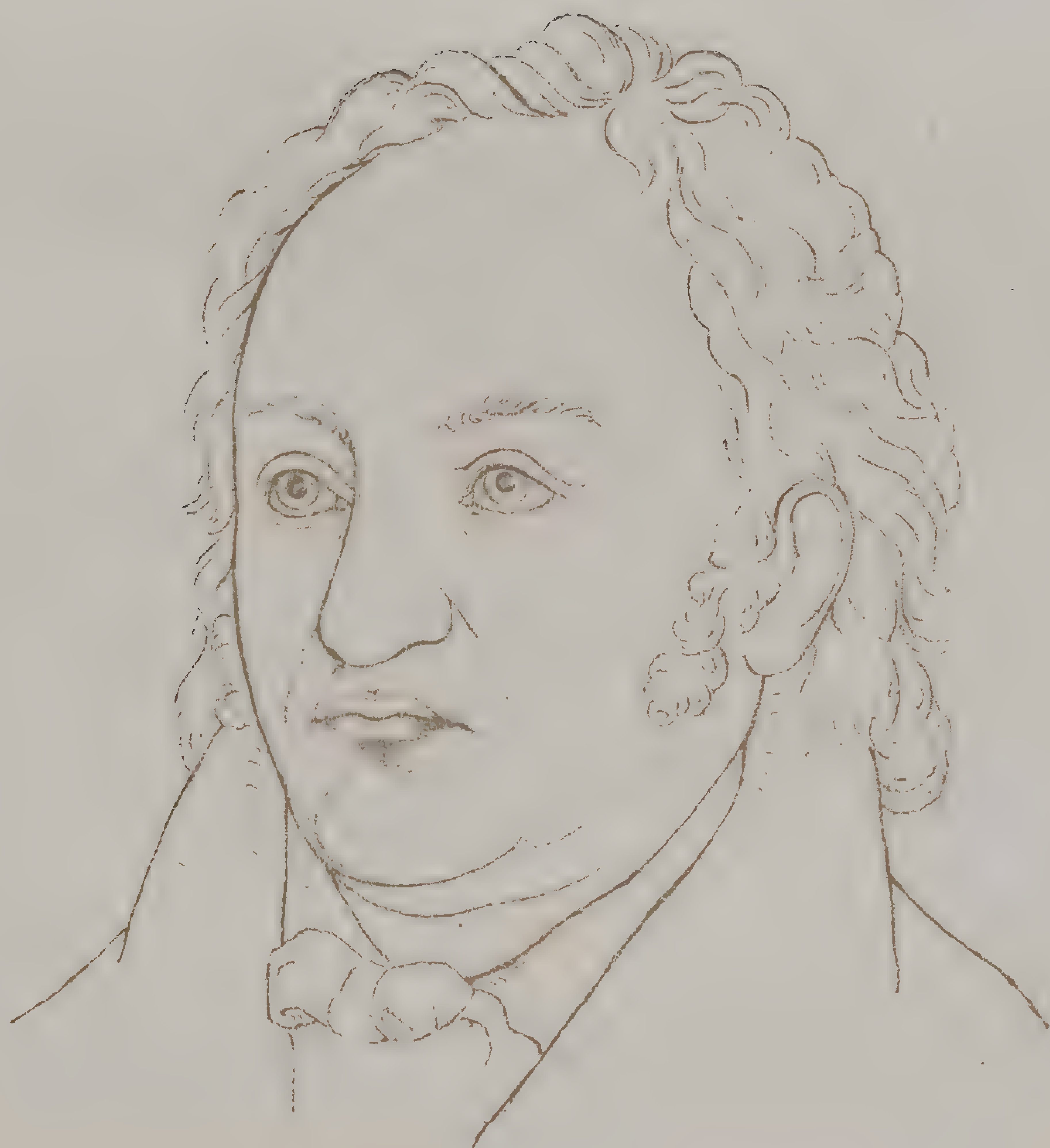
54



65.

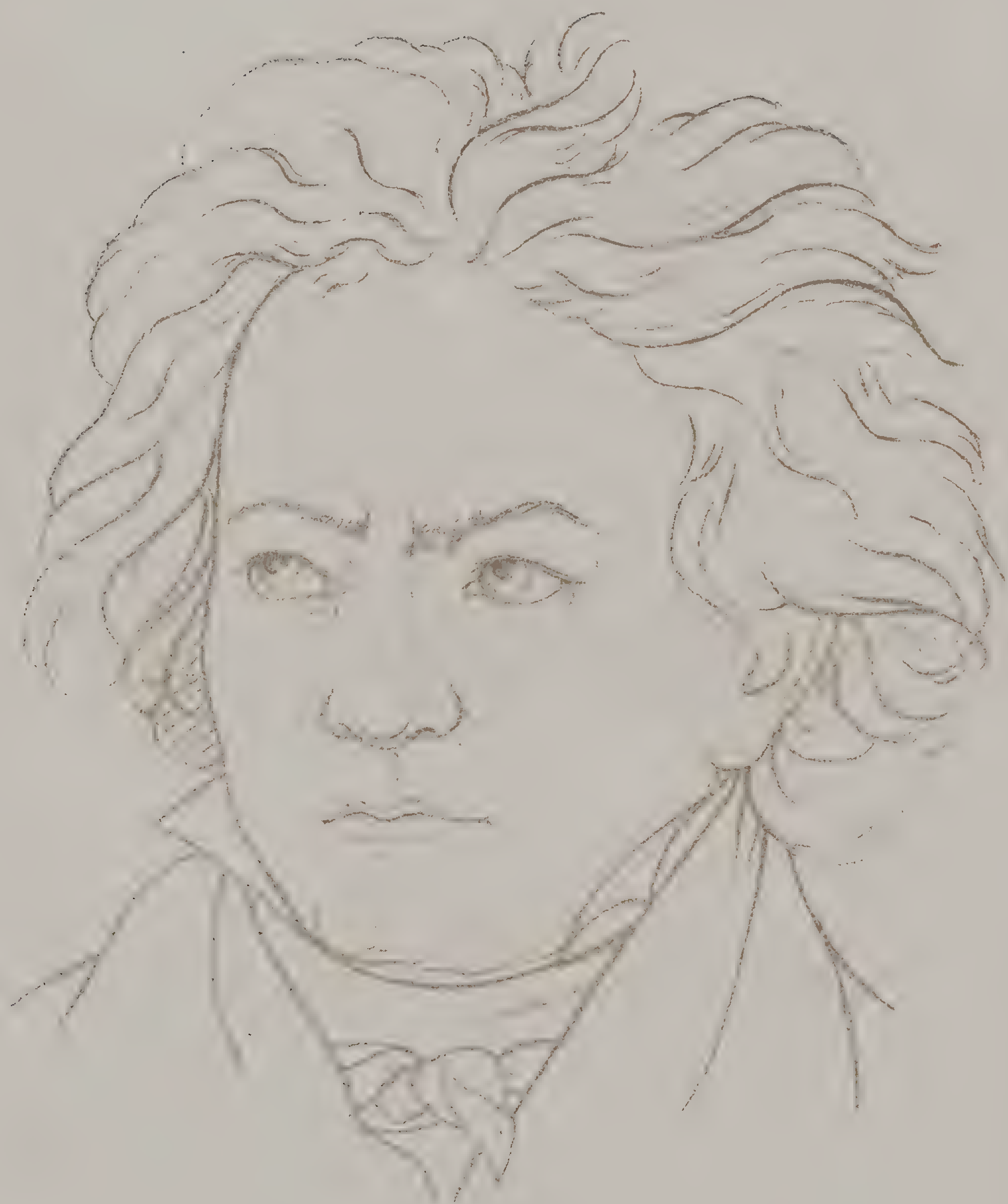


66.

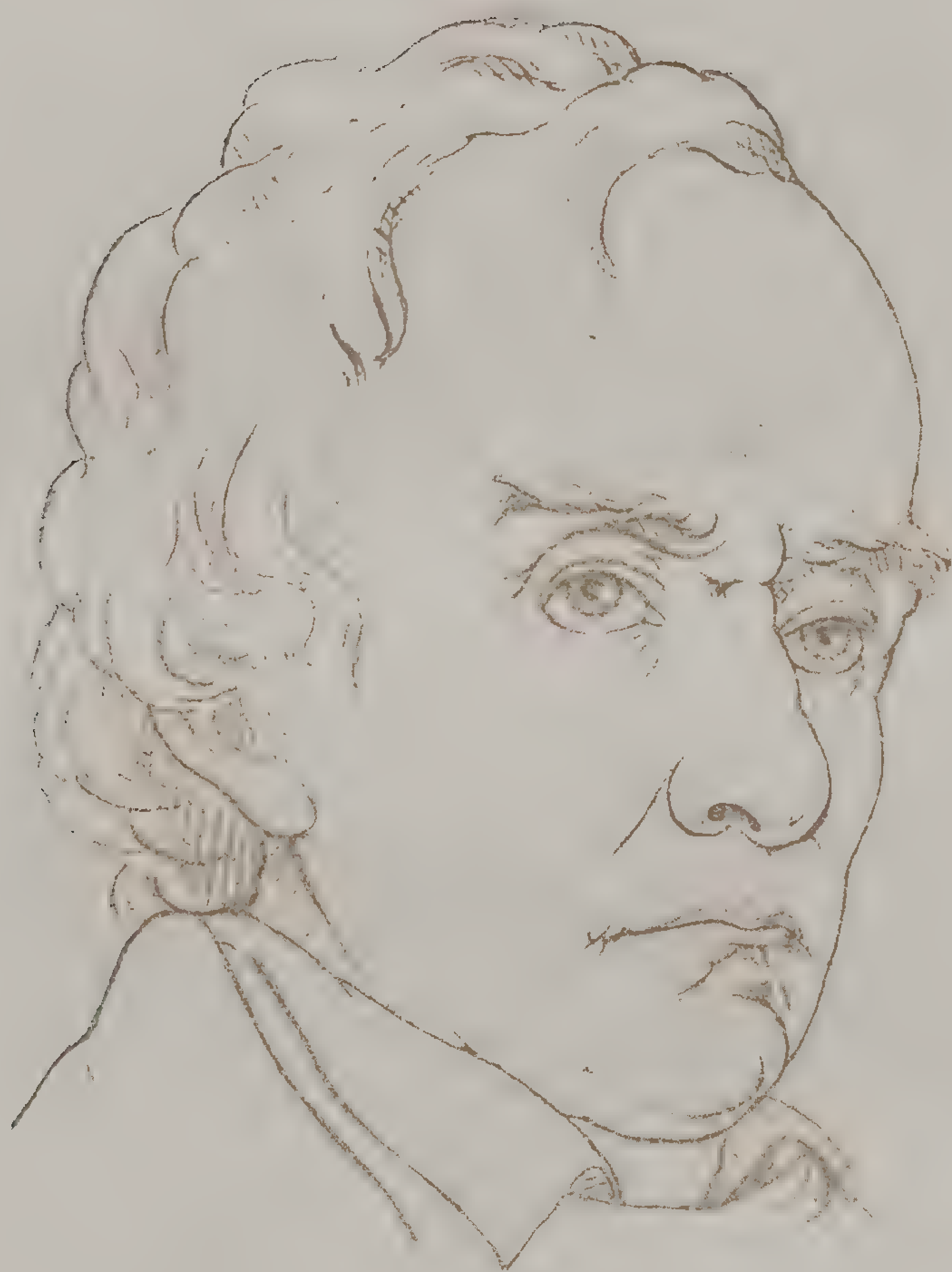


67 – 68

67

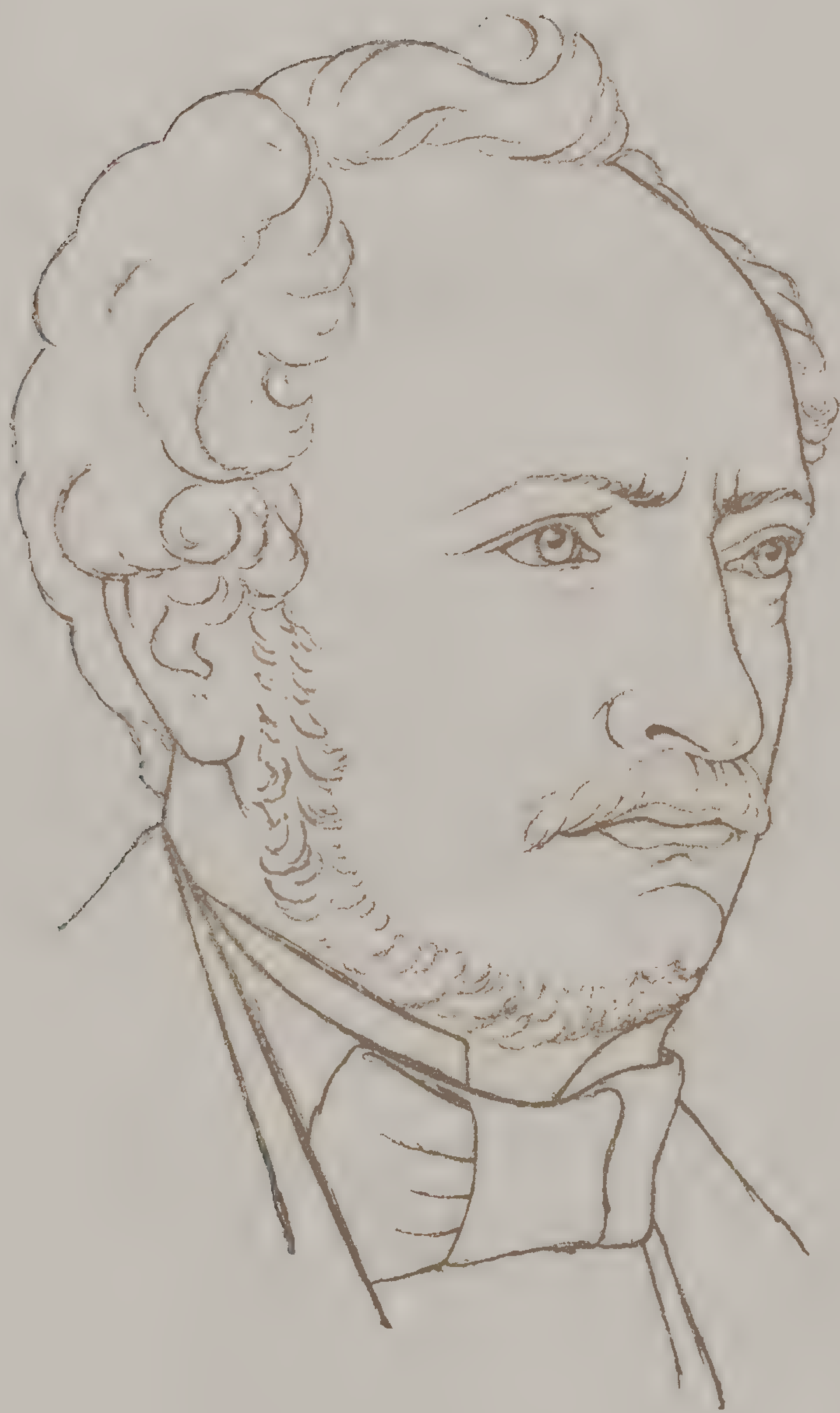


68.



69 - 70

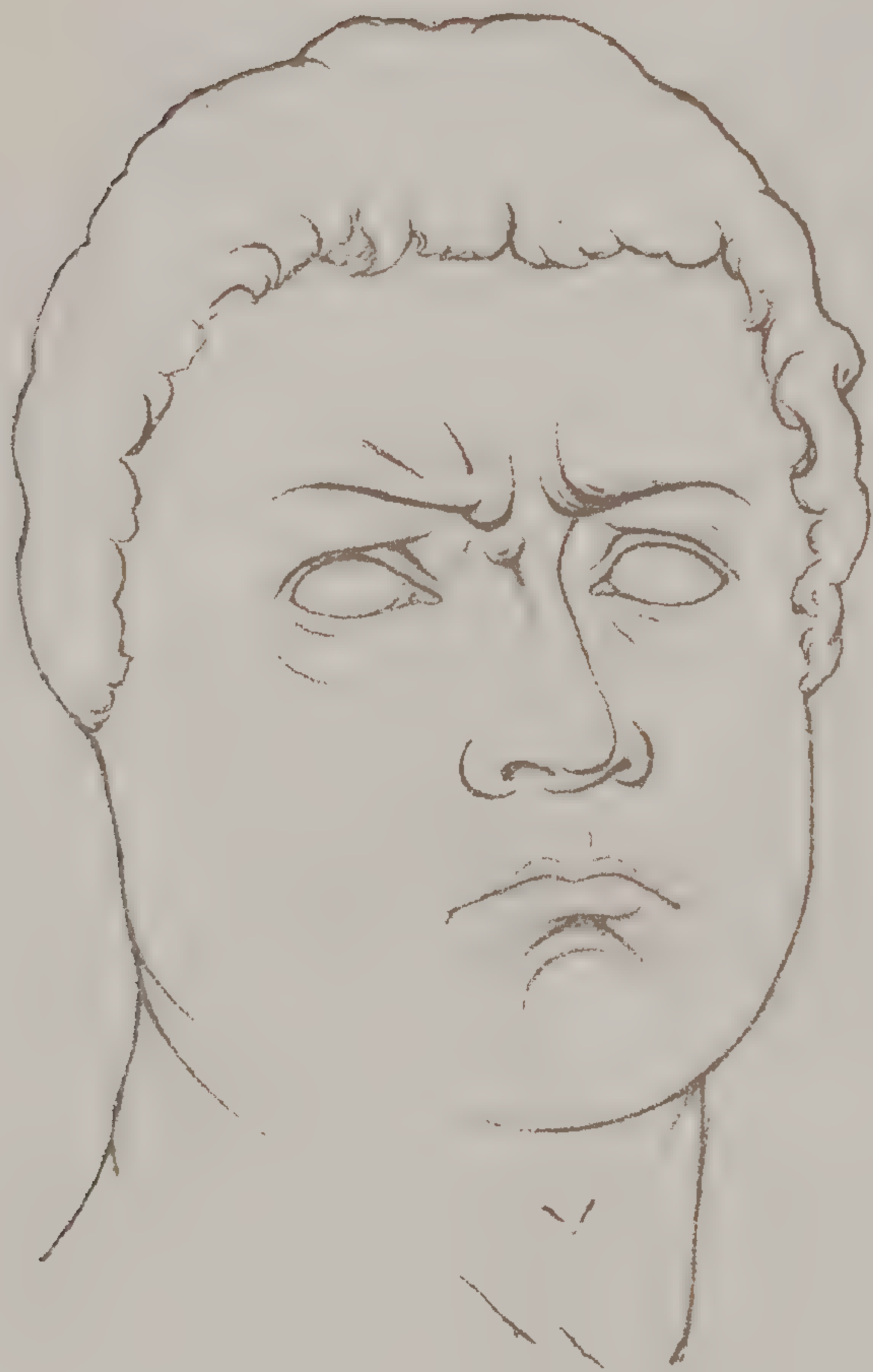
69.



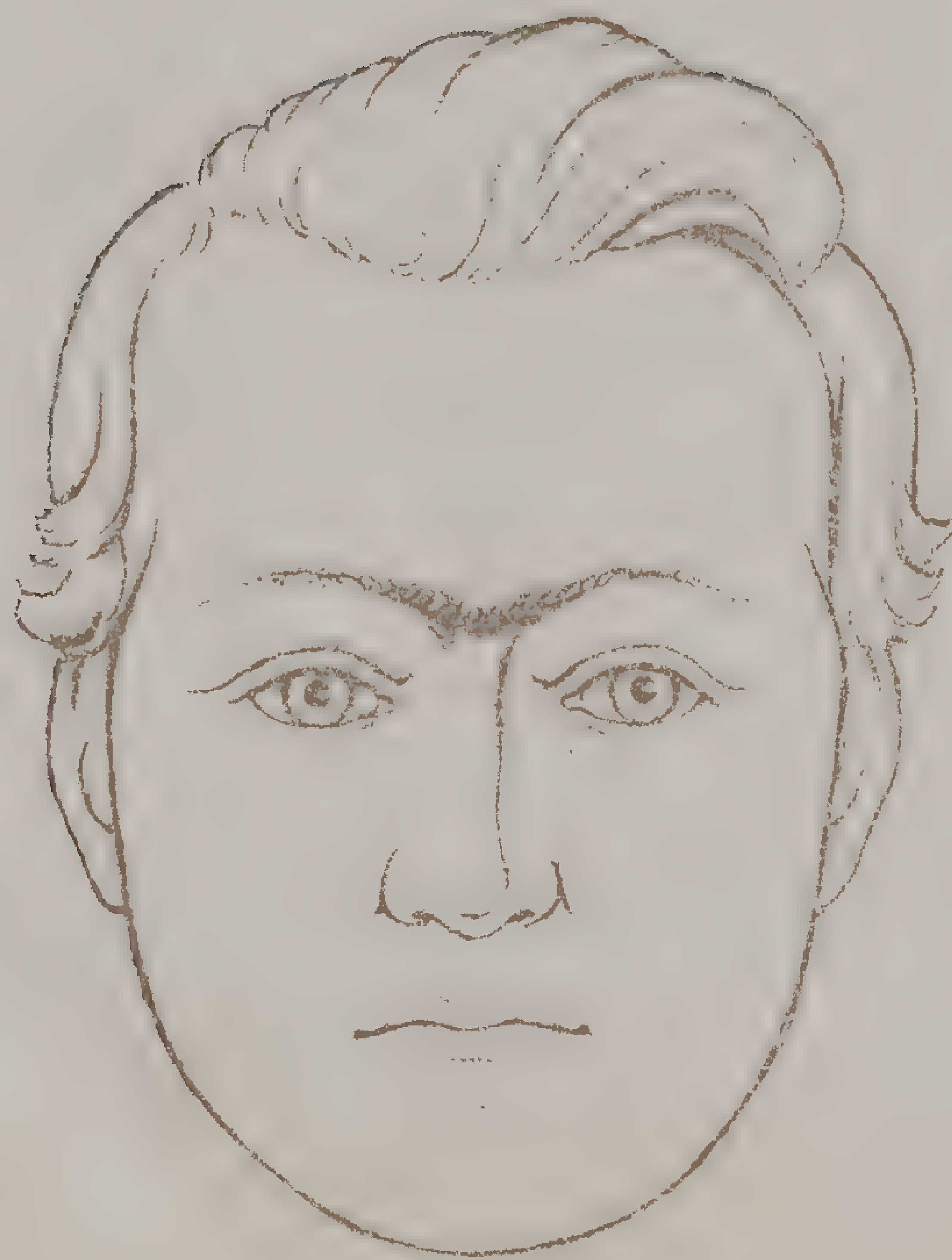
70.



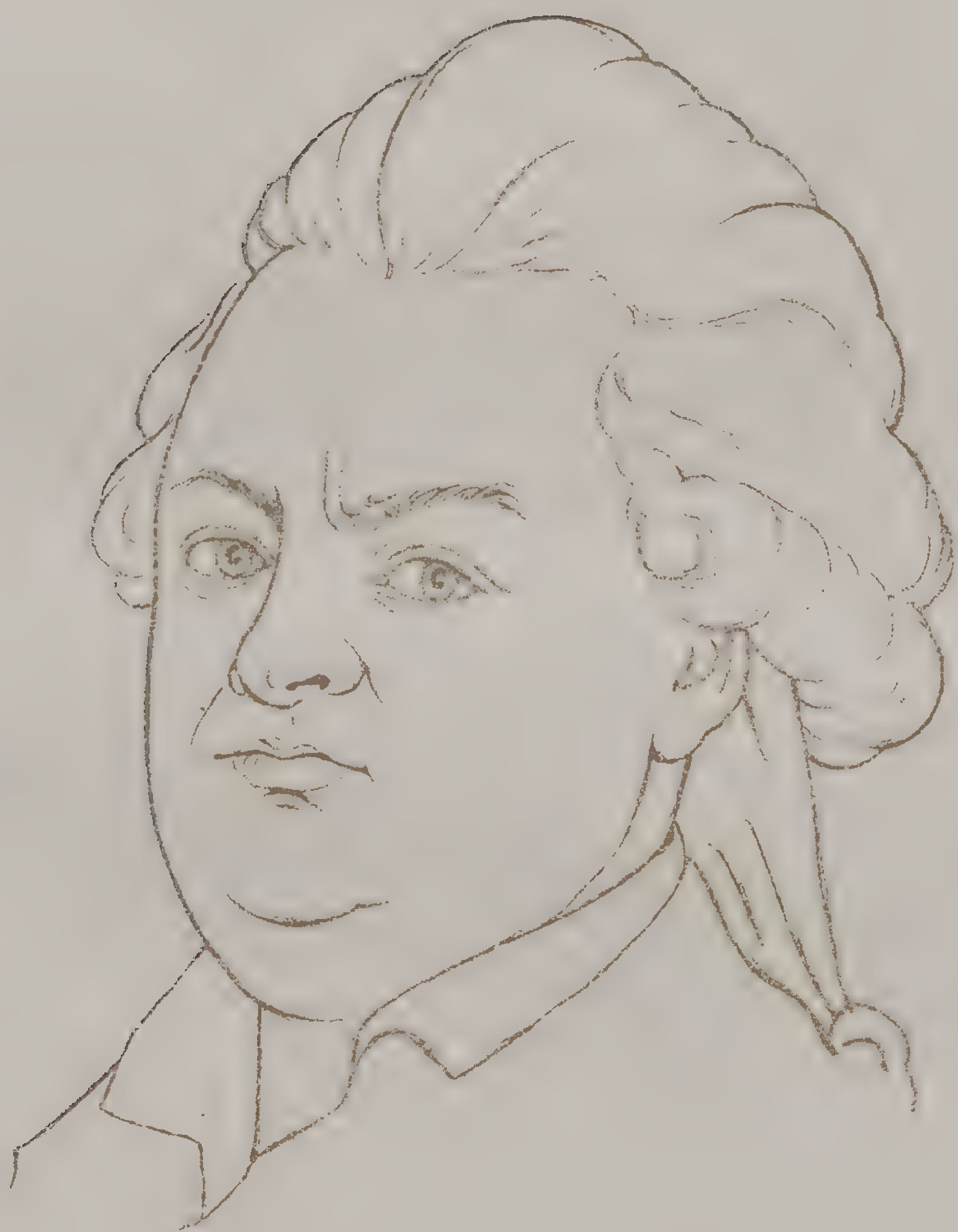
71.



72.

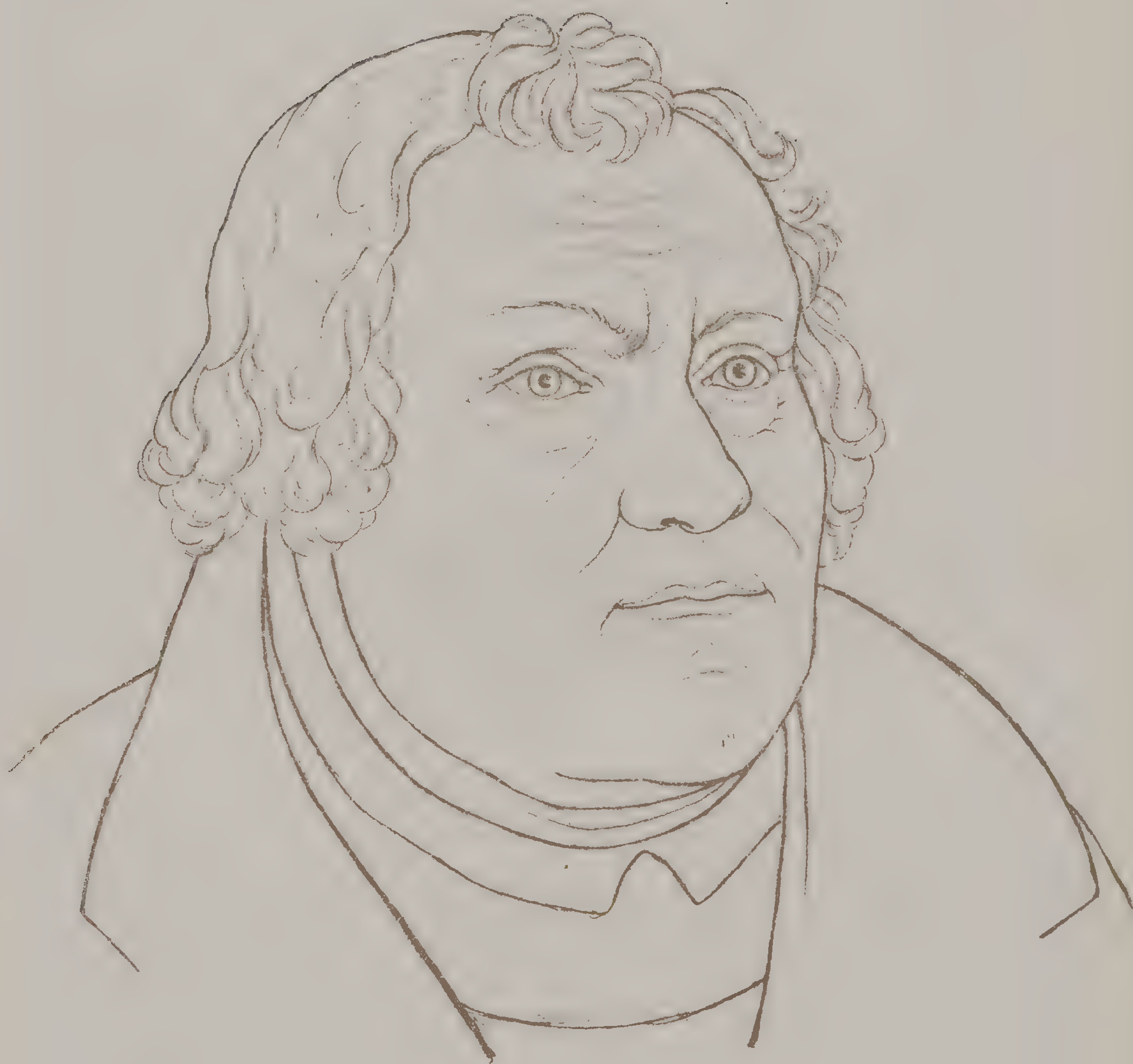


73.



74 - 75

74.

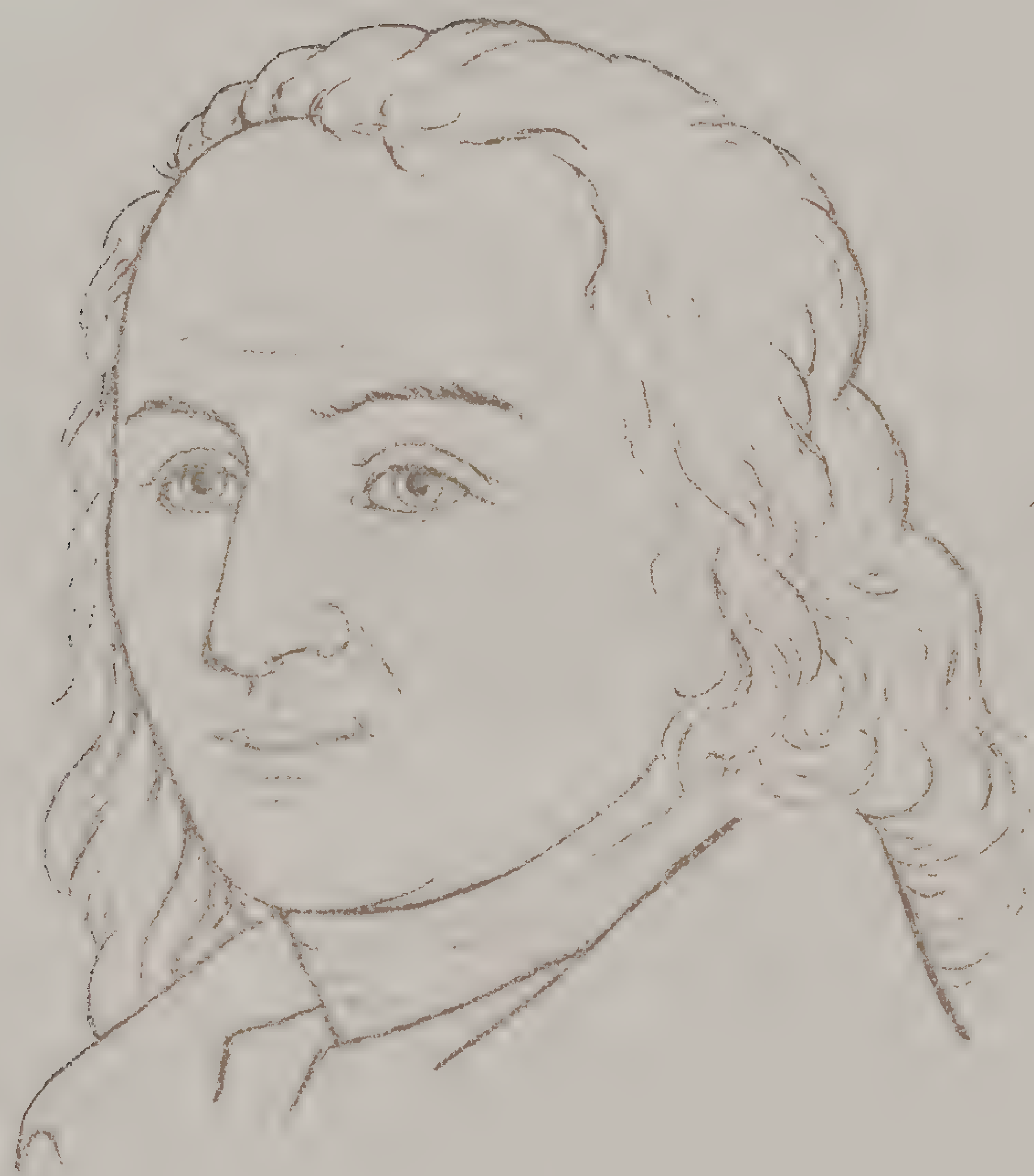


75.



76 - 78

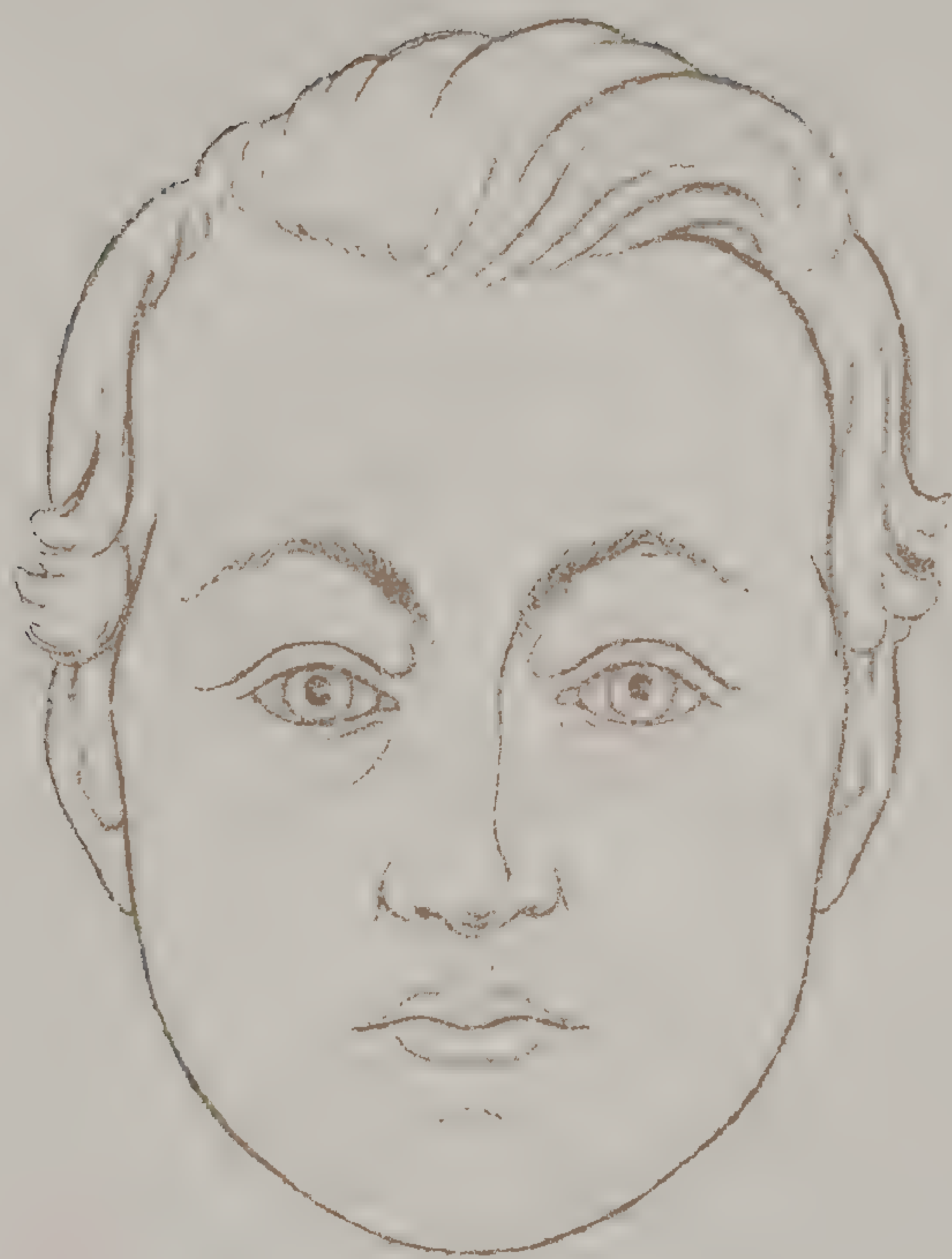
16.



77



78.

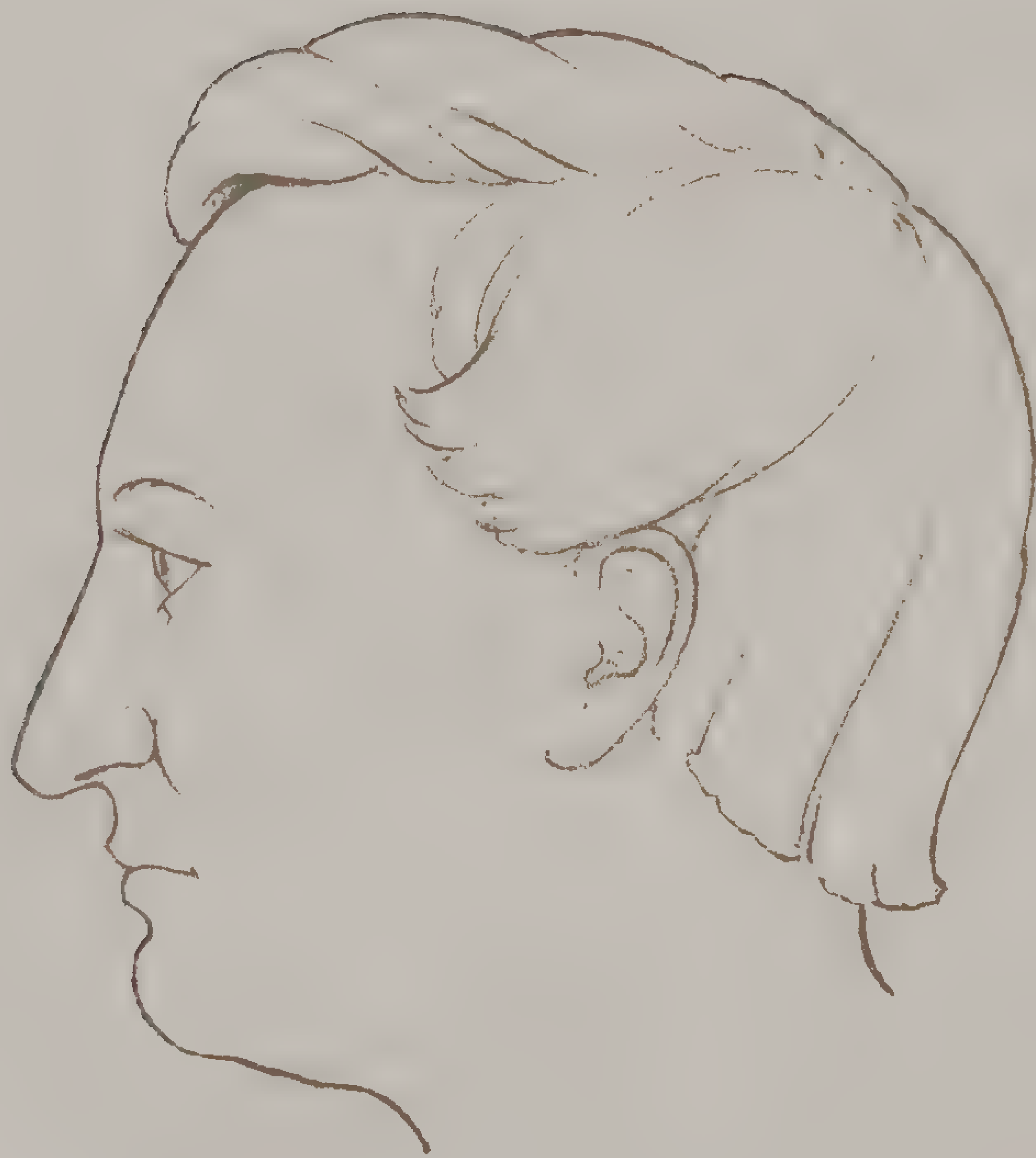


79 - 81

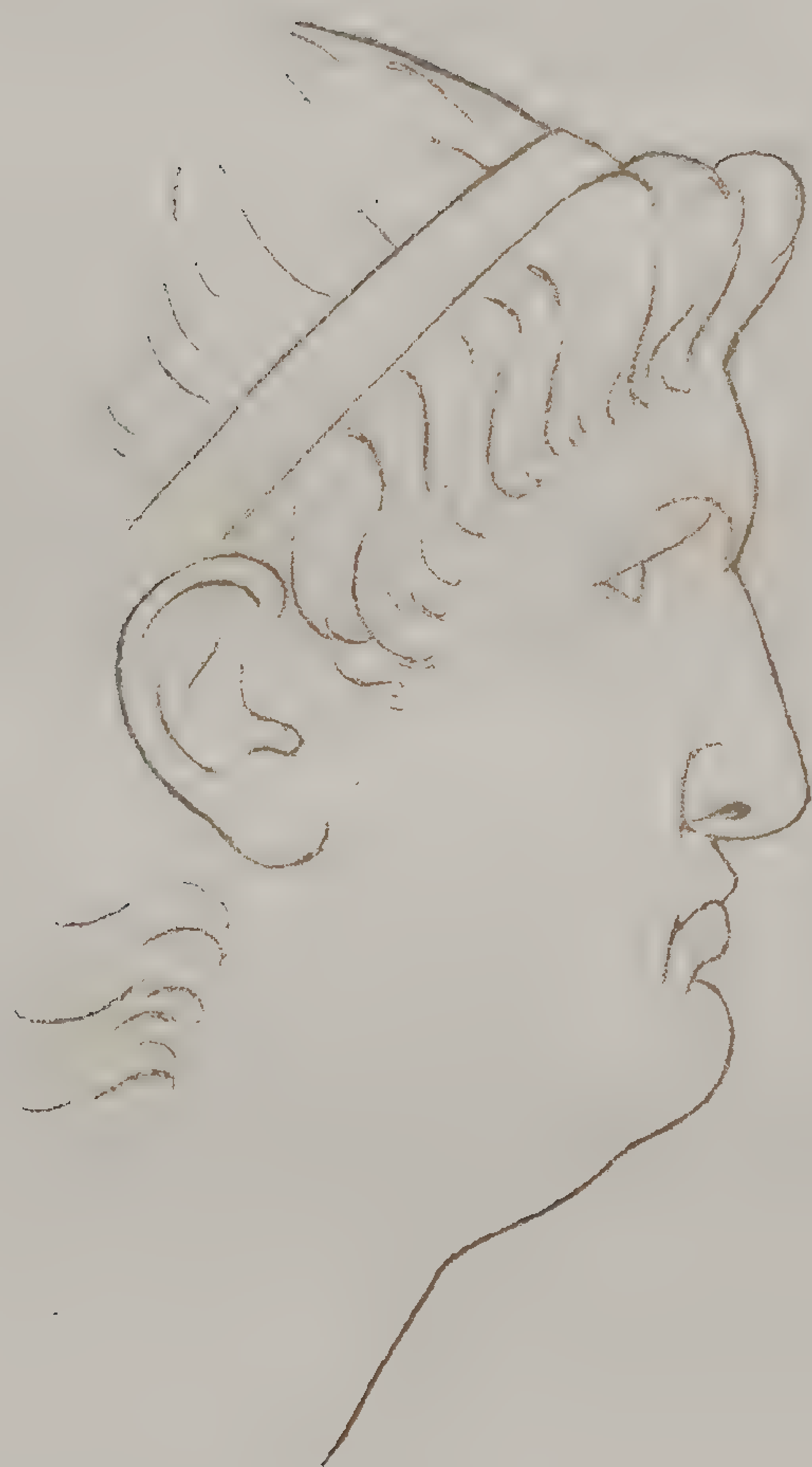
79



80.

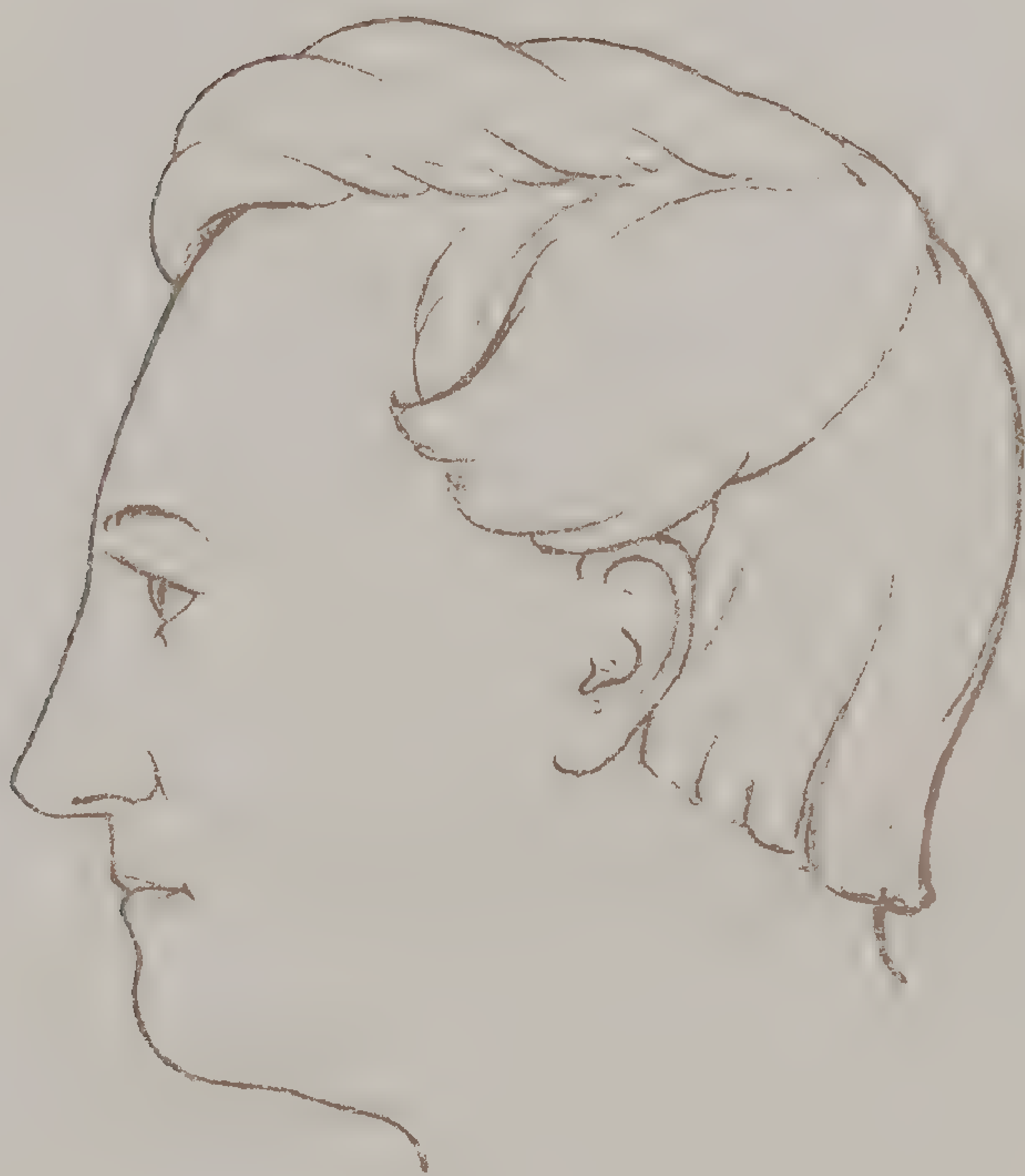


81.

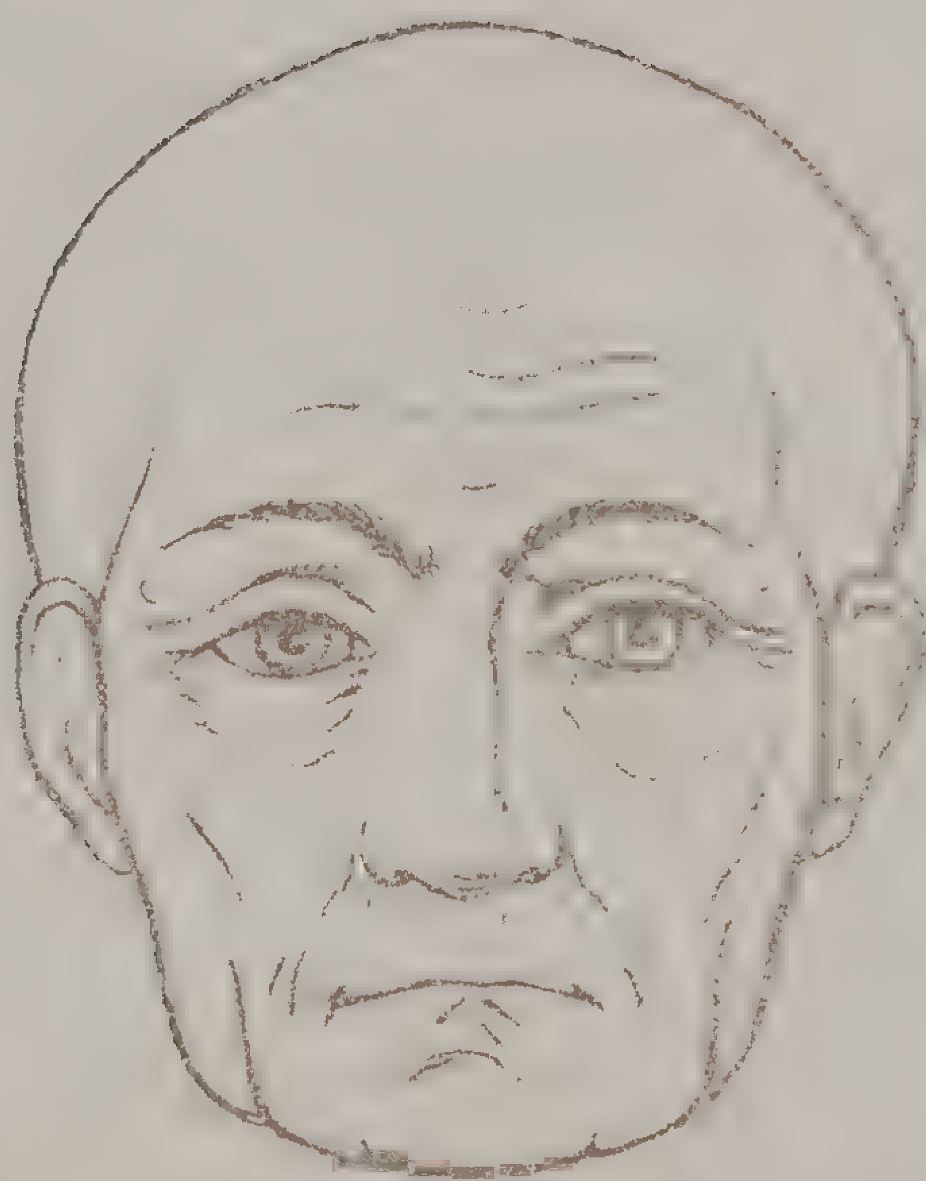


82 - 84

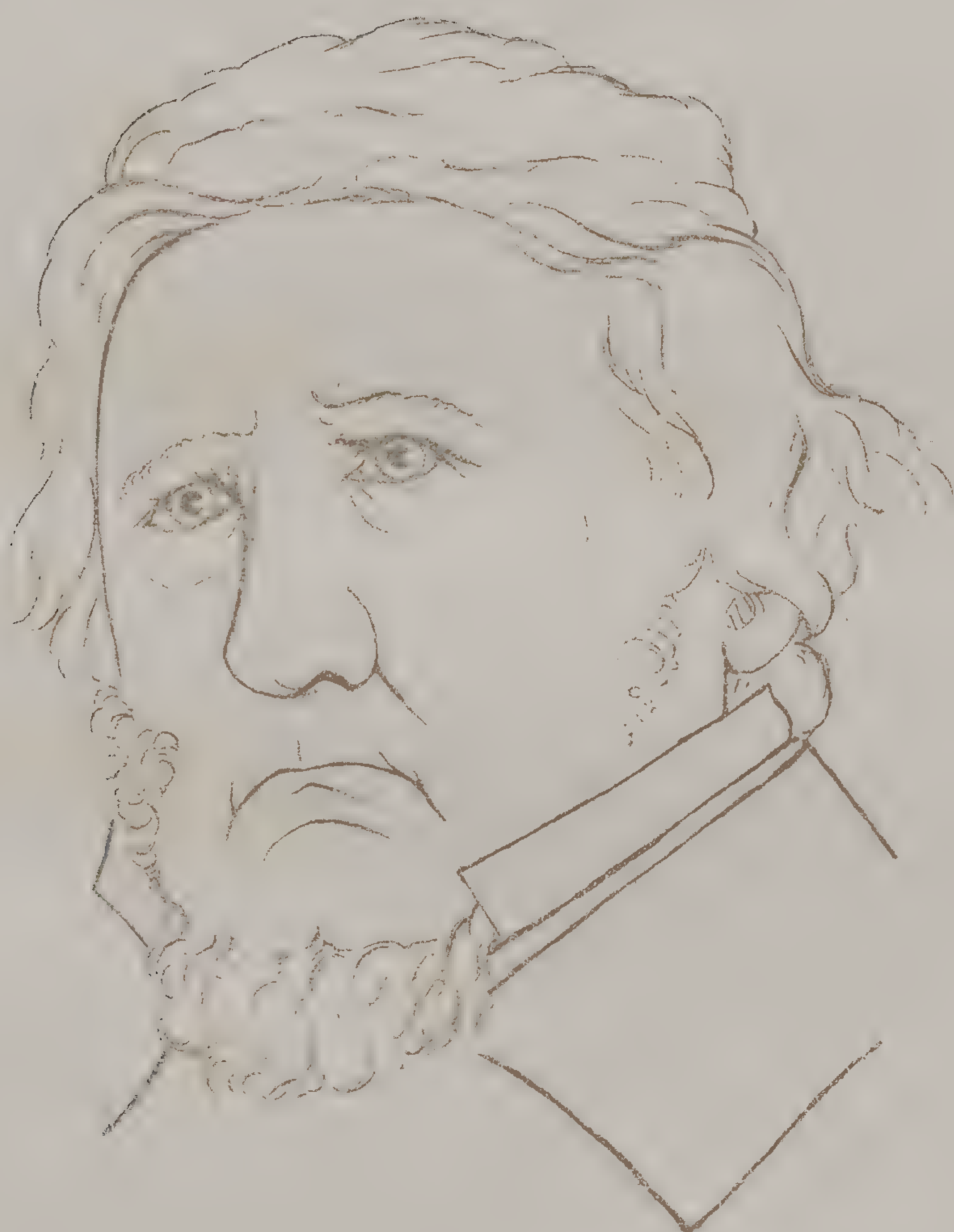
82.



83.

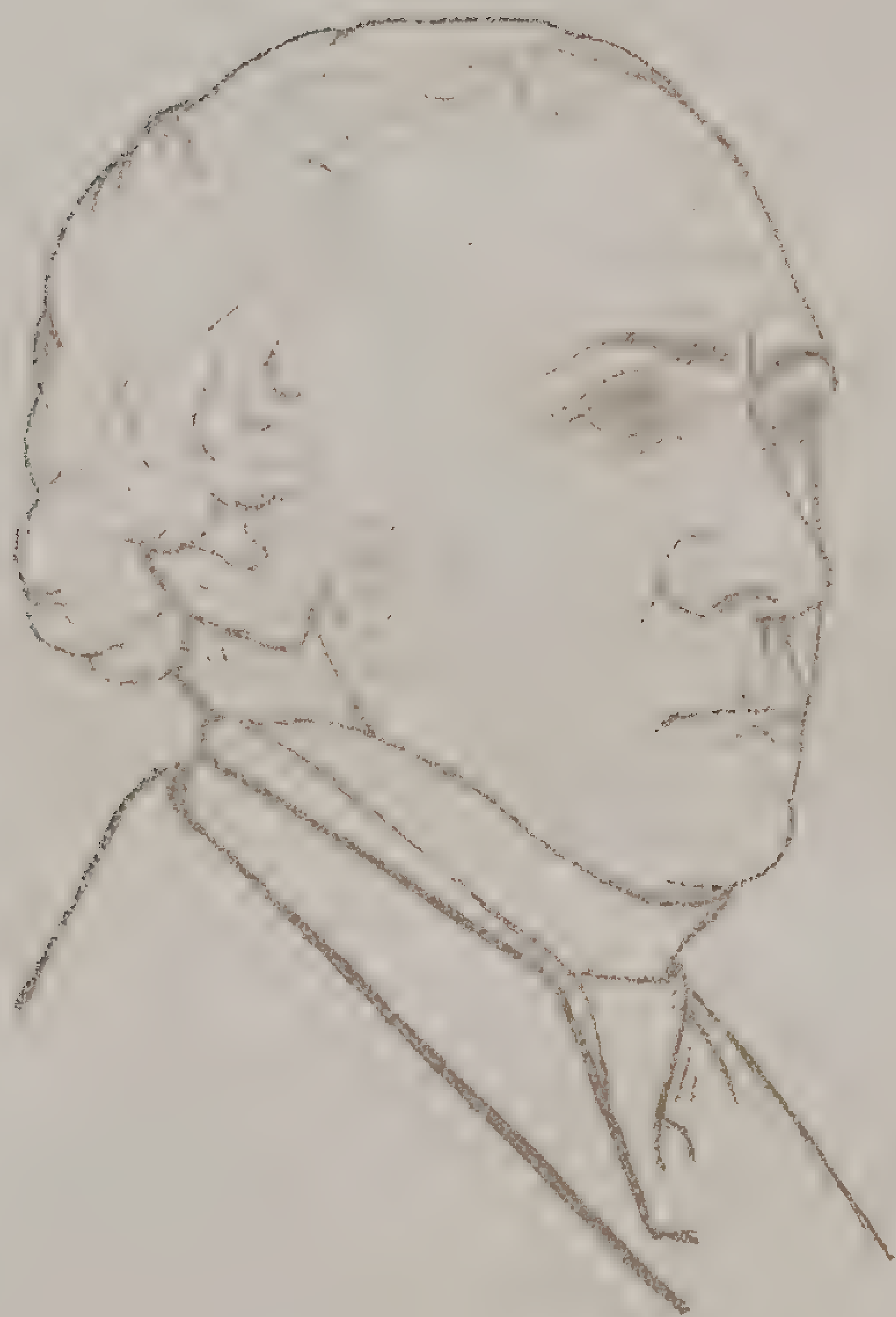


84.

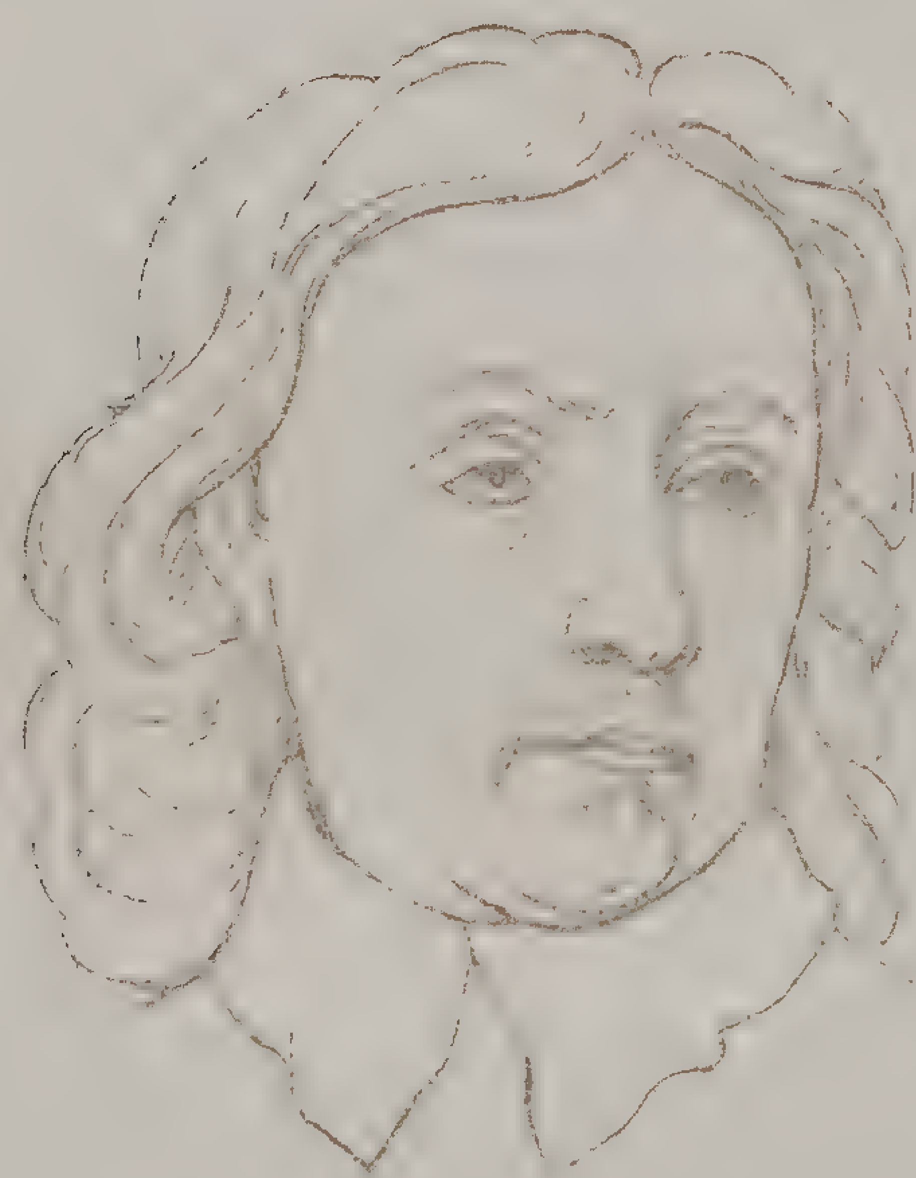


85 - 87

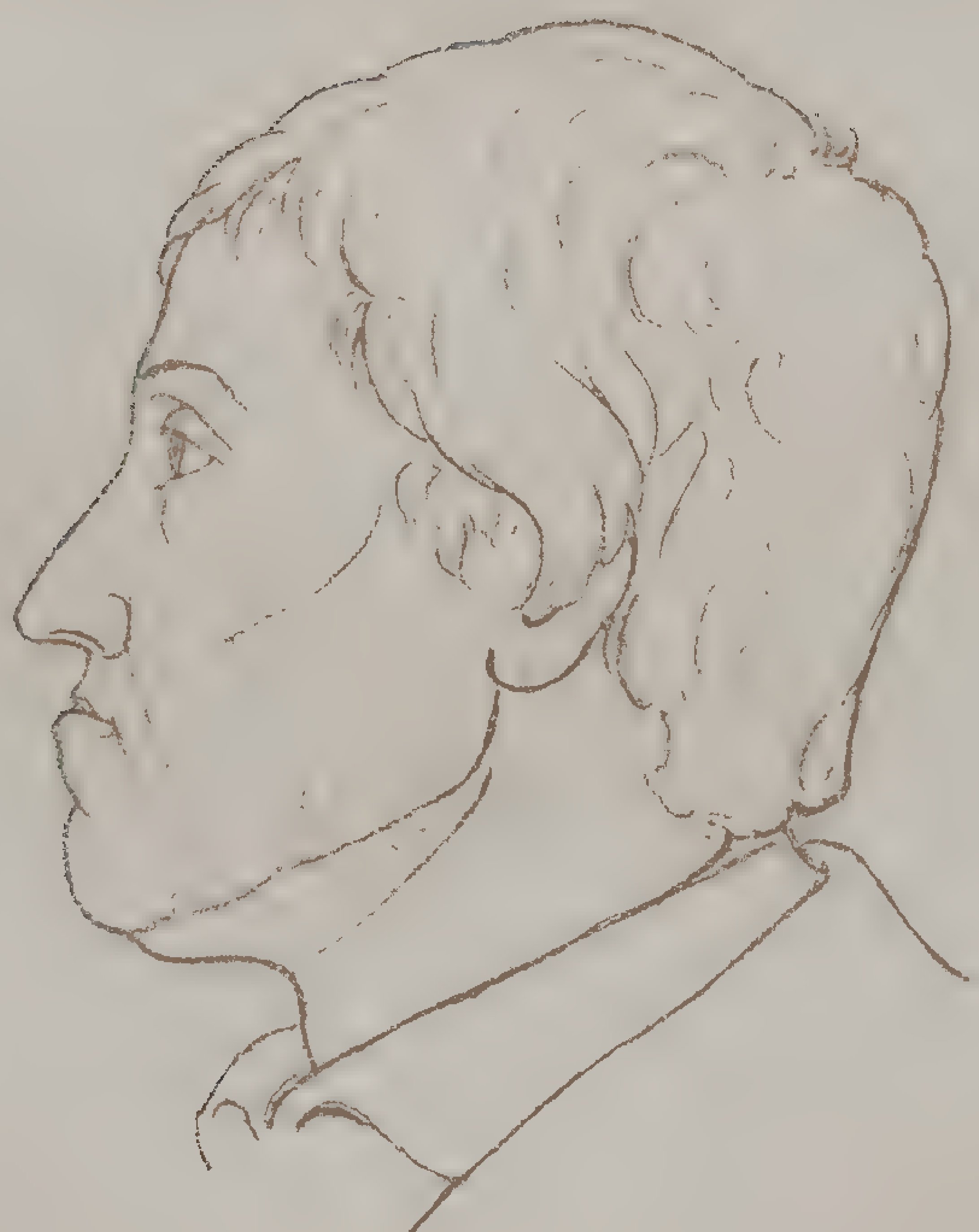
85.



86.



87.

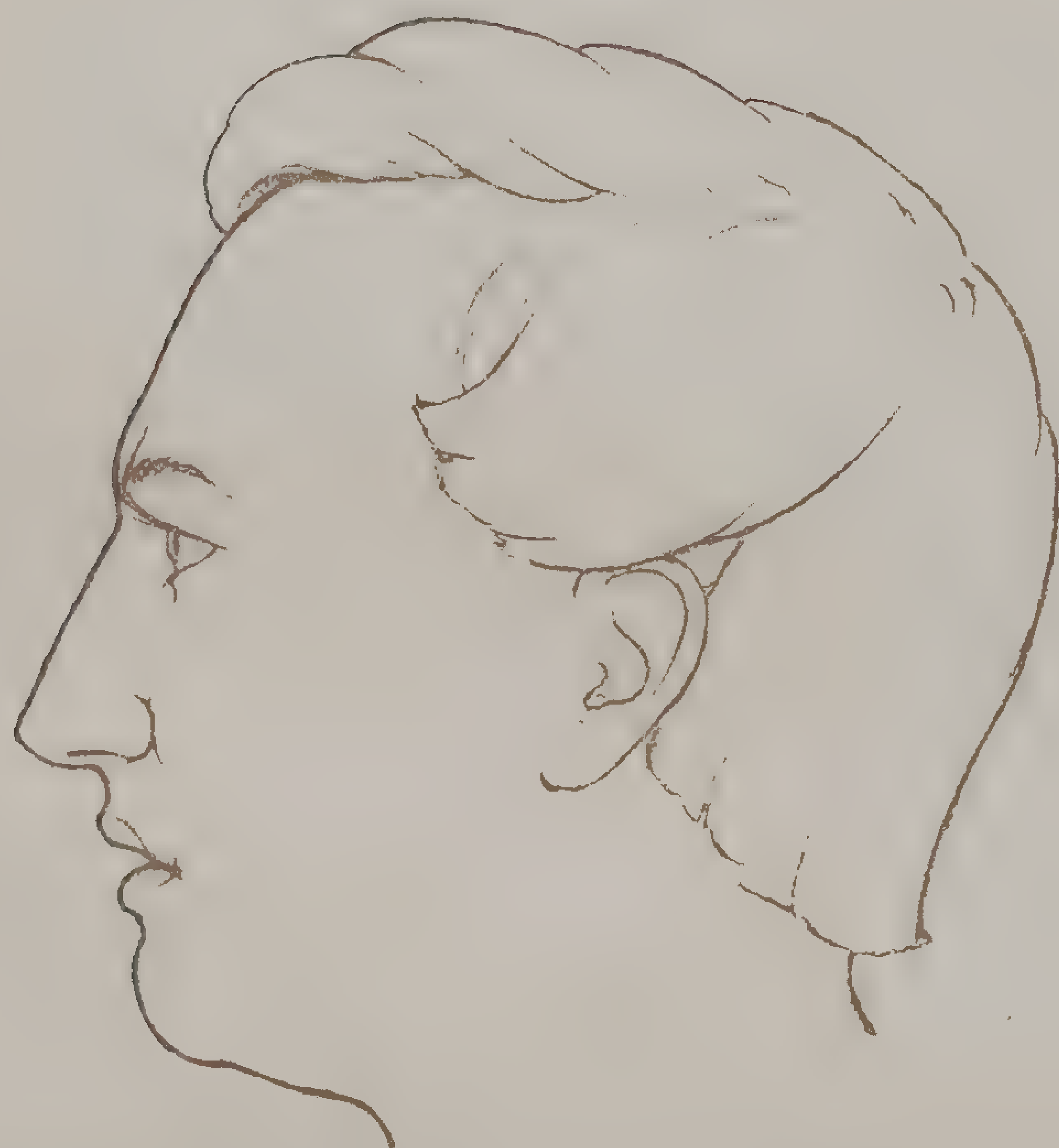


88 – 90

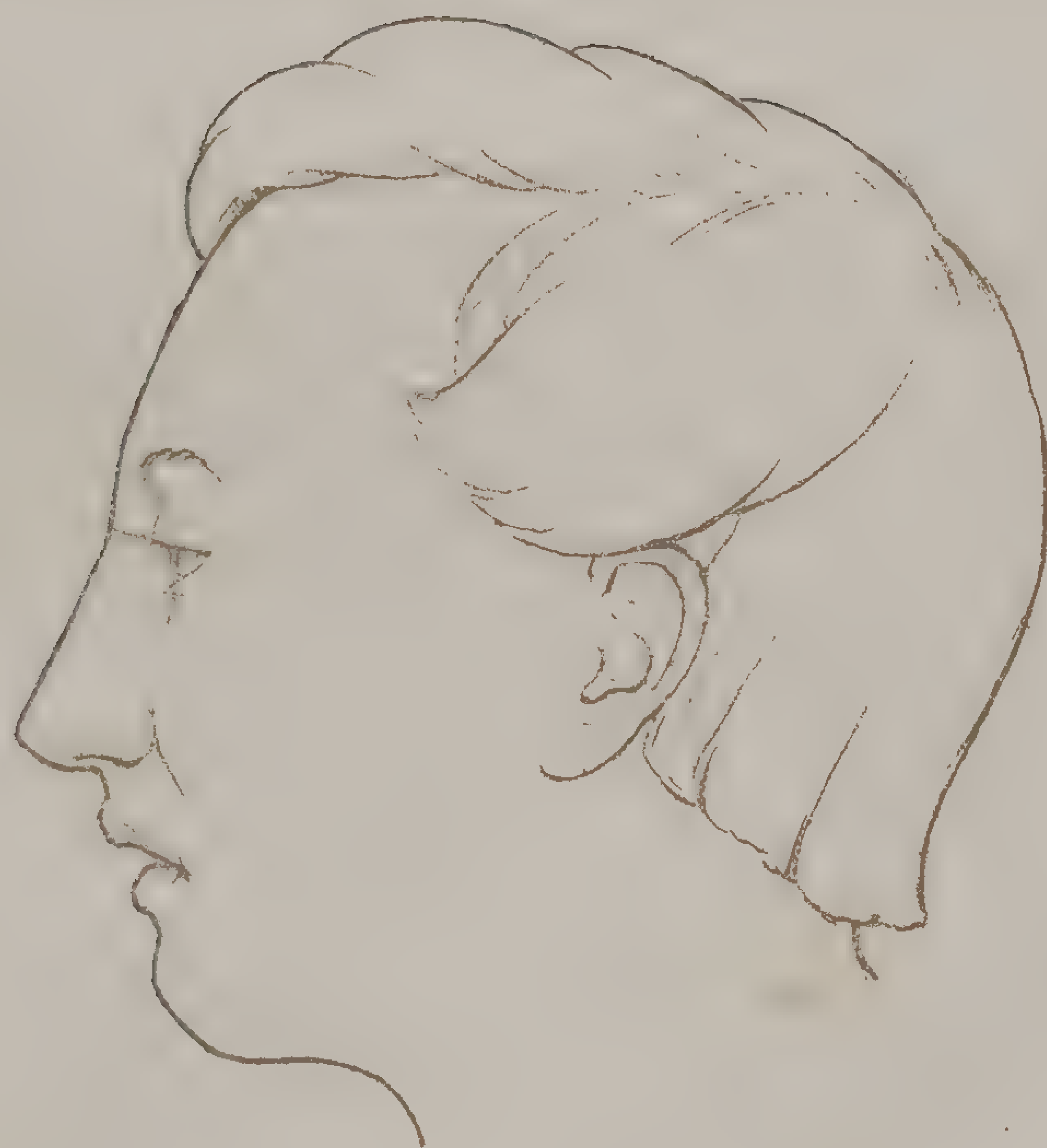
88.



89.

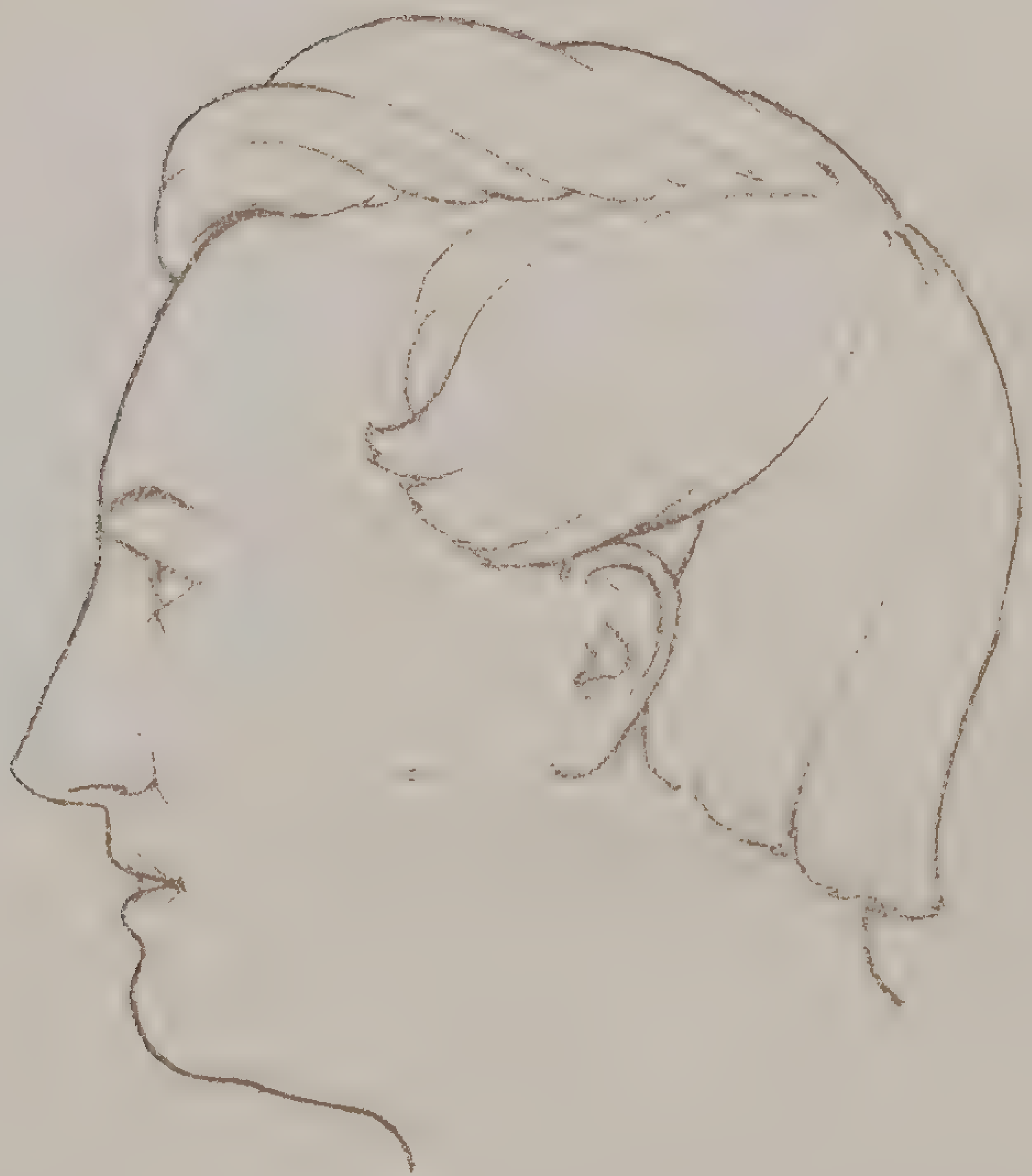


90.



91 - 93

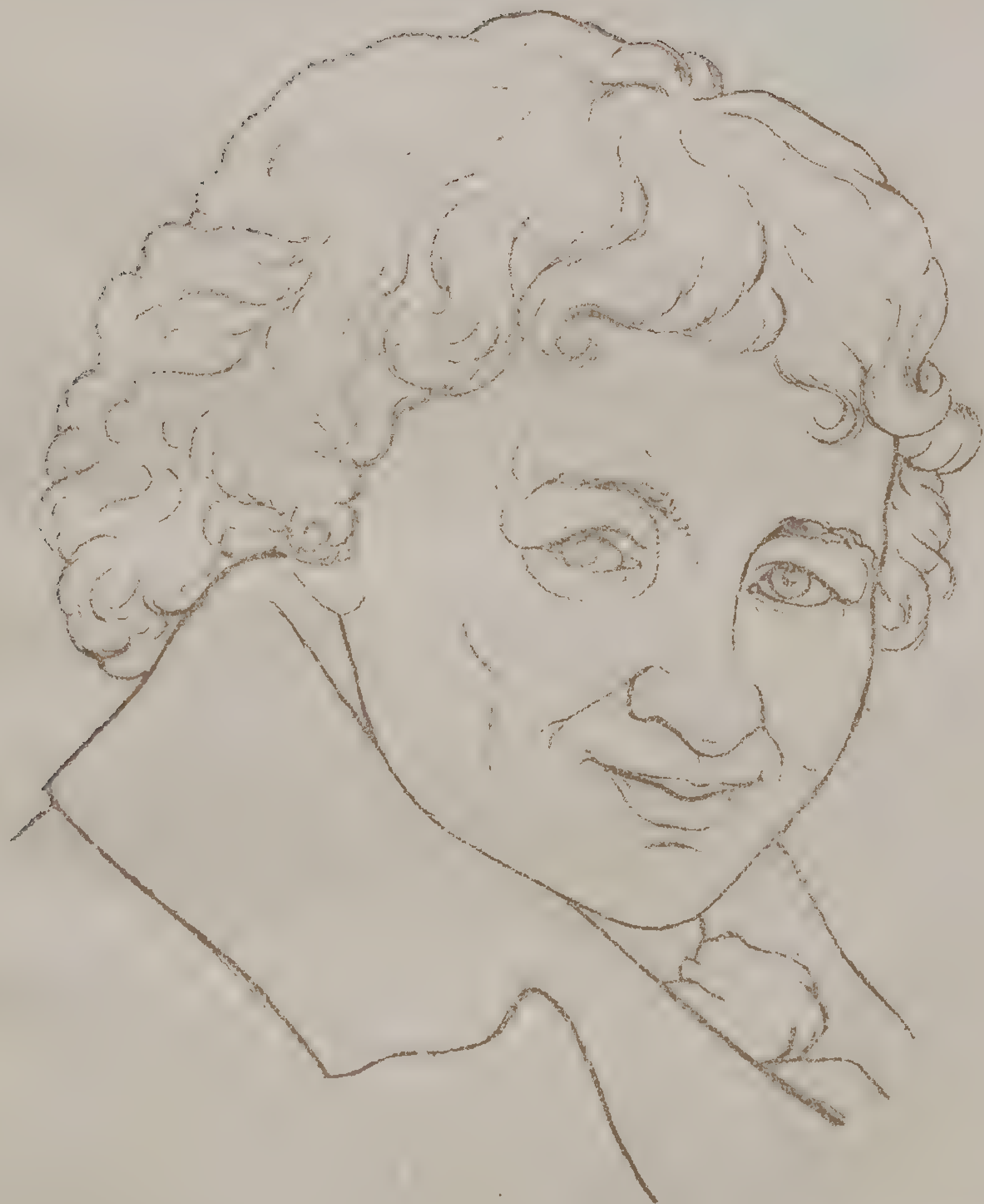
91.



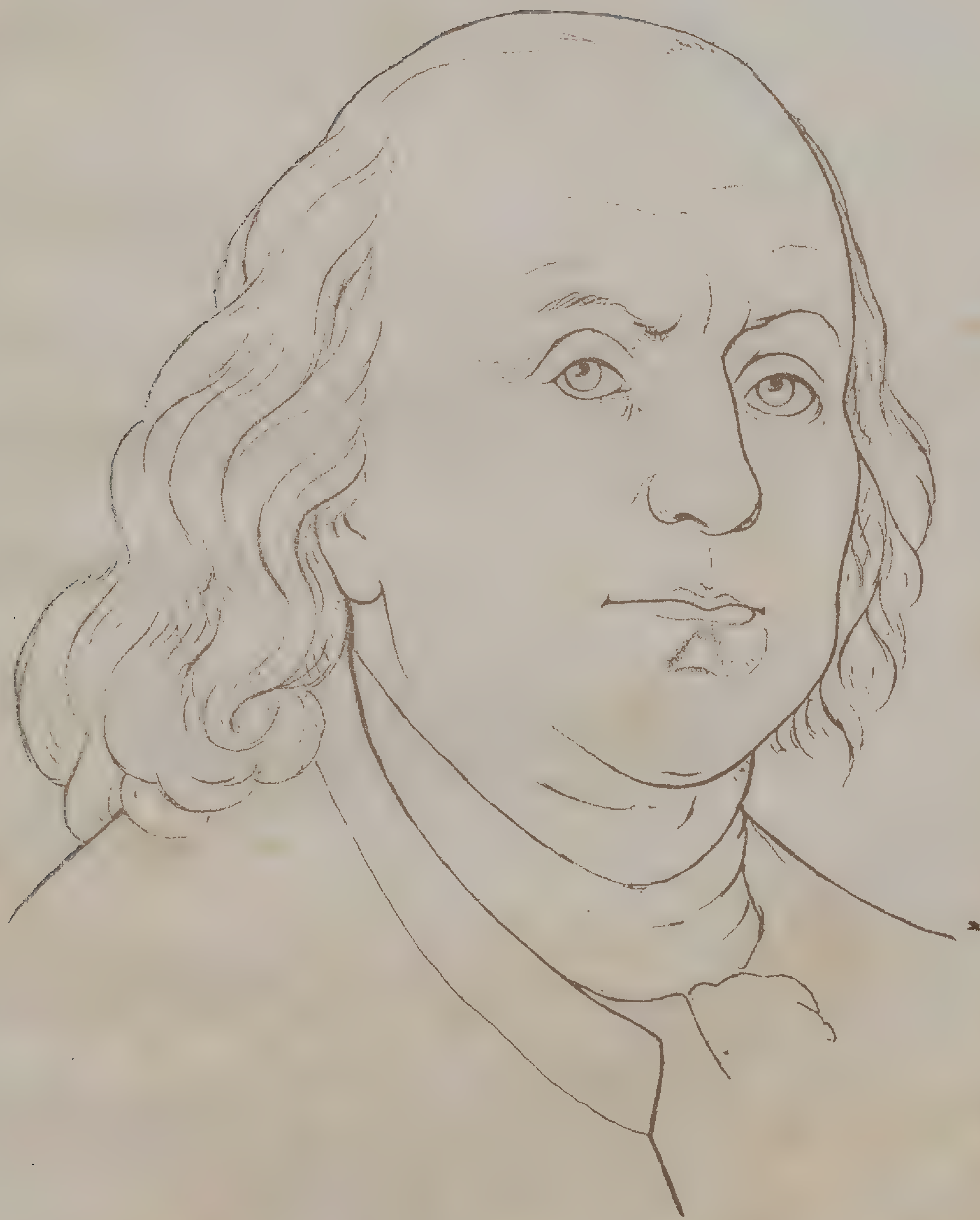
92.




93.



94.



...lithographie der Geb[illegible]



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

